This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 06935803 8

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R L

EBY
Archenholz

FRIEDRICH II.

J. W. von Archenholz,
vormaligen Hauptmanns in Königl. Preuß. Diensten.

Geschichte des siebenjährigen Krieges in Deutschland.

Für die Jugend bearbeitet

von

Dr. Theodor Heinsius,
ordentlichem Professor am Berlinischen Gymnasium.

Mit dem Bildniß Friedrichs des zweiten, einer illuminirten Charte vom Schauplatze des Krieges und sieben Kupfern.

Berlin,
in der Haude- und Spenerschen Buchhandlung.
(C. J. Josephy.)
1828.

W.T.P.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
768327A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1935 L

Sr. Königlichen Hoheit

dem

durchlauchtigsten Prinzen

von Preußen

Heinrich Wilhelm Adalbert.

KRAUS 24DEC'34

Durchlauchtigſter Prinz,

Gnädigſter Prinz und Herr!

Eine Schrift, die Friedrichs Thaten zunächſt für Preußens Jugend erzählt, darf wohl mit dem Namen eines hoffnungsvollen vaterländiſchen Prinzen ſich ſchmücken, deſſen großſinnige Ahnen einſt auf dem Kampfplatze der Ehre und der Gefahr unſterblichen Ruhm errangen.

Möge Ihnen, mein gnädigſter Prinz, das vorleuchtende Bild dieſer Größe ein Leitſtern erſcheinen zu jeder männlichen Tugend, wozu Preußen, das Land des

Muths und der Treue, die edlen Sproſſen ſeiner Kraft in ſeinen Fürſtenſöhnen aufblühen ſieht.

Ew. Königl. Hoheit

unterthänigſter

Theodor Heinſius.

Vorrede.

Die Geschichte des siebenjährigen Krieges von Archenholz ist unter den vielen Schriften des Verfassers eine der gelungensten, da sich hier sein ausgezeichnetes Talent für historische Darstellungen am glänzendsten gezeigt, und sein Fleiß in sorgfältiger Benutzung der Quellen, unterstützt durch die gesammelten Erfahrungen seiner eigenen Theilnahme an diesem Kriege, am besten bewährt hat. Zuerst erschien diese Geschichte in seinem historischen Taschenbuche für das Jahr 1789, dann erweitert in zwei Octav-Bänden zu Berlin 1793, wovon ein neuer, unveränderter Abdruck ohne Jahrzahl in demselben Verlage (bei Haude und Spener) herauskam, und übersetzt in mehrere lebende Sprachen, auch in einer sehr guten Lateinischen Uebersetzung von H. G. Reichard (Baireuth 1790, N. A. 1792, 8.). Archenholz hatte, wie er ausdrücklich in seinem Vorberichte bemerkt, die Absicht, mit seinem Werke ein Lesebuch für alle Stände in Deutschland zu liefern, weil er der Meinung war, daß gerade diese vaterländische Geschichte vorzugsweise den Stoff zu einem Volksbuch für Deutsche in sich trage, indem sie dadurch, daß sie den Beweis enthalte, was die auf Einen Zweck gerichteten Bestrebungen einer ganzen Nation unter einer weisen Regierung zu bewirken vermögend wären, den Geist des Volkes selbst nothwendig erhöhen müßte. Wenn gleich diese richtige Ansicht durch den Gedanken ge-

trübt wird, daß die einander feindlich Bekämpfenden zum Theil einem und demselben, einst verbrüderten, Volke angehörten: so fühlen wir uns doch dadurch gestärkt, daß ein besserer, aus den Trümmern germanischer Freiheit hervorgegangener, Zeitgeist, die alte Einheit der Gesinnung unter uns wieder geweckt, und das in Zwiespalt zerrissene Deutschland zur innern und äußern Verbindung seiner Völker auf eine eben so ruhmvolle als erfreuliche Weise hingeführt hat. Und so wird denn die Geschichte jener denkwürdigen Kriege in der Enkel- und Urenkelwelt Friedrichs und Theresiens nur die Deutsche Thatkraft hervortreten lassen, und der Phantasie ein Bild geben von dem, was beide für das Vaterland geleistet haben würden, wenn ihre Waffen vereint gegen einen äußern Feind gebraucht worden wären.

Aber das Andenken jener Heldenthaten, von denen unsere Väter mit Rührung sich erzählten, scheint für unsere Jugend, wenn auch nicht in dem Strom der Zeiten untergegangen, doch von der umfassenderen Masse großer Begebenheiten des Deutschen Freiheitskrieges verdrängt worden zu seyn. Wenige nur wissen davon mehr, als von jeder andern frühern oder gleichzeitigen Begebenheit Europa's, und doch fühlt sich das Herz des Deutschen Jünglings tief angeregt, wenn ihm von Friedrichs Schlachten erzählt, oder ein Gleimsches Kriegslied vorgelesen wird. Oftmals habe ich es in meinem Wirkungskreise erfahren, welch' einen sichtbaren Eindruck die lebhaften Schilderungen unsers Archenholz von den Siegen bei Prag, bei Roßbach, bei Leuthen und Zorndorf ꝛc. auf das Gefühl meiner Schüler machten, und wie sie immer mehr und mehr davon zu hören wünschten. Aber bei aller Vortrefflichkeit ist doch nicht Alles, was Archenholz Geschichte gibt, für die Jugend geschrieben. Vieles ist ungehörig und unverständlich für ein Alter, das für die politischen Verflechtungen der Staaten noch keine

Empfänglichkeit hat; Vieles in der Schilderung barbarischer Handlungen der Feinde gegen den schuldlosen und friedfertigen Theil der Menschheit zu grell und erschütternd, oder es streift zu nahe an der Grenze der Züchtigkeit vorüber, wo Neugier und Lüsternheit geweckt werden. Auch sind eine Menge von Kunstausdrücken des Kriegswesens dem größeren Theil der bürgerlichen Jugend unbekannt und unklar, und viele vermeidliche Fremdwörter, die beim Verfasser nach seiner und seiner Zeit Eigenthümlichkeit zur andern Natur geworden waren, sind jetzt eben so mißtönend für das Ohr, als die damalige Orthographie störend für das Auge.

Unter diesen Umständen schien es wünschenswerth, eine Schrift, die mehr für Männer als für Knaben und Jünglinge berechnet war, auch für die Jugend unserer Zeit brauchbar zu machen, und sie, nach dem Sinn und Geist ihres Verfassers, zu einem historischen Lesebuch für Deutsche Schulen *) zu stempeln, in denen die großen Muster Deutscher Thatkraft zur Weckung, Bildung und Erhaltung patriotischer Gefühle dienen, und so in dem aufblühenden Theil unseres Volks das ehrende Andenken an eine frühere

*) Es verdient hier besonders angemerkt zu werden, daß Archenholz Geschichte selbst in die Englischen Kriegsschulen Eingang gefunden hat. Die Berlinischen Nachrichten dieses Jahres enthalten darüber in Nr. 33. unter dem Artikel London folgende wörtliche Auskunft: „Das „große Interesse, welches die Königl. Englische Familie „an Deutschland, dessen Litteratur und Sprache nimmt, „theilte der verstorbene Herzog von York in hohem Grade. „In den Kriegsschulen, welche unter seiner Oberaufsicht, „als dem Generalissimus der Armee, standen, wurde da„her die Deutsche Sprache ausdrücklich gelehrt, und als „Lesebuch Archenholz Geschichte des sieben„jährigen Krieges eingeführt."

Heldenzeit wieder hervorrufen könnte. Zu diesem Zweck habe ich theils durch Weglassung, theils durch Zusätze, theils durch Vertauschung des Ausdrucks, oder durch Verminderung des Fremdartigen und Erläuterung der kriegerischen Kunstausdrücke, doch ohne das Wesen und den Geist des Verfassers zu verwischen, in Form und Materie geändert, das ganze, aus mehr als zwei Alphabeten bestehende, Werk auf die Hälfte zusammengedrängt, und eine kurze Uebersicht der beiden ersten Schlesischen Kriege, deren Gang zu eng mit der Erzählung des siebenjährigen und dritten Schlesischen Krieges zusammenhängt, in einer Einleitung vorausgeschickt. Als belehrende und angenehme Zugabe hat die Verlagshandlung nicht nur die Charte von dem Schauplatz des siebenjährigen Krieges, und die Bildnisse der ausgezeichnetsten Feldherren desselben, sondern auch noch die illuminirten Figuren von vier Truppengattungen, aus dem oben erwähnten historischen Taschenbuche, dieser Jugendschrift beigefügt. Möge der beabsichtigte Zweck, zu dem ich mich der Bearbeitung unterzog, Achtung und Liebe für Vaterland und Thron in dem Herzen der Deutschen Jugend immer fester und dauernder zu begründen, vollkommen erreicht werden!

Berlin, im August 1827.

Theodor Heinsius.

Einleitung,

die

Geschichte der beiden Schlesischen Kriege betreffend.

Friedrich, in der Geschichte Preußens der Zweite,*) in dem Herzen seines Volks der Einzige, hatte kaum den Thron seiner Väter bestiegen (31sten Mai 1740), als er zur Festhaltung wohl begründeter Rechte seines Hauses zu einem Kriege sich gedrungen fühlte, durch dessen glückliche Führung ihm selbst die Bahn des Ruhmes eröffnet, seinem Staate aber eine bedeutsamere Stellung gegen die übrigen Mächte Europa's angewiesen wurde. Man benennt diese ersten Kämpfe Friedrichs nach dem Lande, um dessen Besitz sie geführt wurden, die beiden Schlesischen Kriege, die gleichzeitig mit dem achtjährigen Oesterreichschen Erbfolgekrieg zusammentreffen, und denen dann der dritte, unter dem Namen des siebenjährigen Krieges folgt.

Erster Schlesischer Krieg

von 1740 — 1742.

Dasselbe Jahr, welches Friedrich II. auf den Thron rief, erledigte den Kaiserthron Oesterreichs durch den Tod Karl's VI, (20sten Octbr. 1740), mit dessen Ableben zugleich der Manns-

*) Nach seinem vollständigen Taufnamen Karl Friedrich, geb. am 24sten Januar 1712, gest. den 17ten Aug. 1786 Morgens 2½ Uhr auf seinem Sanssouci.

stamm des Habsburgischen Hauses erlosch. Schon früh war der Kaiser auf den Fall, daß er keinen männlichen Erben hinterlasse, bedacht gewesen, die Gewährleistung der so genannten pragmatischen Sanction, sowohl von den Ständen seiner Länder, als besonders von den auswärtigen Staaten zu erhalten, zu welchem Zweck er sogar bedeutende Opfer dargebracht hatte. Diese Sanction war ein Hausgesetz, kraft dessen die Erbfolgeordnung nach dem Rechte der Erstgeburt festgesetzt wurde, und in Ermangelung männlicher Nachkommenschaft, auch auf die weibliche übergehen sollte. Hiernach übernahm seine, 1717 geborene Tochter Maria Theresia, die gesammten Oesterreichschen Erbstaaten, und erhob ihren Gemahl Franz Stephan zum Mitregenten.

Obwohl nun die pragmatische Sanction von den bedeutendsten Mächten Europa's anerkannt, selbst von Frankreich verbürgt worden war, so fanden sich doch zwei bedeutende Fürstenhäuser, von denen das Eine auf den vollen Besitz der Oesterreichschen Erbländer, das Andere auf einen Theil derselben, Anspruch machte. Kurfürst Karl Albrecht von Baiern gründete seine Ansprüche an die Oesterreichsche Erbschaft auf seine Abstammung von Kaiser Ferdinand I., dessen Tochter Anna bei ihrer 1525 vollzogenen Vermählung mit dem Herzog Albercht V. von Baiern sich das Recht der Erbfolge, worauf sie damals zum Vortheil ihrer Brüder verzichtet, auf den Fall, daß der Mannsstamm erlöschen sollte, ausdrücklich vorbehalten hatte. So kam es denn, daß der Kurfürst Karl Albrecht sich jetzt als den einzig rechtmäßigen Erben von Oesterreich betrachtete. Friedrich II. dagegen machte Anspruch auf mehrere Schlesische Fürstenthümer, namentlich auf Liegnitz, Brieg, Wohlau und Jägerndorf, die seinen Vorfahren entrissen worden waren. Was das letztere betrifft, so war es am Anfange des dreißigjährigen Krieges 1623, von dem damaligen Kaiser Ferdinand II., dem Markgrafen Johann George von Brandenburg, einem Bruder des Kurfürsten Johann Sigismund, in der, wegen seiner Anhänglichkeit an den zum König von Böhmen gewählten Friedrich V. von der Pfalz, über ihn ausgesprochenen Achtserklärung genommen, und auch dem Sohne desselben, dessen Recht, da er kinderlos war, an die Kurlinie überging,

nicht wieder gegeben worden. Eben so hatte Leopold I. im J. 1675 Besitz von den Fürstenthümern Liegnitz, Brieg und Wohlau genommen, weil er sie bei dem Ableben des Herzogs Friedrich II. als heimgefallene Lehen betrachtete, ungeachtet dessen Haus eine Erbverbrüderung geschlossen, kraft welcher jene Fürstenthümer im Fall des Erlöschens des Liegnitzischen Mannsstamms an Kurbrandenburg fallen sollten.

Um diese Rechte in Güte geltend zu machen, wurden von Friedrich durch einen Preußischen Gesandten an die junge Königinn von Ungarn billige Vorschläge zur Abtretung eines Theils von Schlesien gethan, zugleich aber rüstete er ein Heer aus, das, bei der vorausgesehenen Verwerfung der gemachten Anträge, schon am 23sten Decbr. 1740 in Niederschlesien einrückte. Mit großer Schnelligkeit wurde das unvertheidigte Land genommen, das nur durch die drei Festungen Glogau, Brieg und Neisse Widerstand zu leisten vermochte, aber auch der Sinn der Einwohner für Friedrich geneigt gemacht, nicht bloß durch eine Rechtfertigungsschrift (Manifest), welche außer den Gründen der Besitznahme zugleich das Versprechen eines ungekränkten Eigenthums und einer freien ungestörten Religionsübung enthielt, sondern besonders durch die wirklich musterhafte Mannszucht, die in den Preußischen Heeresabtheilungen herrschte, welche durch die großen Namen: Erbprinz Leopold von Dessau, General Kleist und Feldmarschall Schwerin beseelt wurden. Erst im März des Jahres 1741 rückte ein Oesterreichsches Heer unter Anführung des Feldmarschalls von Neuperg, eines erfahrenen Feldherrn aus der Schule Eugens, in Oberschlesien ein. Friedrich, der während der Winterquartiere seiner Truppen, nach Berlin zurückgegangen war, hatte sich schon vor der Ankunft des feindlichen Feldmarschalls bei seinem Heere wieder eingefunden, und eröffnete den zweiten Feldzug mit der Eroberung der Festung Glogau, worauf er sich in Verein mit Schwerin gegen Neuperg wandte. Beide Heere trafen zusammen bei dem Dorfe Mollwitz, unweit Brieg, wo es am 10ten April zur ersten Schlacht kam, die, lange zweifelhaft und blutig, von dem jungen Monarchen begonnen, von dem ergrauten Schwerin fortgesetzt, und von dem Erbprinzen Leopold von Dessau glücklich ausgekämpft wurde, obwohl der Sieg theuer durch

2500 Todte und 3000 Verwundete von Preuß. Seite errungen war.

Dieser Sieg, der über Schlesiens Schicksal entschied, erregte die Aufmerksamkeit aller Mächte Europa's, und weckte zugleich alle Feinde der Maria Theresia zu Bundesgenossen des jungen Königs, ohne daß dieser sie suchte. Frankreich, obwohl es dem Kaiser Karl VI. die pragmatische Sanction verbürgt hatte, erbot sich zu einem Bündnisse mit Preußen, und entwarf einen Plan, den Kurfürsten Karl Albrecht von Baiern, der jetzt Anstalten machte, seine Ansprüche an die Oesterreichischen Erblande mit gewaffneter Hand durchzusetzen, mit Französischen und Preußischen Truppen kräftig zu unterstützen, und ihm zur Kaiserwürde zu verhelfen. Sogar gelang es der Französischen Politik, den Kurfürsten von Sachsen August III. mit in das Bündniß gegen die Maria Theresia zu ziehen, und zugleich Spanien für die Sache zu gewinnen, indem Frankreich dem Kurfürsten von Sachsen Mähren und Oberschlesien, Spanien aber die Italiänischen Länder zu verbürgen suchte, während es für sich selbst die Niederlande ausersehen hatte.

In Folge dieses Bündnisses begann nun der Oesterreichische Erbfolgekrieg, der, zur Zerstückelung des so mächtigen Habsburgischen Kaiserstaats, durch Französisch-Baiersche Heere anfangs glücklich geführt, für Friedrich II. mehr als ein Ableiter feindlicher Kraft, nicht als eine wirklich thätige Beihülfe zur Erreichung seines Zwecks zu betrachten ist. Denn Maria Theresia, von allen Seiten bedrängt, und genugsam beschäftigt mit den Franzosen und Baiern, die in das Herz ihrer Staaten und bis in die Nähe der Kaiserstadt vorgedrungen waren, fand sich genöthigt, dem Rath Englands gemäß, auf einen Frieden mit Preußen, als ihrem thätigsten und furchtbarsten Gegner, zu denken. Ein geheimer Waffenstillstand, der zwischen Oesterreich und Preußen unter Vermittelung Englands verabredet, und in welchem dem Könige die Abtretung von ganz Schlesien, bis auf Troppau und Jägerndorf, versprochen wurde, führte indessen noch nicht zum Ziele. Mancherlei Fehler der Bundesgenossen, und ein durch Oesterreichs Enthüllung des geheimen Waffenstillstandes entstandenes Mißtrauen unter ihnen bestimmten Friedrich II., ohne Rücksicht auf jene Ver-

abredung wieder ernstlich gegen-Oesterreich zu verfahren, worauf Prinz Karl-Alexander von Lothringen von seiner Königinn den Befehl erhielt, den Preußen eine Schlacht zu liefern. Die Oesterreicher besetzten zu dem Ende die Stadt Czaslau in Böhmen, in deren Nähe sich der Prinz Leopold mit dem Preuß. Hauptheere befand. Hier nun kam es bei dem Flecken Chotusitz am 17ten Mai zu einer Schlacht, welche den Preußen abermals den Sieg über die Oesterreicher verschaffte, die in großer Unordnung und mit bedeutendem Verlust das Schlachtfeld verließen.

Nun erst war Maria Theresia geneigt, dem Glück eines jungen kühnen Monarchen zu weichen, und, einwilligend in die Vorschläge der Englischen Vermittler, wurden am 11ten Junius 1742 die Friedenspräliminarien zu Breslau unterzeichnet, auf deren Grund der völlige Friedensschluß am 28sten Julius zu Berlin zu Stande kam. In Folge desselben erhielt Friedrich Ober- und Niederschlesien, und die Grafschaft Glatz, mit Ausnahme des Fürstenthums Teschen und eines Theils der Fürstenthümer Troppau und Jägerndorf, wogegen er sich anheischig machte, an England eine auf Schlesien gemachte Oesterreichische Schuld von 1,700,000 Thalern zu bezahlen. Sachsen trat diesem Frieden bei, und England und Rußland leisteten die Gewähr.

Zweiter Schlesischer Krieg

von 1744 — 1745.

Während Friedrich II. den für ihn eingetretenen Friedenszustand benutzte, sein neues Besitzthum zu befestigen, sein Heer zu vermehren, und durch Sparsamkeit seinen im vorigen Kriege fast ganz erschöpften Schatz wieder zu füllen, wurde der Oesterreichische Erbfolgekrieg von Seiten der Maria Theresia gegen Baiern mit dem glänzendsten Erfolge fortgesetzt. Zwar hatte es der Kurfürst von Baiern dahin gebracht, sich schon im J. 1742 als Kaiser Karl VII. in Frankfurt a. M. gekrönt zu sehen; aber an demselben Tage (am 12ten Febr.) hatten auch die Oesterreicher seine Hauptstadt München eingenommen, und wenn gleich er sie im Octbr. wieder erobert,

weil die Oesterreichischen Heere einstweilen gebraucht worden waren, Böhmen von den Franzosen zu reinigen, so hatte doch der Prinz von Lothringen im Frühling 1743 nach der gewonnenen Schlacht bei Simpach (am 9ten Mai) die Baierschen Lande wieder besetzt, und den neuen Kaiser gezwungen, am 8ten Junius seine Hauptstadt den Feinden abermals zu überlassen, sich selbst aber nach Frankfurt zu flüchten, wo er von Französischen Gnadengeldern lebte, während die Französischen Truppen müßige Zuschauer seines Unglücks waren. Da nun zu gleicher Zeit auch England sich ernstlicher in diese Angelegenheit mischte, indem Georg II. in Person seine, aus Engländern, Hannoveranern und Oesterreichern zusammengesetzte, so genannte pragmatische Armee in die Rheingegenden führte, und die Franzosen nach der Schlacht bei Dettingen (27sten Jun. 1743) über den Rhein zurücktrieb, auch am Ende des Jahres (20sten Decbr.) zwischen Oesterreich und Sachsen ein Vertrag zu Stande kam, in welchem beide Theile sich ihre Erbländer verbürgten: so mußte dieser für Maria Theresia so glückliche Gang der Begebenheiten in Friedrich II. die gerechte Besorgniß erregen, daß ihm sein eben erworbenes Schlesien wieder entrissen werden möchte.

Unter diesen Umständen verbündete er sich ingeheim mit Frankreich (April 1744), mit Karl VII. und mit Pfalz und Hessen-Cassel (Mai 1744) zu Frankfurt, in der doppelten Absicht, der Sache des Kaisers durch einen Einfall in Böhmen aufzuhelfen, und dieses Land für ihn und für sich zu erobern. Dagegen trat Sachsen öffentlich auf Oesterreichs Seite.

Mit einem Heere von 100,000 Mann rückt Friedrich im August des Jahres 1744 in Böhmen ein, erobert Prag, und zieht unverzüglich den Oesterreichischen Grenzen entgegen. Allein die vom Rhein her unter dem Prinzen von Lothringen gegen ihn andringende Feindesmacht, mit der sich ein Corps von 22,000 Mann Sachsen und ein Haufe leichter Ungarischer Reiterei vereinigte, und die Feindseligkeiten des Böhmischen Landvolks, dessen Haß den Preußen alle Lebensmittel entzog, zwangen den König Böhmen zu verlassen und sich im November nach Schlesien zurück zu ziehen, wo er, obwohl beunruhigt von den unaufhörlich umherstreifenden leichten

Reiterschaaren, seine Winterquartiere aufschlug, während die Franzosen den Weggang des Prinzen von Lothringen bloß zur Belagerung und Eroberung von Freiburg (25sten Nov. 1744) im Breisgau benutzten. So war Friedrichs Lage, als Karl VII. plötzlich (den 20sten Jan. 1745) in seiner Residenz München starb, die er im Herbst des vorigen Jahres den Oesterreichern wieder abgenommen hatte.

So günstig dieser Todesfall für Maria Theresia seyn mußte, da nun unter den Kurfürsten Keiner mehr war, der ihrem Gemahl die Kaiserwürde streitig machen konnte; so schlimm schien der Stand der Dinge für Friedrich II., um so mehr, als der Oesterreichische Hof mit England, den Niederlanden und Sachsen kurz vor Karl's Tode ein Bündniß zu Warschau eingegangen (den 8ten Januar), und in einem Manifest erklärt hatte, daß Schlesien dem Hause Oesterreich heimgefallen sey, da der König von Preußen den Breslauer Frieden gebrochen habe. Auch wurde mit dem jungen Kurfürsten von Baiern, Maximilian Joseph (am 22sten April 1745) ein friedlicher Vertrag zu Füssen im Bisthum Augsburg geschlossen, der die Maria Theresia in den Stand setzte, das Heer, welches bisher im Baierlande gekämpft hatte, nun gegen die Franzosen und Preußen gebrauchen zu können. Friedrich war also von jetzt an auf sein Glück und seine eigene Thatkraft verwiesen.

Schon hatten die Oesterreicher die Städte Hirschberg, Landshut und Schmiedeberg besetzt, ganz Oberschlesien mit ihrer Mannschaft überschwemmt, und überall gebrandschatzt, als der König sein Heer bei Frankenstein zusammenzog. Hier erfuhr er, daß der Prinz von Lothringen in Vereinigung mit den oben erwähnten 22,000 Mann Sachsen gegen ihn vorrücke, entschlossen, durch eine Schlacht das Schicksal Schlesiens zu entscheiden. Friedrich, sich stellend als zöge er sich furchtsam in die Gebirge von Schweidnitz und Striegau zurück, lockte den sichern Feind näher, der endlich in den Dörfern der Landstraße von Jauer nach Landshut einen Haltpunkt fand (am 3ten Junius), wo er sich seiner Sorglosigkeit überließ. Aber kaum ergraute der Morgen des 4ten Juni, als die Preußen in schönster Schlachtordnung unter dem Don-

ner der Kanonen mit Mann und Roß von ihren Anhöhen hereinbrachen, und mit Säbel und Bajonet auf das feindliche Heer losstürmten. Abends 9 Uhr war die Schlacht zum Vortheil Friedrichs entschieden. Siebentausend Gefangene, sechs und sechszig Kanonen und siebzig Fahnen waren, außer den fünftausend Todten, welche den Wahlplatz deckten, der Preis des Tages. Dies war die berühmte Schlacht bei Hohenfriedberg.

Da der geschlagene Feind sich nach dem Böhmerlande zurückzog, so folgte ihm der König nach, um dadurch seinem Schlesien eine Erleichterung zu verschaffen. Beide Heere bezogen dort ein festes Lager, und Friedrich begnügte sich mit dem kleinen Krieg, theils weil er einen Theil seines Heeres zur Vertreibung der Oesterreicher und Wiedereroberung von Kosel abgeschickt, theils weil sich zwischen ihm und England, welches die deutschen Händel beendigt zu sehen wünschte, zu Hannover Unterhandlungen angeknüpft hatten, die zu einem friedlichen Verein mit Oesterreich hinzuführen schienen, da Friedrich der Große den Herzog Franz als Kaiser anzuerkennen versprach. Allein Maria Theresia hatte dafür kein Ohr. Sie bewirkte vielmehr, daß ihr Gemahl Franz zum deutschen Kaiser, ohne Einholung der Brandenburgischen Stimme gewählt wurde (13ten Septbr. 1745), und schickte zur nachdrücklichen Fortsetzung des Krieges eine bedeutende Verstärkung zum Heere des Prinzen von Lothringen, der nun in seinem Lager bei Königingrätz eine Heeresmacht von 40,000 Mann aufstellte, und mit dieser in voller Schlachtordnung gegen Friedrich anrückte (30sten Septbr. 1745). Der König, nicht gefaßt auf eine Schlacht, indem er nur 18,000 Mann bei sich hatte, entwarf dennoch in aller Besonnenheit einen Plan zur Vertheidigung, und obwohl er bei den Angriffen der Oesterreichischen Batterien eine Menge braver Krieger verlor, so entschied doch sein Glück in Verbindung mit Preußischer Tapferkeit nach fünfstündigem Blutkampfe für ihn, indem die Feinde sich in das Gebirge zurückzogen. Dies war die Schlacht bei Soor (im Königingrätzer Kreise), die außer den Kanonen und Gefangenen, welche die Preußen erbeutet, den Muth derselben und das Vertrauen zur Unüberwindlichkeit ihres Königs belebte.

Nachdem Friedrich sein Heer, nicht ohne große Beschwerden, durch die engen Pässe bei Schatzlar wieder nach Schlesien zurückgeführt hatte, begab er sich am 28sten Octbr. nach Berlin, um dort die eingeleiteten Unterhandlungen zu dem ihm selbst wünschenswerthen Frieden fortzusetzen. Aber schon im folgenden Monat wurde ihm ein feindlicher Plan entdeckt, nach welchem Oesterreicher und Sachsen auf Berlin marschiren, und den König unter den Bedingungen zum Frieden zwingen sollten, daß er auf Schlesien verzichte, und Magdeburg mit dem Gebiet von Kottbus und Peiz an Sachsen abtrete. Ohne Zeitverlust brach Friedrich auf, um dem Anschlag zuvor zu kommen, zog seine Truppen in Schlesien zusammen, ging damit auf Görlitz los, schlug vier Sächsische Regimenter, nachdem er ihnen Kanonen, Pauken, Fahnen und Feldgeräth genommen, in die Flucht, rückte dann in die Stadt, und befahl von da aus dem Fürsten Leopold von Dessau, mit seinem bei Halle versammelten Heere, in das Kurfürstenthum einzudringen. Leopold nahm Leipzig mit Capitulation, rückte gegen Dresden vor, welches der König August III. bereits verlassen hatte, und schlug (am 15ten Decbr.) eine Meile davon das ganze Sächsische Heer bei Kesselsdorf, wo er 5000 Gefangene und 48 Kanonen erbeutete, so daß Friedrich, der an dem Schlachttage mit seinem Hauptheere in Meißen stand, am 18ten seinen Siegeseinzug in Dresden halten konnte.

Das Schnelle und Außerordentliche in diesem Gange der Begebenheiten hatte auf Sachsen und Oesterreich einen so vernichtenden Eindruck gemacht, daß beide, höchst bereitwillig zum Frieden, nur ihre Verwunderung über die Mäßigung Friedrichs zu erkennen gaben, der bloß seinen alten, schon zu Hannover eröffneten Friedensplan erneuerte. So kam der Friede zu Dresden (am 25sten December 1745) zu Stande, nach welchem Friedrich den Gemahl der Maria Theresia Franz I. als Kaiser anerkannte, das durch die Kraft seiner Waffen eroberte und behauptete Schlesien behielt, und Sachsen eine Million Thaler rückständige Kriegsschatzung an Preußen zu zahlen versprach. Drei Tage darauf, am 28sten Decbr., zog Friedrich in seine Residenz ein, wo ihn das Jubelgeschrei der Berliner unter mannigfachen Ehrenbezeigungen empfing. So endete der zweite Schlesische Krieg.

Aber noch dauerte der Oesterreichsche Erbfolgekrieg in den Niederlanden fort, wo die Franzosen mehrere Siege über die Oesterreicher davon trugen. Erst, nachdem alle Theile sich erschöpft, ward zu Aachen im April 1748 ein Congreß eröffnet, und in demselben Monat der Friede von England, Holland und Frankreich unterzeichnet.

Geschichte
des
siebenjährigen Krieges.

Erstes Buch.

(1756.)

Der Aachner Friede hatte nach einem langen Kriege allen Völkern Europens Ruhe verschafft; die Künste des Friedens blüheten wieder, und man hielt die Erneuerung kriegerischer Scenen auf viele Jahre entfernt. Indessen waren doch die größten Beherrscher dieses Welttheils zu eben der Zeit nichts weniger als friedlich gesinnt. Nie wurde in den Cabinetten mit größerm Eifer gearbeitet, dem Dämon des Krieges neue Opfer zu bringen. Es gelang auch. Bündnisse wurden nicht sowohl auf die Grundsäulen einer weisen Staatskunst, als auf Privat-Leidenschaften errichtet. Der Wunsch, Eroberungen zu machen, war ganz der Begierde untergeordnet, Haß und Rache zu befriedigen. Zwei Fürstinnen, die damals als Selbstherrscher zahlreicher Völker regierten, Maria Theresia von Oesterreich und Elisabeth von Rußland, glaubten von einem Monarchen beleidigt zu seyn, auf den die Augen aller Nationen gerichtet waren, der mit Lorbeeren gekrönt bereits zwei Kriege geendigt hatte, dessen hohe Geistesfähigkeiten allgemeine Bewunderung erregten, und der in seinen Regenten-Tugenden als das Muster der Könige gepriesen wurde. Ihn zu demüthigen, oder vielmehr seine politische Existenz zu vernichten, wurden daher die zweckmäßigsten Entwürfe gemacht. So entstand ein Krieg, der in Ansehung der

großen Menge bewaffneter Heerschaaren von so verschiedenen Völkern und Zungen, der erstaunlichen Ungleichheit der streitenden Mächte, der Feldherren und ihrer Thaten, der angewandten verfeinerten Kriegskunst, der blutigen Schlachten und Belagerungen zu Lande und zu Wasser, und deren Folgen, der sonderbaren Begebenheiten so mannigfaltiger Art, und der Ausdehnung in allen Welttheilen und Meeren, zu den außerordentlichsten gehört, die je die Erde verwüstet haben.

Schlesien, ein schönes, mit arbeitsamen Einwohnern bevölkertes Land, war ein zu großer Verlust, als daß er so leicht von der Kaiserin-Königin Maria Theresia hätte verschmerzt werden können. Der Werth desselben wurde erst erkannt, als Friedrich die Producte dieses Landes und die Industrie seiner Bewohner auf eine ihm eigne Art benutzte. Es durch mächtige Verbindungen wieder zu erobern, schien ein leichtes zu seyn. Elisabeth, Kaiserin von Rußland, die sich durch eine nachtheilige Aeußerung Friedrichs über ihren Privat-Character höchlich beleidigt fand, trat zuerst dem Bunde bei; ein gleiches that der König von Polen und Kurfürst von Sachsen, August der dritte, der durch seinen fürchterlichen Nachbar schon einmal aus seiner Residenz vertrieben worden war, und der bei dessen Demüthigung Sicherheit für die Zukunft, und neue Provinzen zu erhalten hoffte; er erneuerte jetzt das im Jahre 1745 mit Oesterreich geschlossene Bündniß; und endlich vermehrte auch die Anzahl von Preußens mächtigen Feinden Ludwig der funfzehnte, König von Frankreich, dem es eigentlich darum zu thun war, das Kurfürstenthum Hannover zu erobern, und dem die von ihm durch Subsidien abhängenden Schweden folgten.

So entstand ein ungeheures Bündniß der größten Mächte Europa's wider eine junge Monarchie, wie es seit Jahrhunderten ohne Beispiel war.

Man suchte jetzt in Wien einen Vorwand zum Kriege, und fand ihn bald in dem unbedeutenden Streit, den der König von Preußen damals mit dem Herzog von Mecklenburg-Schwerin wegen der Recrutirung seiner Truppen hatte. Friedrich bezog sich bei dieser Fehde auf gewisse Rechte seines Hauses, die er durch seine Gewalt geltend gemacht hatte. Man nannte dies in Oesterreich eine Verletzung des West-

phälischen Friedens, und sprach von Aufrufung aller Mächte, die denselben verbürgt hatten. Dies war das Vorgeben, womit man den geheimen großen Tractat zur Theilung aller Länder eines nicht mächtigen Königs zu beschönigen suchte.

Wirklich wäre der Untergang Friedrichs durch dies Bündniß ganz unvermeidlich gewesen, wenn er nicht durch die Verrätherei eines Sächsischen Kanzlei-Secretairs, Namens Menzel, Nachricht von dem ihm so gefährlichen Bündnisse bekommen hätte. Dieser nämlich lieferte dem Preußischen Gesandten Malzahn in Dresden die Originale der geheimsten Depeschen zur Abschrift, die in einem Schranke aufbewahrt wurden, zu welchem der Gesandte Nachschlüssel in Berlin verfertigen ließ. Durch diese zeitige Entdeckung der politischen Entwürfe wurde die Gefahr eines Fürsten geschwächt, der auf eine bisher in Europa noch nie erhörte Art mitten im Frieden beständig zum Kriege vorbereitet war, der das große Talent eines Heerführers in einem seltenen Grade besaß, und bei einer reichlich gefüllten Schatzkammer 160,000 Mann der geübtesten Soldaten hatte. Diese Vortheile wußte sein großer Geist aufs beste zu nutzen, und da sich der Wiener-Hof wiederholt weigerte, ihm auf eine bestimmte Art die verlangten Friedens-Versicherungen zu geben, ja sogar, als der Preußische Gesandte Klinggräf die verrathenen Geheimnisse aufdeckte, die unfreundlichen Antworten erneuerte, und alles abläugnete, entschloß er sich schleunig, seinen Feinden zuvorzukommen, und griff selbst zuerst zum Schwert. Nie war ein Krieg gerechter. Friedrich hatte kein anderes Mittel sich aus der ihm drohenden Gefahr zu retten, oder sie zu schwächen, als die Gefahr selbst aufzusuchen.

Die Bundesgenossen hatten damals ihre Zurüstungen kaum angefangen; es fehlte allenthalben an Geld, und die zum Kriege bestimmten Truppen lagen noch größtentheils ruhig in ihren Standquartieren, von den Pyrenäischen Gebirgen bis zum Caspischen Meere, als der König von Preußen im Monat August 1756 sich wie ein Riese von seinem Lager erhob, und mit 60,000 Mann in Sachsen einfiel. Die Besitznehmung dieses Landes war ihm zum Eindringen in Böhmen durchaus nothwendig; auch wurde er dadurch Meister von der Elbe, ein Umstand, der ihm große Vortheile

gewährte. Alle bewaffnete Haufen zogen sich in größter Eile zurück, und die wichtigen Städte Wittenberg, Torgau und Leipzig wurden ohne Widerstand eingenommen.

Dieser große Schritt war begleitet von einem Manifest zu seiner Rechtfertigung, abgefaßt von Friedrichs eigner Hand, und von einer nicht feindseligen Erklärung seines Gesandten am Sächsischen Hofe über die Nothwendigkeit seines Durchzugs nach Böhmen. Er hatte keinen Alliirten, als den König von England, Georg den zweiten, der, wegen seines Kurfürstenthums Hannover besorgt, mit Friedrich ein Bündniß eingegangen war, wovon die Vortheile sich noch sehr in der Ferne zeigten. Die Rettung des Preußischen Monarchen hing also ganz allein von der Geschwindigkeit und dem Nachdruck seiner Kriegs-Unternehmung ab. Der Einmarsch in Sachsen, meisterhaft sowohl wegen der dabei beobachteten Disciplin und Ordnung, als wegen der weisen Richtung der Heereszüge, geschah in drei Colonnen, deren Anführer der König, der Herzog Ferdinand von Braunschweig, und der Herzog von Bevern waren, sämmtlich bestimmt, sich in der Nähe von Dresden zu versammeln.

Sobald man hier die erste Nachricht von Friedrichs Aufbruch erhielt, war die Bestürzung des Hofes außerordentlich. Man hielt geheime Raths-Versammlungen, bei denen der Graf Brühl präsidirte, ein Minister, der seinen Monarchen unumschränkt beherrschte, und den König von Preußen haßte.

Unvorbereitet zum Kriege, ohne Magazine und Feldbedürfnisse, zog man in größter Eil die Sächsischen Truppen zusammen, die eine Armee von 17,000 Mann ausmachten, und schlug an den Böhmischen Gränzen unweit Pirna ein Lager auf. Es war an die Elbe gestützt, die sich hier zwischen Felsen durchschlängelt, und einen Bogen macht, in der Nähe sowohl von der Festung Königstein, als von dem Fort Sonnenstein, und größtentheils von Bergen und einer Kette schroffer Felsen umgeben; überhaupt war dessen Lage von Natur außerordentlich fest, und die Kunst that nun das übrige, um es unbezwinglich zu machen. Dies Lager wäre sehr wohl gewählt gewesen, wenn man den Oestreichern den Eingang in Sachsen hätte verwehren wollen, allein kein

solcher Zweck auch gegen die Preußen statt, denen man Dresden und das ganze Kurfürstenthum Preis gab. Der Umfang des Lagers war jedoch für die Sächsische Armee zu groß, daher man sich begnügte, nur die ohnehin schweren Zugänge durch Verhacke, Redouten und Pallisaden, wozu die mit Waldungen bedeckten Berge im Bezirk des Lagers das Holz lieferten, noch mehr zu befestigen. Man dachte aber bloß darauf, sich gegen das Schwert der Preußen in Sicherheit zu setzen, und vergaß darüber einen weit fürchterlichern Feind von dem Lager zu entfernen, — den Hunger. Die Armee hatte nur auf funfzehn Tage Lebensmittel im Lager; man versah sich mit Pallisaden, aber nicht mit Brod, und verließ sich auf die Kaiserlichen Truppen, die unter dem Commando des Feldmarschalls Grafen Brown in Böhmen eiligst zusammengezogen wurden.

Indeß war Friedrich in Sachsen eingetroffen, und hatte mit dem König von Polen einen Briefwechsel angefangen. August, der sich mit seinen beiden ältesten Prinzen Xavier und Carl und von seinem Minister Brühl begleitet ins Lager bei Pirna geflüchtet hatte, sprach immer in diesen Briefen von Neutralität, und Friedrich foderte immer überzeugende Beweise, die zu geben jedoch August und Brühl sehr weit entfernt waren. Der Preußische Monarch machte indessen alle Anstalten, sich in Sachsen zu behaupten, unter der Versicherung, daß er es nur in Depot nehmen *) wollte; eine Erfindung der neuern Staatskunst, um der Besitznehmung eines benachbarten Landes das Ansehen eines feindlichen Einfalls zu benehmen. Es wurden, zur Verpflegung der Preußischen Truppen, große Lieferungen an Getreide, Vieh und Fourage ausgeschrieben; die Stadt Torgau wurde befestigt, und mit Kanonen besetzt, die man in den verschiedenen Sächsischen Städten gefunden hatte. Einige tausend Bürger und Bauern mußten an diesen Festungswerken arbeiten, wofür sie jedoch anfangs bezahlt erhielten. In diese Stadt wurde sodann das Preußische General-Krieges-Commissariat und die Feld-Kriegskasse verlegt, wohin auch alle Contributionen des Landes geliefert werden mußten.

*) Als anvertrautes Gut behandeln.

Der König von Preußen selbst rückte den 10ten September ohne Widerstand in das von allen Truppen entblößte Dresden ein, besetzte die Stadt und das Königliche Schloß, und nahm sein Hauptquartier in einem Garten in der Vorstadt, in deren Nähe seine Armee lagerte. Alle Maaßregeln wurden genommen, um das scheußliche Bild des Krieges in den Augen der betäubten Sachsen weniger schrecklich zu machen, und den neuen Gebieter in einer liebenswürdigen Gestalt zu zeigen. Er wollte als Freund, als künftiger Bundesgenosse, und als Gast angesehen seyn. Nichts ging daher seinem liebreichen Betragen ab. Den auswärtigen Gesandten wurde Audienz ertheilt, wobei man scherzte und aufgeräumt war. Fast alle Standespersonen Dresdens machten ihm ihre Aufwartung, und alle wurden wohl aufgenommen. Er hielt öffentliche Tafel, wobei die Sachsen in zahlreichen Haufen als Zuschauer erschienen; ja er ließ durch den Feldmarschall Keith die Königin und die übrige Königliche Familie begrüßen, die dafür nichts schuldig blieben, und die Höflichkeit so weit trieben, ihn zur Tafel einzuladen, und Kammerherren zur Aufwartung anzubieten, welches beides jedoch nicht angenommen wurde. Dieser Höflichkeiten ungeachtet aber wurden in Dresden die Kanzeleien versiegelt, die Collegienfälle verschlossen, das Münz-Departement aufgehoben, einige der vornehmsten Civil-Beamten ihrer Dienste entlassen, die ganze Artillerie nebst der Munition aus dem Arsenal der Residenz nach Magdeburg gebracht, die zur Schloßwache bestimmte Sächsische Schweitzer-Garde entwaffnet, und im ganzen Lande die Kurfürstlichen Kassen in Beschlag genommen; dabei wurde alle Verbindung zwischen Dresden und dem Sächsischen Lager abgeschnitten, so daß der Weg dahin bloß den mit Lebensmitteln für des Königs von Pohlen eigne Tafel beladenen Wagen, den Couriers der beiden Könige, und den abgesandten Trompetern offen blieb. Das Lager bei Pirna, selbst war von 32,000 Preußen eingeschlossen, während daß eine andere ungefähr eben so starke Preußische Armee, unter Anführung des Feldmarschalls Keith, mit der Fronte gegen Böhmen aufgestellt war, um die etwa ankommenden Hülfstruppen zu beobachten. Der Herzog Ferdinand von Braunschweig erntete indeß die ersten Lorbeern in diesem

Kriege;

Krieges, er drang mit der Avantgarde (Vorhut) in Böhmen ein, und vertrieb den Oesterreichschen General Wied, der mit 8000 Mann bei Röllendorf Stand gefaßt hatte.

Obgleich Friedrich das zu seinem Untergang entworfene Bündniß aus Abschriften vieler dazu gehörigen wichtigen Papiere kannte: so war doch noch manches dunkel geblieben. Die genaue Kenntniß der gemachten Entwürfe aber war ihm zu seiner Selbsterhaltung äußerst nöthig, und die politische Pflicht foderte, daß er seinen Einfall in Sachsen, der alle Europäische Höfe in Erstaunen setzte, durch unverwerfliche Documente rechtfertigte. Er sah sich daher in die Nothwendigkeit gesetzt, sich des Sächsischen Archivs zu bemächtigen. Diese Staatsheiligthümer wurden in drei Gemächern des Königlichen Schlosses aufbehalten, die mit einem Privat-Zimmer der Königin von Polen zusammenhingen. Sie selbst hatte dazu allein den Schlüssel, und bewachte das Archiv wie den kostbarsten Schatz. Das Ansuchen Friedrichs, es auszuliefern, wurde daher von dieser Dame, seiner erklärten Feindin, rund abgeschlagen. Der Preußische General Wylich, Commandant von Dresden, hatte jedoch gemessene Befehle, es in Besitz zu nehmen, weshalb er den Major Wangenheim abschickte. Dieser ließ sich die Schlüssel ausbitten; worauf die Königin selbst erschien, und nachdrücklich erklärte, daß sie keine Eröffnung erlauben würde; Wangenheim entfernte sich, und nun begab sich der Commandant selbst zur Königin. Alle seine Vorstellungen waren vergebens; sie beharrte steif bei ihrem Entschluß, wobei sie drohete, die Eingangsthür durch ihren Körper zu decken. Wylich warf sich vor ihr auf die Knie, sprach von der Nothwendigkeit, die Befehle seines Monarchen unbedingt und ohne Verzug zu befolgen, und indem er sie beschwor nachzugeben, gab er zu verstehen, daß er im äußersten Fall Gewalt brauchen müßte. Hierauf wurden die Schlüssel gebracht, und Friedrich erhielt die gewünschten Papiere; sie wurden dem geheimen Rath, nachmaligen Staatsminister, Grafen Hertzberg, überliefert, der daraus jene merkwürdigen Staatsschriften verfertigte, die des Preußischen Monarchen Schritte bei den Unbefangenen aller Nationen vollkommen entschuldigten.

Dieses nur durch die Umstände herbeigeführte, und dadurch zugleich gerechtfertigte Betragen gegen eine Königin, dem wenige Stunden darauf die Entlassung sämmtlicher Sächsischer Conferenz-Minister folgte, wurde als eine Art von seltner Grausamkeit betrachtet. Noch am nämlichen Tage ließ die Königin alle Gesandte zu sich bitten, und schilderte ihre traurige Lage in einer pathetischen Rede, wobei sie ausdrücklich sagte, daß ihre Sache die Sache aller Könige wäre. Der Vorfall, mit großen Zusätzen an alle Höfe berichtet, und Friedrichs Verfahren in Sachsen mit den schwärzesten Farben geschildert, trug nicht wenig bei, seine Feinde zu vermehren, und viele seiner Freunde kaltsinnig zu machen. Frankreich besonders, das ohnehin durch Oesterreich unaufhörlich angegangen wurde, bediente sich nun des Vorwandes, daß der Westphälische Friede durch den Einfall der Preußen in Sachsen verletzt sey, um sich als Bürge dieses Friedens förmlich wider Friedrich zu erklären, und auch Schweden zum Kriege zu vermögen. So fing der Französische Hof ernsthaft an, Antheil an einem Kriege zu nehmen, der so sehr mit seinem wahren Staats-Interesse stritt, berief seinen Gesandten von Berlin zurück, und verabschiedete den Preußischen Gesandten. Friedrich that ein gleiches mit dem am Sächsischen Hofe befindlichen Französischen Minister, den man, ungeachtet seines stolzen Betragens, bisher in Dresden geduldet hatte.

Dennoch wurde fortwährend, besonders durch den Englischen und Holländischen Gesandten, daran gearbeitet, zwischen den Königen von Preußen und Polen einen Frieden zu Stande zu bringen. Friedrich verlangte vom Könige von Polen als Beweis der genauesten Neutralität, daß die Sächsischen Truppen auseinander gehen, und ihre Quartiere beziehen sollten. August versprach neutral zu bleiben; allein er weigerte sich, seine Zusicherung durch Handlungen zu bestätigen, und foderte, bald nach seiner Ankunft im Lager, seine Truppen durch eine pathetische Rede auf, sich mit ihm, trotz der Macht des Feindes, durchzuschlagen, um Böhmen zu erreichen. Man zeigte ihm aber die Unmöglichkeit, diesen Entwurf auszuführen, worauf er sich mit seinen Prinzen und dem Minister nach der Festung Königstein begab. Von hier

aus sandte er eine neue Aufforderung an seine Armee; er bat sie, die Ehre ihres Königs zu retten, und sich bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Die getreuen Sachsen, zu deren Characteristik es gehört, ihre Herrscher leidenschaftlich zu lieben, zeigten ihre Bereitwilligkeit, Augusts große Erwartungen zu erfüllen; und obwohl der Mangel in ihrem Lager bald so zunahm, daß Menschen und Pferden ihr bestimmter Unterhalt um ein Drittheil vermindert wurde: so wuchs doch ihr Muth, da sie von der Annäherung der Oesterreichschen Armee hörten, die damals schon über 70,000 Mann in Böhmen angewachsen war.

Die Thätigkeit und der Eifer des Wiener-Hofes, den Krieg anzufangen, war außerordentlich; denn da man so wenig vorbereitet zum Kriege war, daß es sogar an Pferden fehlte, die Artillerie und Munition nach Böhmen zu schaffen: so öffnete Theresia ihre Marställe, und gab ihre eignen Pferde her, um die Kanonen fortzubringen. Der Oesterreichische und Böhmische Adel beeiferte sich um die Wette, dies große Beispiel nachzuahmen; man drängte sich von allen Seiten herbei, die Pferde zu wechseln, und so geschahe der Transport mit ganz unberechneter Geschwindigkeit.

Diese Umstände und der Verlust einer kostbaren Zeit, die ihn zum Herrn von Böhmen gemacht hätten, änderten das System Friedrichs, der jetzt nicht mehr mit der Neutralität der Sachsen zufrieden seyn konnte, um keine Feinde im Rücken zu behalten; er bestand daher auf ein förmliches Bündniß mit August, wenn er seine Truppen befreien wollte, wobei er ihm versprach, daß, wenn das Glück die Preußischen Waffen begünstigte, er den Schritt nicht bereuen würde; wäre Preußen aber unglücklich, so dürfte Sachsen ein gleiches Schicksal haben. August aber wollte von keiner Verbindung hören, und obwohl Friedrich noch einen zweiten und dritten Versuch durch wiederholte Vorstellungen und neue Vorschläge machte: so blieb doch der Kurfürst standhaft bei seiner Weigerung, indem er sich auf Ehre und Gewissen berief.

Der Kaiserliche Feldmarschall Brown hatte indeß von seinem Hofe die gemessensten Befehle erhalten, alles zu wagen, um die Sachsen zu entsetzen. Die Vereinigung beider Heere unter einem so erfahrnen Feldherrn, den Oesterreich

seinen größten Männern an die Seite setzte, hätte dem Kriege sodann eine andere Gestalt gegeben. Friedrich war davon überzeugt, und verdoppelte deshalb seine Anstalten, das Sächsische Lager einzuschließen, und den darin befindlichen Truppen alle Hülfe abzuschneiden. Um diesen Endzweck desto besser zu erreichen, mußte der Feldmarschall Keith mit einem starken Corps in Böhmen vorrücken, und die Bewegungen der Oesterreicher beobachten. Der Preußische Feldmarschall, Graf Schwerin, war schon von Schlesien aus mit einer Armee von 35,000 Mann in Böhmen eingedrungen, und hatte sich unweit Königsgrätz gelagert. Diese beiden Preußischen Armeen sollten nach Friedrichs Entwurf die Feinde in ihrem eigenen Lande so beschäftigen, daß sie an die Sachsen nicht denken könnten. Er selbst harrte täglich auf die Uebergabe der eingeschlossenen Armee, weil er bedenklich fand, vorher nach Böhmen zu gehen, wo er keine Magazine hatte; auch wären die Sächsischen Truppen durch diese Preußische Operation Meister von der Elbe geworden, und dem Könige im Rücken geblieben. Es fehlte ihm überdies für jetzt an einer hinreichenden Anzahl von Fuhrwerken und Fahrzeugen zum Transport der Lebensmittel, und die fürchterlichen Defileen (Hohlwege), die die Zugänge dieses Königreichs von allen Seiten decken, machten auch noch mancherlei Vorkehrungen nothwendig.

Brown ging, um die Sachsen zu entsetzen, am 30sten September über die Eger. Auch Friedrich, in der Absicht, seinen Gegner durch eine Schlacht zum Rückzug zu nöthigen, brach an demselben Tage auf, und schon am folgenden Morgen des 1sten Octobers, trafen beide Armeen auf einander, unweit Lowositz, einem Böhmischen Städtchen. Die Oesterreichische war zwei und funfzig Bataillons, und zwei und siebenzig Schwadrons *) stark, dabei hatte sie acht und neunzig Kanonen; die Preußische bestand aus vier und zwanzig Bataillons, und sechzig Schwadrons, sie führte hundert und zwei Kanonen. Es war ein so starker Nebel, daß man nur wenig Schritte vor sich sehen konnte. Die Anhöhen

*) Ein Bataillon ist ein Schlachthaufen von gewöhnlich 7—800 Mann, eine Schwadron von 100—150.

von Loboſch und Radoſitz, von welchen die Stellung der Oeſterreicher beſchoſſen werden konnte, waren von Brown unbeſetzt geblieben. Dieſer Umſtand verleitete Friedrich zu glauben, daß die Oeſterreicher über die Elbe gegangen wären, und er bloß auf die Arriergarde geſtoßen ſey, und die Kaiſerliche Reiterei, die ſich dem Kanonenfeuer der Preußen ausſetzte, und Stand hielt, als wenn ſie dadurch andere Abſichten bewirken wollte, vollendete dieſen Irrthum. Man kämpfte im Nebel, ohne einander zu ſehen. Indeſſen hatte der König doch die Anhöhen in Beſitz nehmen laſſen.

Da Browns Stellung gegen die Mitte ſeiner Linie und auf dem linken Flügel durch Sümpfe und andere undurchdringliche Zugänge gegen allen Angriff geſichert war, ſo hatte er ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf die Stadt Lowoſitz gerichtet, die ſeinen Flügel deckte, und in dieſelbe ſeine beſte Infanterie nebſt einer großen Menge Geſchütz geworfen; auch war vor derſelben eine ſtarke Batterie mit Redouten (Schreckſchanzen). Gegen Mittag verlor ſich der Nebel, und man bekam ſich einander ins Auge. Die Preußiſche Reiterei that nun einen regelmäßigen ſehr lebhaften Angriff, ſetzte über einen ſehr breiten Graben, und warf die Oeſterreichiſche über den Haufen, verfolgte ſie aber mit übereilter Hitze bis unter die Kanonen von Lowoſitz. Das heftige Feuer der hier aufgepflanzten zahlreichen Artillerie trieb ſie jedoch mit großem Verluſt wieder zurück. In die feindliche Infanterie des linken Flügels konnte ſie jedoch nicht eindringen, da dieſe am Rande eines tiefen Grabens aufgeſtellt war. Die nächſte Unternehmung der Preußen war nun, die Kroaten aus den Weingärten zu jagen, deren Zäune und Mauern dieſen Truppen zu Bollwerken dienten. Es geſchah auch, obwohl mit großer Mühe. Allein nun ließ Brown durch ſeine beſte auf dem rechten Flügel ſtehende Infanterie die Anhöhen angreifen; jedoch die darauf ſtehenden Preußen wehrten ſich wie die Löwen, und da einige Regimenter alle ihre Patronen verſchoſſen hatten, gingen ſie mit gefälltem Bajonet auf die ſtürmenden Feinde los, und ſchlugen mit den Kolben wie mit Keulen um ſich herum. Dies entſetzliche Handgemenge dauerte, bis die Oeſterreicher den Berg herunter und in Lowoſitz hereingetrieben waren. Die Preußen

benutzten die Unordnung der Oesterreicher, um die Stadt in Brand zu stecken, und in dieser Verwirrung alle feindliche Truppen hinauszujagen, wodurch das Schicksal des Tages endlich entschieden wurde. Brown machte einen meisterhaften Rückzug, gedeckt durch die Infanterie des linken Flügels, die gar nicht gefochten hatte, und allein noch in Ordnung war. Er ließ die Elbbrücke bei Leutmeritz, und alle Brücken über die Eger abwerfen, um seinen Abzug zu sichern; und so überließ er dem Könige das Schlachtfeld, ohne jedoch seine Ansprüche auf den Sieg ganz aufzugeben, der aber, wie die Folgen bewiesen, nicht zweifelhaft war, obgleich das Preußische Heer einen größern Verlust an Soldaten erlitten hatte. In Wien wurde eine neuntägige Andacht für die in der Schlacht gefallenen Krieger angestellt, wobei die witzigen Köpfe sagten: „Es ist ein Dankgebet, daß es uns erträglich gegangen ist.“

So waren die Begebenheiten der ersten Schlacht in diesem denkwürdigen Kriege, die von sieben Uhr des Morgens bis um drei Uhr Nachmittags dauerte, und den Völkern der Erde gleichsam das Unterpfand der Preußischen Thaten für die folgenden Schlachten gab. Der König war von diesem Muth so hingerissen, daß er in seinem Briefe an den Feldmarschall Schwerin, worin er ihm die Schlacht beschreibt, die Worte gebraucht: „Nie haben meine Truppen solche Wunder der Tapferkeit gethan, seitdem ich die Ehre habe, „sie zu kommandiren.“ Diese Tapferkeit war auch wegen des kraftvollen Widerstandes durchaus erforderlich; ein Widerstand, der Friedrichs Krieger veranlaßte, auszurufen: „Dies „sind nicht mehr die alten Oesterreicher.“ Die feindlichen Soldaten hingegen sagten bei Besichtigung ihrer Wunden: „Wir haben die alten Preußen wiedergefunden.“ Der Verlust der Sieger an Todten und Verwundeten war 3,300 Mann; die Anzahl der gemachten Gefangenen betrug siebenhundert, wobei die Oesterreicher einige hundert Soldaten weniger als die Preußen auf dem Wahlplatz ließen.

Brown, krank, und dennoch Tag und Nacht allen Unbequemlichkeiten des Krieges sich aussetzend, war nun genöthigt, sich über die Eger zurückzuziehen, und seine Entwürfe, die Sachsen zu befreien, ganz abzuändern. Es wurde be-

schlossen, daß die so gedrängten Bundesgenossen in der Nacht vom 11ten October bei Königstein über die Elbe gehen sollten, sodann wollte man die Preußen auf beiden Seiten angreifen. Ein außerordentlich regnichtes und stürmisches Wetter aber, der Transport der schweren kupfernen Pontons zu Lande mit ausgehungerten Pferden, und andere Unfälle, verzögerten diesen Uebergang, der nun zwei Tage später festgesetzt wurde. Diese kostbare Zeit benutzte Friedrich, die Posten an der Elbe zu verstärken, und sie durch Verschanzungen und Verhacke *) zu befestigen. Der Boden auf der rechten Seite dieses Flusses bei Pirna und Königstein ist voll hoher Berge, die mit dickem Gehölze bedeckt sind. Die tiefen Gründe, die sie von einander absondern, zeigen nichts als unwegsame Gegenden, die am wenigsten zum Marsch eines Kriegsheers gemacht sind, besonders wenn ein mächtiger Feind in der Nähe ist, und die Anhöhen besetzt hat. Dies war die Aussicht der Sachsen; sie hofften, da sie über die Elbe gekommen waren, etwas von der Annäherung der Oesterreicher zu hören; allein sie fanden keine Spur von ihren Bundesgenossen, die theils durch ein Preußisches Corps, unter dem General Lestwitz, theils durch die großen Hindernisse des Erdreichs vom weitern Vorrücken abgehalten wurden; dagegen sahen sie die Preußen Meister von den fürchterlichen Hohlwegen, durch die man hindurch mußte, um Böhmen zu erreichen. Sie versuchten indessen, sich am Fuße des Liliensterns zu formiren, welches aber der enge Raum nicht gestattete; daher sie sich ohne Ordnung und muthlos lagerten, voll banger Erwartung ihres traurigen Schicksals.

Das verlassene Sächsische Lager bei Pirna wurde sogleich von den Preußen besetzt, die dabei auf die Arriergarde (Nachhut) der Sachsen stießen. Ein entsetzlicher Sturm erstickte den Donner des bei dieser Gelegenheit gemachten heftigen Kanonenfeuers, so daß die Oesterreicher in der Ferne nichts davon hörten. Alle Elemente, Götter und Menschen, schienen gegen die Sachsen zu kämpfen. Nach einem vierstündigen tapfern Widerstande nahm man dies Bedeckungs-Corps ge-

*) Ein Haufen gefällter Bäume, welcher den Feind hindert, schnell vorzudringen.

fangen, und bemächtigte sich des größten Theils der Bagage (Feldgepäcks) und der Artillerie. Dies war ein wichtiger Transport, der nicht zu der Armee hatte stoßen können, weil die Brücke abgebrochen war. Der König von Polen war kein Augenzeuge aller dieser gehäuften Unfälle; er hatte sich einige Tage zuvor mit seinen Prinzen und seinem Günstling Brühl aus dem bisherigen Hauptquartier Struppen nach der Festung Königstein begeben, und von hier aus schickte er seinem Feldmarschall Rutowsky wiederholte Befehle zum unmöglichen Angriff.

Nie befand sich eine wohl disciplinirte Armee eines tapfern Volks in einer traurigern Lage. Der Hunger wüthete bei den Sächsischen Truppen; hiezu kam die Kälte in der rauhen Jahreszeit, und der Verlust ihrer Bagage. Drei Tage und drei Nächte hintereinander waren sie unterm Gewehr, ohne Speise zu sich zu nehmen; selbst an Pulver und Munition (Schießbedarf) hatten sie Mangel. Nun lagen sie unter freiem Himmel, allenthalben von wachsamen Feinden umgeben, aller Rettungsmittel, ja aller Hoffnung beraubt. Ihr Schicksal hing jetzt ganz von der Gnade des Siegers ab, dem sie mit Augusts Bewilligung endlich den 14ten October nach einer vier und dreißigtägigen Blokade eine Capitulation (Vergleich) antrugen.

Die Bedingungen, unter welchen sie geschlossen wurde, waren hart, sowohl für die Sächsischen Truppen, als für ihren König. Die ganze Armee, jetzt noch 14,000 Mann stark, mußte sich ergeben. Die Officiere wurden entlassen; den Unterofficiers und Gemeinen aber ließ man keine Wahl; sie waren gezwungen, dem König von Preußen den Eid der Treue zu schwören. Es war ein großes rührendes Schauspiel: 14,000 Krieger streckten die Waffen, und fleheten um Brod. Der Hunger und die Verzweiflung bei Hohen und Niedrigen erzeugten in dem Jammerthal bei Lilienstein auffallende Scenen, die August von dem Gipfel seiner Felsenburg mit eignen Augen sehen konnte. Die Noth war aufs höchste gestiegen; auch war die Hülfe schleunig. Die durch Mangel an Nahrung und Strapatzen ganz entkräfteten Soldaten, erhielten sogleich das nöthigste aller Bedürfnisse; es wurden jeder Compagnie zwanzig sechspfündige Brode gegeben; die gefan-

genen Generale aber hatten die Ehre, im Hauptquartier zu Struppen an die Tafel des Königs von Preußen gezogen zu werden.

Das Unglück der Sachsen brachte ihnen keine Schande, denn sie hatten lange genug mit ihrer kleinen Kriegsschaar der Preußischen Macht widerstanden, und waren nur den Gesetzen der Natur und einem höhern Verhängniß unterlegen. Die Soldaten bei Browns Heer aber gaben der Armee bei Pirna den Spottnamen des Sächsischen Piquets, und in der Kaiserburg wurde, dem alten hier herrschenden Grundsatz zu Folge, diese Aufopferung eines großen Fürsten und seines schönen Landes, als Pflicht betrachtet.

Der König von Polen verlor dadurch auf einmal seine ganze Sächsische Armee, die voll Treue gegen ihn war, und kaum blieben ihm einige Garde-Soldaten übrig, die sich nebst einem sehr kleinen Gefolge bei ihm in Königstein befanden. All sein Bestreben, günstigere Bedingungen von dem Sieger zu erlangen, war fruchtlos. Nur die Fahnen, Standarten und Pauken der Sächsischen Truppen wurden dem Könige von Polen überliefert, und um ihm unter seinen vielen Bitten wenigstens eine zu bewilligen, so wurde die Festung Königstein während des ganzen Krieges für neutral erklärt.

Zehn Sächsische Infanterie-Regimenter blieben ganz beisammen, nur mit dem Unterschiede, daß sie Preußische Uniformen, Fahnen und Befehlshaber bekamen; die übrigen aber nebst der sämmtlichen Reiterei wurden unter Preußische Regimenter gesteckt. Hierzu kamen 9284 Rekruten, die Sachsen gleich in den ersten Monaten liefern mußte, womit man die Regimenter ergänzte. Die Officiere wurden auf ihr Ehrenwort, in diesem Kriege nicht wider den König von Preußen zu dienen, freigelassen; doch vernichtete Theresiens und Augusts Haß gegen Friedrich dieses Ehrenwort, indem sie die Sächsischen Officiere von dessen Haltung gänzlich entbanden.

Auch die Gemeinen zeigten bald die den Sachsen angestammte Liebe zu ihrem Vaterlande und ihrem Fürsten. Ganze Bataillons zogen regelmäßig ab, mit allen militairischen Ehrenzeichen, nachdem sie ihre Befehlshaber verjagt, oder er-

schossen hatten; sie nahmen die Brod- und Munitionswagen, die Regiments-Kassen, kurz alles zum Troß gehörige mit, und marschirten entweder nach Polen, oder stießen zur Französischen Armee. Der König von Preußen hatte viele Sächsische Unterofficiere zu Officiers ernannt, um ihnen seinen Dienst angenehm zu machen; dennoch waren diese sogar die Anführer bei der Desertion, die andern Officiere aber, die nicht mitwollten, wurden gezwungen, sich zu entfernen. Man legte die noch übrigen als Besatzung in Städte; allein auch dieses Mittel schlug fehl. In Leipzig öffnete sich ein Theil der Garnison mit Gewalt die Thore, und ging am hellen Tage davon. In Wittenberg, in Pirna, und in andern Städten, zwangen die Sächsischen Soldaten die Preußischen Commandeurs, sich dem Feinde zu ergeben; ja bei manchen Gefechten gingen ganze Compagnien Sachsen selbst auf dem Kampfplatz zu den Oesterreichern über, und richteten sogleich ihre Waffen gegen die Preußen.

August, der auf dem Felsen Königstein sein Schicksal erwartete, erhielt nun für sich und sein Gefolge Pässe, um sicher nach Warschau zu reisen, wohin er auch unverzüglich abging. Aber sein und seiner Familie Leiden wurde die Sache aller Könige, und reizte die Leidenschaften gegen Friedrich so, daß alle Staatsschriften von einem tödtlichen Haß eingegeben wurden.

Der Feldzug war zu Ende. Die Oesterreichische Armee zog sich tiefer in Böhmen, und die Preußen, unter den Feldmarschällen Schwerin und Keith stehenden Armeen, nahmen ihre Winterquartiere in Sachsen und Schlesien. Friedrich blieb den Winter über in Dresden, und behandelte nun sein Depot als eine förmlich eroberte Provinz. Er gab den Sächsischen Ministern fleißig Audienz, ertheilte seine Befehle über alle Gegenstände der Landesverwaltung, und foderte von den Landständen Kriegssteuern und neue Rekruten, doch ohne Druck und Härte. Sachsen und Preußen lebten ganz freundschaftlich zusammen, und theilten mit einander die Vergnügungen der Schauspiele, Concerte und Bälle. Friedrich selbst gab fast täglich Concerte, wobei er mit seiner Flöte einstimmte. Dennoch fehlte es nicht an Vorfällen, die des Königs Gemüthsruhe unterbrachen; denn seine Feinde

arbeiteten daran, ihn durch seinen Kammerlakei Glasau, der bei ihm in großer Gunst stand, zu vergiften. Ein Zufall aber verrieth dem König in der Stunde der Ausführung den schändlichen Anschlag, und Glasau büßte sein Vergehen in Spandau, wo er in kurzer Zeit sein Leben endigte.

Zweites Buch.

(1757.)

Die Zurüstungen aller im Kriege wider Preußen verbundenen Mächte zum künftigen Feldzuge waren außerordentlich. Franzosen und Schweden, Deutsche aus allen Provinzen Germaniens, Ungarn und Siebenbürger, Mailänder, Wallonen, Kroaten, Russen, Kosaken und Kalmucken setzten sich in Bewegung. Es war ein Gedränge von Völkern, die zum Theil aus sehr entlegenen Ländern kamen, nicht sowohl zu erobern, als zu plündern, zu morden und zu verwüsten.

Der Theilungsplan der Preußischen Staaten und die absichtliche Zertrümmerung einer jungen Monarchie war so sonderbar, als der Krieg selbst. Pommern sollte an Schweden, Schlesien an Oesterreich fallen, das Königreich Preußen war für Rußland, das Herzogthum Magdeburg nebst Halberstadt für Sachsen, und die Westphälischen Provinzen für Frankreich bestimmt. Nur allein das Kurfürstenthum Brandenburg sollte dem entthronten Könige als eine Gnade gelassen werden, wenn er sich noch zu rechter Zeit unterwürfe; wo nicht, so war der Entschluß der Mächtigen, das verheerte Land dem nächsten Erben zu überliefern. Dieser Entwurf, von allen Seiten durch Kraft und Erbitterung unterstützt, schien bei dem ungleichen Kampf mit sehr eingeschränkter Macht zu seiner vollständigen Ausführung nicht einmal des Glückes zu bedürfen, das zwar die Vollendung durch Zufälle beschleunigen, oder verzögern könnte, allein bei der Hauptsache für entbehrlich gehalten wurde.

Nirgends aber war man geschäftiger als in Süd-Deutschland. Der Reichstag in Regensburg wollte den König von Preußen förmlich in den Reichsbann thun, (welches indessen nicht durchgesetzt werden konnte,) und ihn aller seiner Reichs-

Dieſes nur durch die Umſtände herbeigeführte, und dadurch zugleich gerechtfertigte Betragen gegen eine Königin, dem wenige Stunden darauf die Entlaſſung ſämmtlicher Sächſiſcher Conferenz-Miniſter folgte, wurde als eine Art von ſeltner Grauſamkeit betrachtet. Noch am nämlichen Tage ließ die Königin alle Geſandte zu ſich bitten, und ſchilderte ihre traurige Lage in einer pathetiſchen Rede, wobei ſie ausdrücklich ſagte, daß ihre Sache die Sache aller Könige wäre. Der Vorfall, mit großen Zuſätzen an alle Höfe berichtet, und Friedrichs Verfahren in Sachſen mit den ſchwärzeſten Farben geſchildert, trug nicht wenig bei, ſeine Feinde zu vermehren, und viele ſeiner Freunde kaltſinnig zu machen. Frankreich beſonders, das ohnehin durch Oeſterreich unaufhörlich angegangen wurde, bediente ſich nun des Vorwandes, daß der Weſtphäliſche Friede durch den Einfall der Preußen in Sachſen verletzt ſey, um ſich als Bürge dieſes Friedens förmlich wider Friedrich zu erklären, und auch Schweden zum Kriege zu vermögen. So fing der Franzöſiſche Hof ernſthaft an, Antheil an einem Kriege zu nehmen, der ſo ſehr mit ſeinem wahren Staats-Intereſſe ſtritt, berief ſeinen Geſandten von Berlin zurück, und verabſchiedete den Preußiſchen Geſandten. Friedrich that ein gleiches mit dem am Sächſiſchen Hofe befindlichen Franzöſiſchen Miniſter, den man, ungeachtet ſeines ſtolzen Betragens, bisher in Dresden geduldet hatte.

Dennoch wurde fortwährend, beſonders durch den Engliſchen und Holländiſchen Geſandten, daran gearbeitet, zwiſchen den Königen von Preußen und Polen einen Frieden zu Stande zu bringen. Friedrich verlangte vom Könige von Polen als Beweis der genaueſten Neutralität, daß die Sächſiſchen Truppen auseinander gehen, und ihre Quartiere beziehen ſollten. Auguſt verſprach neutral zu bleiben; allein er weigerte ſich, ſeine Zuſicherung durch Handlungen zu beſtätigen, und foderte, bald nach ſeiner Ankunft im Lager, ſeine Truppen durch eine pathetiſche Rede auf, ſich mit ihm, trotz der Macht des Feindes, durchzuſchlagen, um Böhmen zu erreichen. Man zeigte ihm aber die Unmöglichkeit, dieſen Entwurf auszuführen, worauf er ſich mit ſeinen Prinzen und dem Miniſter nach der Feſtung Königſtein begab. Von hier

aus sandte er eine neue Aufforderung an seine Armee; er bat sie, die Ehre ihres Königs zu retten, und sich bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Die getreuen Sachsen, zu deren Characteristik es gehört, ihre Herrscher leidenschaftlich zu lieben, zeigten ihre Bereitwilligkeit, Augusts große Erwartungen zu erfüllen; und obwohl der Mangel in ihrem Lager bald so zunahm, daß Menschen und Pferden ihr bestimmter Unterhalt um ein Drittheil vermindert wurde: so wuchs doch ihr Muth, da sie von der Annäherung der Oesterreichschen Armee hörten, die damals schon über 70,000 Mann in Böhmen angewachsen war.

Die Thätigkeit und der Eifer des Wiener-Hofes, den Krieg anzufangen, war außerordentlich; denn da man so wenig vorbereitet zum Kriege war, daß es sogar an Pferden fehlte, die Artillerie und Munition nach Böhmen zu schaffen: so öffnete Theresia ihre Marställe, und gab ihre eignen Pferde her, um die Kanonen fortzubringen. Der Oesterreichische und Böhmische Adel beeiferte sich um die Wette, dies große Beispiel nachzuahmen; man drängte sich von allen Seiten herbei, die Pferde zu wechseln, und so geschahe der Transport mit ganz unberechneter Geschwindigkeit.

Diese Umstände und der Verlust einer kostbaren Zeit, die ihn zum Herrn von Böhmen gemacht hätten, änderten das System Friedrichs, der jetzt nicht mehr mit der Neutralität der Sachsen zufrieden seyn konnte, um keine Feinde im Rücken zu behalten; er bestand daher auf ein förmliches Bündniß mit August, wenn er seine Truppen befreien wollte, wobei er ihm versprach, daß, wenn das Glück die Preußischen Waffen begünstigte, er den Schritt nicht bereuen würde; wäre Preußen aber unglücklich, so dürfte Sachsen ein gleiches Schicksal haben. August aber wollte von keiner Verbindung hören, und obwohl Friedrich noch einen zweiten und dritten Versuch durch wiederholte Vorstellungen und neue Vorschläge machte: so blieb doch der Kurfürst standhaft bei seiner Weigerung, indem er sich auf Ehre und Gewissen berief.

Der Kaiserliche Feldmarschall Brown hatte indeß von seinem Hofe die gemessensten Befehle erhalten, alles zu wagen, um die Sachsen zu entsetzen. Die Vereinigung beider Heere unter einem so erfahrnen Feldherrn, den Oesterreich

seinen größten Männern an die Seite setzte, hätte dem Kriege sodann eine andere Gestalt gegeben. Friedrich war davon überzeugt, und verdoppelte deshalb seine Anstalten, das Sächsische Lager einzuschließen, und den darin befindlichen Truppen alle Hülfe abzuschneiden. Um diesen Endzweck desto besser zu erreichen, mußte der Feldmarschall Keith mit einem starken Corps in Böhmen vorrücken, und die Bewegungen der Oesterreicher beobachten. Der Preußische Feldmarschall, Graf Schwerin, war schon von Schlesien aus mit einer Armee von 35,000 Mann in Böhmen eingedrungen, und hatte sich unweit Königsgrätz gelagert. Diese beiden Preußischen Armeen sollten nach Friedrichs Entwurf die Feinde in ihrem eigenen Lande so beschäftigen, daß sie an die Sachsen nicht denken könnten. Er selbst harrte täglich auf die Uebergabe der eingeschlossenen Armee, weil er bedenklich fand, vorher nach Böhmen zu gehen, wo er keine Magazine hatte; auch wären die Sächsischen Truppen durch diese Preußische Operation Meister von der Elbe geworden, und dem Könige im Rücken geblieben. Es fehlte ihm überdies für jetzt an einer hinreichenden Anzahl von Fuhrwerken und Fahrzeugen zum Transport der Lebensmittel, und die fürchterlichen Defileen (Hohlwege), die die Zugänge dieses Königreichs von allen Seiten decken, machten auch noch mancherlei Vorkehrungen nothwendig.

Brown ging, um die Sachsen zu entsetzen, am 30sten September über die Eger. Auch Friedrich, in der Absicht, seinen Gegner durch eine Schlacht zum Rückzug zu nöthigen, brach an demselben Tage auf, und schon am folgenden Morgen des 1sten Octobers, trafen beide Armeen auf einander, unweit Lowositz, einem Böhmischen Städtchen. Die Oesterreichische war zwei und funfzig Bataillons, und zwei und siebenzig Schwadrons *) stark, dabei hatte sie acht und neunzig Kanonen; die Preußische bestand aus vier und zwanzig Bataillons, und sechzig Schwadrons, sie führte hundert und zwei Kanonen. Es war ein so starker Nebel, daß man nur wenig Schritte vor sich sehen konnte. Die Anhöhen

*) Ein Bataillon ist ein Schlachthaufen von gewöhnlich 7—800 Mann, eine Schwadron von 100—150.

von Lobosch und Radostiz, von welchen die Stellung der Oesterreicher beschossen werden konnte, waren von Brown unbesetzt geblieben. Dieser Umstand verleitete Friedrich zu glauben, daß die Oesterreicher über die Elbe gegangen wären, und er bloß auf die Arriergarde gestoßen sey, und die Kaiserliche Reiterei, die sich dem Kanonenfeuer der Preußen aussetzte, und Stand hielt, als wenn sie dadurch andere Absichten bewirken wollte, vollendete diesen Irrthum. Man kämpfte im Nebel, ohne einander zu sehen. Indessen hatte der König doch die Anhöhen in Besitz nehmen lassen.

Da Browns Stellung gegen die Mitte seiner Linie und auf dem linken Flügel durch Sümpfe und andere undurchdringliche Zugänge gegen allen Angriff gesichert war, so hatte er seine ganze Aufmerksamkeit auf die Stadt Lowositz gerichtet, die seinen Flügel deckte, und in dieselbe seine beste Infanterie nebst einer großen Menge Geschütz geworfen; auch war vor derselben eine starke Batterie mit Redouten (Schreckschanzen). Gegen Mittag verlor sich der Nebel, und man bekam sich einander ins Auge. Die Preußische Reiterei that nun einen regelmäßigen sehr lebhaften Angriff, setzte über einen sehr breiten Graben, und warf die Oesterreichische über den Haufen, verfolgte sie aber mit übereilter Hitze bis unter die Kanonen von Lowositz. Das heftige Feuer der hier aufgepflanzten zahlreichen Artillerie trieb sie jedoch mit großem Verlust wieder zurück. In die feindliche Infanterie des linken Flügels konnte sie jedoch nicht eindringen, da diese am Rande eines tiefen Grabens aufgestellt war. Die nächste Unternehmung der Preußen war nun, die Kroaten aus den Weingärten zu jagen, deren Zäune und Mauern diesen Truppen zu Bollwerken dienten. Es geschah auch, obwohl mit großer Mühe. Allein nun ließ Brown durch seine beste auf dem rechten Flügel stehende Infanterie die Anhöhen angreifen; jedoch die darauf stehenden Preußen wehrten sich wie die Löwen; und da einige Regimenter alle ihre Patronen verschossen hatten, gingen sie mit gefälltem Bajonet auf die stürmenden Feinde los, und schlugen mit den Kolben wie mit Keulen um sich herum. Dies entsetzliche Handgemenge dauerte, bis die Oesterreicher den Berg herunter und in Lowositz hereingetrieben waren. Die Preußen

benutzten die Unordnung der Oesterreicher, um die Stadt in Brand zu stecken, und in dieser Verwirrung alle feindliche Truppen hinauszujagen, wodurch das Schicksal des Tages endlich entschieden wurde. Brown machte einen meisterhaften Rückzug, gedeckt durch die Infanterie des linken Flügels, die gar nicht gefochten hatte, und allein noch in Ordnung war. Er ließ die Elbbrücke bei Leutmeritz, und alle Brücken über die Eger abwerfen, um seinen Abzug zu sichern; und so überließ er dem Könige das Schlachtfeld, ohne jedoch seine Ansprüche auf den Sieg ganz aufzugeben, der aber, wie die Folgen bewiesen, nicht zweifelhaft war, obgleich das Preußische Heer einen größern Verlust an Soldaten erlitten hatte. In Wien wurde eine neuntägige Andacht für die in der Schlacht gefallenen Krieger angestellt, wobei die witzigen Köpfe sagten: „Es ist ein Dankgebet, daß es uns erträglich gegangen ist.“

So waren die Begebenheiten der ersten Schlacht in diesem denkwürdigen Kriege, die von sieben Uhr des Morgens bis um drei Uhr Nachmittags dauerte, und den Völkern der Erde gleichsam das Unterpfand der Preußischen Thaten für die folgenden Schlachten gab. Der König war von diesem Muth so hingerissen, daß er in seinem Briefe an den Feldmarschall Schwerin, worin er ihm die Schlacht beschreibt, die Worte gebraucht: „Nie haben meine Truppen solche Wunder der Tapferkeit gethan, seitdem ich die Ehre habe, „sie zu kommandiren.“ Diese Tapferkeit war auch wegen des kraftvollen Widerstandes durchaus erforderlich; ein Widerstand, der Friedrichs Krieger veranlaßte, auszurufen: „Dies „sind nicht mehr die alten Oesterreicher.“ Die feindlichen Soldaten hingegen sagten bei Besichtigung ihrer Wunden: „Wir haben die alten Preußen wiedergefunden.“ Der Verlust der Sieger an Todten und Verwundeten war 3,300 Mann; die Anzahl der gemachten Gefangenen betrug siebenhundert, wobei die Oesterreicher einige hundert Soldaten weniger als die Preußen auf dem Wahlplatz ließen.

Brown, krank, und dennoch Tag und Nacht allen Unbequemlichkeiten des Krieges sich aussetzend, war nun genöthigt, sich über die Eger zurückzuziehen, und seine Entwürfe, die Sachsen zu befreien, ganz abzuändern. Es wurde be-

schlossen, daß die so gedrängten Bundesgenossen in der Nacht vom 11ten October bei Königstein über die Elbe gehen sollten, sodann wollte man die Preußen auf beiden Seiten angreifen. Ein außerordentlich regnichtes und stürmisches Wetter aber, der Transport der schweren kupfernen Pontons, zu Lande mit ausgehungerten Pferden, und andere Unfälle, verzögerten diesen Uebergang, der nun zwei Tage später festgesetzt wurde. Diese kostbare Zeit benutzte Friedrich, die Posten an der Elbe zu verstärken, und sie durch Verschanzungen und Verhacke *) zu befestigen. Der Boden auf der rechten Seite dieses Flusses bei Pirna und Königstein ist voll hoher Berge, die mit dickem Gehölze bedeckt sind. Die tiefen Gründe, die sie von einander absondern, zeigen nichts als unwegsame Gegenden, die am wenigsten zum Marsch eines Kriegsheers gemacht sind, besonders wenn ein mächtiger Feind in der Nähe ist, und die Anhöhen besetzt hat. Dies war die Aussicht der Sachsen; sie hofften, da sie über die Elbe gekommen waren, etwas von der Annäherung der Oesterreicher zu hören; allein sie fanden keine Spur von ihren Bundesgenossen, die theils durch ein Preußisches Corps, unter dem General Lestwitz, theils durch die großen Hindernisse des Erdreichs vom weitern Vorrücken abgehalten wurden; dagegen sahen sie die Preußen Meister von den fürchterlichen Hohlwegen, durch die man hindurch mußte, um Böhmen zu erreichen. Sie versuchten indessen, sich am Fuße des Liliensterns zu formiren, welches aber der enge Raum nicht gestattete; daher sie sich ohne Ordnung und muthlos lagerten, voll banger Erwartung ihres traurigen Schicksals.

Das verlassene Sächsische Lager bei Pirna wurde sogleich von den Preußen besetzt, die dabei auf die Arriergarde (Nachhut) der Sachsen stießen. Ein entsetzlicher Sturm erstickte den Donner des bei dieser Gelegenheit gemachten heftigen Kanonenfeuers, so daß die Oesterreicher in der Ferne nichts davon hörten. Alle Elemente, Götter und Menschen, schienen gegen die Sachsen zu kämpfen. Nach einem vierstündigen tapfern Widerstande nahm man dies Bedeckungs-Corps ge-

*) Ein Haufen gefällter Bäume, welcher den Feind hindert, schnell vorzudringen.

fangen, und bemächtigte sich des größten Theils der Bagage (Feldgepäcks) und der Artillerie. Dies war ein wichtiger Transport, der nicht zu der Armee hatte stoßen können, weil die Brücke abgebrochen war. Der König von Polen war kein Augenzeuge aller dieser gehäuften Unfälle; er hatte sich einige Tage zuvor mit seinen Prinzen und seinem Günstling Brühl aus dem bisherigen Hauptquartier Struppen nach der Festung Königstein begeben, und von hier aus schickte er seinem Feldmarschall Rutowsky wiederholte Befehle zum unmöglichen Angriff.

Nie befand sich eine wohl disciplinirte Armee eines tapfern Volks in einer traurigern Lage. Der Hunger wüthete bei den Sächsischen Truppen; hiezu kam die Kälte in der rauhen Jahreszeit, und der Verlust ihrer Bagage. Drei Tage und drei Nächte hintereinander waren sie unterm Gewehr, ohne Speise zu sich zu nehmen; selbst an Pulver und Munition (Schießbedarf) hatten sie Mangel. Nun lagen sie unter freiem Himmel, allenthalben von wachsamen Feinden umgeben, aller Rettungsmittel, ja aller Hoffnung beraubt. Ihr Schicksal hing jetzt ganz von der Gnade des Siegers ab, dem sie mit Augusts Bewilligung endlich den 14ten October nach einer vier und dreißigtägigen Blokade eine Capitulation (Vergleich) antrugen.

Die Bedingungen, unter welchen sie geschlossen wurde, waren hart, sowohl für die Sächsischen Truppen, als für ihren König. Die ganze Armee, jetzt noch 14,000 Mann stark, mußte sich ergeben. Die Officiere wurden entlassen; den Unterofficiers und Gemeinen aber ließ man keine Wahl; sie waren gezwungen, dem König von Preußen den Eid der Treue zu schwören. Es war ein großes rührendes Schauspiel: 14,000 Krieger streckten die Waffen, und fleheten um Brod. Der Hunger und die Verzweiflung bei Hohen und Niedrigen erzeugten in dem Jammerthal bei Lilienstein auffallende Scenen, die August von dem Gipfel seiner Felsenburg mit eignen Augen sehen konnte. Die Noth war aufs höchste gestiegen; auch war die Hülfe schleunig. Die durch Mangel an Nahrung und Strapatzen ganz entkräfteten Soldaten, erhielten sogleich das nöthigste aller Bedürfnisse; es wurden jeder Compagnie zwanzig sechspfündige Brode gegeben; die gefan-

genen Generale aber hatten die Ehre, im Hauptquartier zu Struppen an die Tafel des Königs von Preußen gezogen zu werden.

Das Unglück der Sachsen brachte ihnen keine Schande, denn sie hatten lange genug mit ihrer kleinen Kriegsschaar der Preußischen Macht widerstanden, und waren nur den Gesetzen der Natur und einem höhern Verhängniß unterlegen. Die Soldaten bei Browns Heer aber gaben der Armee bei Pirna den Spottnamen des Sächsischen Piquets, und in der Kaiserburg wurde, dem alten hier herrschenden Grundsatz zu Folge, diese Aufopferung eines großen Fürsten und seines schönen Landes, als Pflicht betrachtet.

Der König von Polen verlor dadurch auf einmal seine ganze Sächsische Armee, die voll Treue gegen ihn war, und kaum blieben ihm einige Garde-Soldaten übrig, die sich nebst einem sehr kleinen Gefolge bei ihm in Königstein befanden. All sein Bestreben, günstigere Bedingungen von dem Sieger zu erlangen, war fruchtlos. Nur die Fahnen, Standarten und Pauken der Sächsischen Truppen wurden dem Könige von Polen überliefert, und um ihm unter seinen vielen Bitten wenigstens eine zu bewilligen, so wurde die Festung Königstein während des ganzen Krieges für neutral erklärt.

Zehn Sächsische Infanterie-Regimenter blieben ganz beisammen, nur mit dem Unterschiede, daß sie Preußische Uniformen, Fahnen und Befehlshaber bekamen; die übrigen aber nebst der sämmtlichen Reiterei wurden unter Preußische Regimenter gesteckt. Hierzu kamen 9284 Rekruten, die Sachsen gleich in den ersten Monaten liefern mußte, womit man die Regimenter ergänzte. Die Officiere wurden auf ihr Ehrenwort, in diesem Kriege nicht wider den König von Preußen zu dienen, freigelassen; doch vernichtete Theresiens und Augusts Haß gegen Friedrich dieses Ehrenwort, indem sie die Sächsischen Officiere von dessen Haltung gänzlich entbanden.

Auch die Gemeinen zeigten bald die den Sachsen angestammte Liebe zu ihrem Vaterlande und ihrem Fürsten. Ganze Bataillons zogen regelmäßig ab, mit allen militairischen Ehrenzeichen, nachdem sie ihre Befehlshaber verjagt, oder er-

schossen hatten; sie nahmen die Brod- und Munitionswagen, die Regiments-Kassen, kurz alles zum Troß gehörige mit, und marschirten entweder nach Polen, oder stießen zur Französischen Armee. Der König von Preußen hatte viele Sächsische Unterofficiere zu Officiers ernannt, um ihnen seinen Dienst angenehm zu machen; dennoch waren diese sogar die Anführer bei der Desertion, die andern Officiere aber, die nicht mitwollten, wurden gezwungen, sich zu entfernen. Man legte die noch übrigen als Besatzung in Städte; allein auch dieses Mittel schlug fehl. In Leipzig öffnete sich ein Theil der Garnison mit Gewalt die Thore, und ging am hellen Tage davon. In Wittenberg, in Pirna, und in andern Städten, zwangen die Sächsischen Soldaten die Preußischen Commandeurs, sich dem Feinde zu ergeben; ja bei manchen Gefechten gingen ganze Compagnien Sachsen selbst auf dem Kampfplatz zu den Oesterreichern über, und richteten sogleich ihre Waffen gegen die Preußen.

August, der auf dem Felsen Königstein sein Schicksal erwartete, erhielt nun für sich und sein Gefolge Pässe, um sicher nach Warschau zu reisen, wohin er auch unverzüglich abging. Aber sein und seiner Familie Leiden wurde die Sache aller Könige, und reizte die Leidenschaften gegen Friedrich so, daß alle Staatsschriften von einem tödtlichen Haß eingegeben wurden.

Der Feldzug war zu Ende. Die Oesterreichische Armee zog sich tiefer in Böhmen, und die Preußen, unter den Feldmarschällen Schwerin und Keith stehenden Armeen, nahmen ihre Winterquartiere in Sachsen und Schlesien. Friedrich blieb den Winter über in Dresden, und behandelte nun sein Depot als eine förmlich eroberte Provinz. Er gab den Sächsischen Ministern fleißig Audienz, ertheilte seine Befehle über alle Gegenstände der Landesverwaltung, und foderte von den Landständen Kriegssteuern und neue Rekruten, doch ohne Druck und Härte. Sachsen und Preußen lebten ganz freundschaftlich zusammen, und theilten mit einander die Vergnügungen der Schauspiele, Concerte und Bälle. Friedrich selbst gab fast täglich Concerte, wobei er mit seiner Flöte einstimmte. Dennoch fehlte es nicht an Vorfällen, die des Königs Gemüthsruhe unterbrachen; denn seine Feinde

arbeitete daran, ihn durch seinen Kammerlakei Glasau, der bei ihm in großer Gunst stand, zu vergiften. Ein Zufall aber verrieth dem König in der Stunde der Ausführung den schändlichen Anschlag, und Glasau büßte sein Vergehen in Spandau, wo er in kurzer Zeit sein Leben endigte.

Zweites Buch.

(1757.)

Die Zurüstungen aller im Kriege wider Preußen verbundenen Mächte zum künftigen Feldzuge waren außerordentlich. Franzosen und Schweden, Deutsche aus allen Provinzen Germaniens, Ungarn und Siebenbürger, Mailänder, Wallonen, Kroaten, Russen, Kosaken und Kalmucken setzten sich in Bewegung. Es war ein Gedränge von Völkern, die zum Theil aus sehr entlegenen Ländern kamen, nicht sowohl zu erobern, als zu plündern, zu morden und zu verwüsten.

Der Theilungsplan der Preußischen Staaten und die absichtliche Zertrümmerung einer jungen Monarchie war so sonderbar, als der Krieg selbst. Pommern sollte an Schweden, Schlesien an Oesterreich fallen, das Königreich Preußen war für Rußland, das Herzogthum Magdeburg nebst Halberstadt für Sachsen, und die Westphälischen Provinzen für Frankreich bestimmt. Nur allein das Kurfürstenthum Brandenburg sollte dem entthronten Könige als eine Gnade gelassen werden, wenn er sich noch zu rechter Zeit unterwürfe; wo nicht, so war der Entschluß der Mächtigen, das verheerte Land dem nächsten Erben zu überliefern. Dieser Entwurf, von allen Seiten durch Kraft und Erbitterung unterstützt, schien bei dem ungleichen Kampf mit sehr eingeschränkter Macht zu seiner vollständigen Ausführung nicht einmal des Glückes zu bedürfen, das zwar die Vollendung durch Zufälle beschleunigen, oder verzögern könnte, allein bei der Hauptsache für entbehrlich gehalten wurde.

Nirgends aber war man geschäftiger als in Süd-Deutschland. Der Reichstag in Regensburg wollte den König von Preußen förmlich in den Reichsbann thun, (welches indessen nicht durchgesetzt werden konnte,) und ihn aller seiner Reichs-

Länder, Würden und Titel für verlustig erklären; selbst neun protestantische Fürsten stimmten dafür, worunter auch die mit Preußen verwandten Höfe Anspach und Darmstadt, ferner der Herzog von Holstein-Gottorp, desgleichen die Fürsten von Schwarzburg und von Anhalt waren. Mit diesen neun Fürsten hatten die Gegner Friedrichs außer den katholischen Kurfürsten sechzig Stimmen im Fürstlichen Senat, sechs und zwanzig aber bestanden auf einer Untersuchung der Ursachen des Krieges, auf einem Waffenstillstand, und auf der Vermittelung des Reichs bei dieser Fehde. Unter diesen letzten durch Vernunft und Mäßigung geleiteten Stimmen, waren alle Grafen aus der Wetterau, aus Franken und aus Westphalen. Die Reichsstädte aber stimmten blindlings für die Kaiserliche Partei. Die mehrsten Reichsfürsten wurden theils durch Furcht, theils durch Hoffnungen auf Theresiens Seite gezogen, da denn bei ihnen auf einmal die seit ganzen Generationen mit Preußen gepflogene Freundschaft, so manche empfangenen Wohlthaten dieses Hauses, die Bande der Religion und des Bluts, kurz alles vergessen wurde.

Man setzte in den Staatsschriften, in den Erklärungen und Manifesten die so unanständige Sprache gegen den König fort, der sich deshalb auch ausdrücklich an die Kaiserin Theresia wandte, mit der Erinnerung, daß Monarchen Feinde seyn könnten, ohne sich zu Schmähungen herabzulassen; denn nicht Worte, die ihre Würde erniedrigten, sondern das Schwerdt müßte ihren Streit entscheiden. Lange blieb diese Erinnerung ohne Wirkung; nur erst nach einigen gewonnenen Schlachten bekam sie Gewicht. Den kreisausschreibenden Fürsten wurde indeß aufgegeben, zu verhindern, daß der König keine Art von Unterstützung aus den Kreisländern erhielte; auch wurden alle in Friedrichs Heeren befindliche Reichs-Vasallen von dem Preußischen Dienst abgerufen; ferner erging eine Kaiserliche Verordnung, daß alle mit Preußischen Staatsschriften handelnde Buchführer und Buchdrucker eingezogen und bestraft werden sollten. Plotho, der Kur-Brandenburgische Gesandte bei der Reichsversammlung, beantwortete jedoch alle Anti-Preußischen Staatsschriften sowohl als die pedantischen Abhandlungen über die Heiligkeit der Archive mit Ernst und Würde, und da er wo-

gen des Drucks in ganz Süd-Deutschland unüberſteigliche Schwierigkeiten fand, legte er eine eigene Druckerei in Regensburg an.

Friedrich, dem jetzt nichts übrig blieb, als durch den wirkſamſten Gebrauch ſeiner Waffen dem Kriegsgewitter allenthalben die Stirne zu bieten, ſchritt nun in ſeinen Sächſiſchen Finanz-Operationen nachdrücklicher zu Werke. Er ſah jetzt ein, daß das von ihm ſo ſehr gewünſchte Sächſiſche Bündniß, für ihn offenbar nachtheilig geweſen wäre, und daß der uneingeſchränkte Beſitz eines großen ſchönen Landes ihm unendlich mehr Vortheile verſchaffte. Keine Provinz konnte ſo wie Sachſen allen ſeinen Operationen einen Mittelpunkt geben, und ihm Rücken und Flanken decken; denn nur von hier aus konnte er bei ſeinen Unternehmungen in Böhmen Zufuhren erhalten, und war überdies genöthigt, ſich bei einem Angriff auf Oeſterreich gegen die Sachſen in Sicherheit zu ſetzen. Es blieb alſo den letztern gleich im Anfang des Krieges keine andere Wahl übrig, als entweder Bundesgenoſſen des Königs von Preußen, oder ſeine Kriegsgefangene zu ſeyn. Friedrich entſagte nun der bisher beobachteten Mäßigung, und änderte ganz ſeinen vorigen Plan. Die Beſoldungen aller Kurfürſtlichen Diener wurden verringert, oder gar eingezogen. Zum Unterhalt der Landes-Collegien und Kanzleien in Dresden waren bisher 190,000 Reichsthaler erforderlich; dieſe Summe wurde bis auf 30,000 Reichsthaler herabgeſetzt, und ſo ging man weiter. Die Königin von Polen bat um Geld. Friedrich, der wohl wußte, welchen Gebrauch ſie davon zu ſeinem Nachtheil machte, ließ ihr nur 7800 Reichsthaler, den Reſt einer Kaſſe, überliefern; ſie erneuerte ihre Bitte, und beſtimmte die gegenwärtigen Bedürfniſſe für ſich und ihre Familie monatlich auf 174,000 Reichsthaler. Die Antwort war, ſie möchte ſich an ihren Gemahl wenden. Dieſe Finanz-Reform erſtreckte ſich über alles. Die Operiſten und Tänzer wurden zwar nicht förmlich verabſchiedet, allein man gab ihnen keine Beſoldung mehr, und nun reiſeten ſie nach Italien zurück. Ein paar wichtige Perſonen am Sächſiſchen Hofe waren der Beichtvater der Königin und der Ober-Director der Opern. Erſterer hatte ein Gehalt von 12,000, und letzterer von 15,000 Reichsthaler.

lern; jetzt aber mußten sie sich mit 2000 Reichsthalern begnügen. Die Kaiserin Elisabeth kam in dieser Noth der Königin von Polen zu Hülfe, und schenkte ihr 100,000 Rubel.

Der ungeheure Vorrath von Porcellan, den man theils in Dresden, theils in Meißen fand, wurde jetzt für Preußische Rechnung, als ein erbeutetes Eigenthum für 200,000 Reichsthaler verkauft; das Königliche Schloß aber in Dresden blieb unberührt. Friedrich besuchte oft die vortreffliche Bilder-Gallerie, allein ohne sich etwas davon zuzueignen; vielmehr beschenkte er die Aufseher reichlich. Diese Mäßigung verließ ihn indeß gänzlich in Ansehung des Grafen von Brühl, den er als den Urheber des Bündnisses betrachtete, das Sachsen mit seinen Feinden geschlossen hatte. Dieser Minister hatte in Pförten, einem wenige Meilen von Dresden liegenden Dorf, ein schönes Schloß. Dies wurde auf Friedrichs Befehl verheert. Ein gleiches Schicksal hatte dessen prächtiger Pallast in der Residenz, so wie sein Garten, eine Zierde der Stadt, und als Spazierort für jedermann offen. Hier, wo seltene Kunst und Pracht vereinigt waren, wurde alles verwüstet *), und eine Rache geübt, die man dem gekrönten Weltweisen nicht zugetraut hatte.

*) Der Pracht und Ueppigkeit in den Pallästen dieses Privatmannes that es vielleicht kein König in Europa gleich. Alles, was in Kunstarbeiten auszeichnend und einzig war, das Kostbare und Außerordentliche, was in London und Paris, wegen der hohen Preise, selbst unter den reichsten Britten und Franzosen, nicht sogleich Käufer fand, wurde von ihm zur Zierde seiner Palläste erstanden. Das Auserlesenste davon war in seinem Pallast in Dresden zusammengehäuft. Alle Zimmer prangten mit künstlichen Uhren von endloser Verschiedenheit und Aufstellungsart, mit Statuen, Medaillons und Gemählden, mit den köstbarsten Lakirungen, mit Gold eingelegten Thürschlössern, mit prächtigen Tapeten und porcellanenen Oefen in Form antiker Bildsäulen, Römischer Mausoleen oder Griechischer Tempel. Das Außerordentlichste aber war die ungeheure Garderobe dieses Ministers; ganze Säle waren von der Decke bis zum Boden mit Schränken voll Kleidermassen angefüllt. Zu jedem Anzug gehörte eine besondere Uhr, Tabaksdose und Degen. Die Kleider waren in Miniatüre gemahlt, und in ein Buch eingetragen, das ihm täglich zur Auswahl vorgelegt wurde. Von vierzig Kammerdienern hatten vier allein die Aufsicht über diesen Kleiderschatz, den sie den Fremden als eine Seltenheit zeigten. Da aber ein über diese sonderbare Ausstellung betroffener Reisender einst verächtlich ausrief: Montrés moi des vertus, et non pas des culottes! stellte man diesen Gebrauch ein.

In allen Provinzen Deutschlands herrschte nun eine kriegerische Thätigkeit, die seit vielen Jahrhunderten nicht so allgemein gewesen war. Bei allen Kriegen der neuern Zeit, selbst da unter Carl dem fünften und unter Gustav Adolph die Deutschen aus Religionseifer wider einander wütheten, waren keine so gewaltigen Zurüstungen geschehen, als jetzt, da alle Völkerschaften Germaniens, groß und klein, zu den Waffen griffen, um für den doppelten, oder für den einfachen Adler zu kämpfen. Die Furcht vor dem Anzug mächtiger Heere verringerte jedoch die Preußische Partei immer mehr und mehr. Selbst der Herzog von Braunschweig, Friedrichs Schwager, wollte, um sein Land zu retten, es den Franzosen übergeben; auch der Landgraf von Hessen-Cassel wankte, und schien, mit Preußens Freundschaft und dem bisherigen Schutz, auch alle empfangene Englische Subsidien (Hülfsgelder) zu vergessen. In Süd-Deutschland war nur der einzige Markgraf von Baireuth, der lieber sein Land Preis geben, als gegen seinen Königlichen Schwager Truppen senden wollte. Friedrich war durch diese Großmuth gerührt, und da er nun überdies die Staaten des Markgrafen als das Erbtheil seines Hauses betrachtete, so untersagte er die mit Verheerung verknüpfte Aufopferung, und bewilligte selbst den Beitritt des Baireuthischen Kriegs-Contingents zu den wider ihn versammelten Heerschaaren.

So wurde nun die Reichs-Armee zusammengebracht, die das durchs Alter so wie durch innere Macht ehrwürdige Germanische Bündniß in einem lächerlichen Lichte darstellte. Diese Truppen waren vielleicht den Kreuzfahrern nicht ganz unähnlich. Die Contingente, oder die reichspflichtmäßigen Beiträge an Soldaten, der Baiern, der Pfälzer, der Würtemberger, und einiger anderer Reichsstände ausgenommen, war ein Zusammenfluß undisciplinirter Horden, in Schaaren vertheilt, die ein buntscheckiges Ganzes bildeten. In Schwaben und Franken waren Reichsstände, die nur einige Mann stellten. Auf manchen fiel allein die Lieferung eines Lieutenants ohne Soldaten, der oft ein vom Pfluge weggenommener Bauerkerl war; andere lieferten blos einen Tambour, und gaben ihm eine Trommel aus ihren alten Rüstkammern. Viele Klosternonnen legten ihre Rosenkränze bei Seite, und

stickten Fahnen, die, durch Priester-Segen eingeweiht, gegen Ketzer wehen sollten. Die Schweintreiber avancirten zu Querpfeifern, und abgelebte Karrengäule wurden bestimmt, Dragoner zu tragen. Die Reichs-Prälaten, die sich brüsteten, Bundesgenossen so großer Monarchen zu seyn, ließen ihre Klosterknechte die Kittel ablegen, und schickten sie zur Armee. Waffen, Kleidung, Bagage, kurz alles war bei diesen zusammengetriebenen Menschen verschieden, die man mit dem Namen Soldaten belegte, und von denen man große Dinge erwartete.

Indessen wurden von Seiten der Preußen die wirksamsten Maaßregeln genommen, den Feldzug früh zu eröffnen, um den feindlichen Bundesgenossen zuvorzukommen. Die furchtbarsten dieser Alliirten waren die Oesterreicher. Auf diese beschloß daher Friedrich mit vereinigten Kräften loszugehn, um, wo möglich, einen großen Streich auszuführen, bevor sich die Heere der andern Völkerschaften nähern könnten. Der Kaiserliche Hof nahm ein entgegengesetztes System an, und wollte sich bloß auf Vertheidigung einschränken, bis man, mit sämmtlichen Bundesgenossen vereinigt, auf einmal den König von Preußen von allen Seiten anfallen und vernichten könnte. Brown theilte deshalb seine ganze Macht in vier große Corps, um Böhmen zu decken. Dennoch drang Friedrich zu Ende Aprils mit fünf großen Kriegshaufen in dies Königreich ein, nachdem er zuvor, um die Feinde zu täuschen, durch mannigfaltige Anstalten Mine gemacht hatte, auch seinerseits vertheidigungsweise zu verfahren, und in der Nähe von Dresden durch feste Läger Sachsen zu decken. Die Anführer der fünf Armeen waren: der Feldmarschall Schwerin, der von Schlesien aus über Trautenau marschirte, der Herzog von Bevern, der über Zittau, der Prinz Moriz von Anhalt-Dessau, der über Commotau, der Prinz Heinrich von Preußen, der über Neustädtel, und Friedrich selbst, der über Peterswalde den Marsch nahm. So wohl waren die Befehle berechnet, die auch mit großer Ordnung befolgt wurden, daß alle diese von so verschiedenen Seiten anrückenden Armeen am nämlichen Tage den Böhmischen Boden betraten. Man bemächtigte sich sogleich einiger sehr beträchtlichen Kaiserlichen Magazine. Die Armee unter dem Herzog von Bevern, 16,000

Mann

Mann stark, traf bald auf eine feindliche von 28,000 Mann, die sich unter Anführung des Grafen Königseeg bei Reichenberg verschanzt hatte. Sein Lager war zwischen zwei waldigen Bergen, und seine Schlachtordnung glich einer Festung, wovon die Infanterie die Bastionen (Bollwerke), und die Cavallerie die Courtine (Mittelwall) vorstellten. Die Oesterreicher wurden sogleich angegriffen, und nach einem fünfstündigen Gefecht, mit einem Verlust von 1800 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen, aus dem Felde geschlagen. Die Preußen verloren dabei 300 Mann. Nach diesem Treffen rückte der Herzog vorwärts, und vereinigte sich bald darauf mit der Armee des Feldmarschalls Schwerin, der in fünf Colonnen über die Schlesischen Gebirge in Böhmen eingedrungen war, und die Kaiserliche Arriergarde (Nachhut) bei Alt-Bunzlau geschlagen hatte. Sie bestand aus 1500 Mann, die größtentheils niedergemacht, oder gefangen wurden, wobei der Anführer der Preußen, Wartenberg, ein sehr würdiger General, sein Leben verlor.

Der König von Preußen marschirte über den hohen Böhmischen Berg Paskopol ohne allen Widerstand, und ging auch über die Moldau im Angesicht des Feindes, der seine ganze Macht beisammen hatte, und jetzt den kostbaren Augenblick versäumte, Friedrichs kleines abgesondertes Heer mit überwiegendem Vortheil anzugreifen. Es herrschte eine Eifersucht bei den obersten Befehlshabern der Kaiserlichen Truppen, die sich auf mancherlei Art sehr auffallend zeigte; denn Brown war jetzt dem Prinzen Carl von Lothringen untergeordnet, der als oberster Feldherr befehligte. Diese Heerführer ahneten keinen feindlichen Einfall in Böhmen; sie glaubten, Friedrich würde sich in Sachsen zu vertheidigen suchen, daher auch Brown unter dem 9ten April bei Keith um die Rücksendung der im vorigen Jahr aus Böhmen mitgenommenen Geißeln anhielt, weil, wie er sagte, die Preußen dies Jahr wohl nicht wiederkommen würden. Auf Friedrichs Befehl schrieb Keith zurück, daß Brown Recht hätte, und daß die Geißeln nächstens nach Böhmen transportirt werden sollten.

Am 6ten Mai früh Morgens waren alle Preußische Armeen, über 100,000 Mann stark, in der Gegend von Prag

versammelt. Sie vereinigten sich auch in der Nähe dieser Hauptstadt bis auf die von Keith und von Moritz befehligten Truppen, die auf der andern Seite der Moldau blieben; und einige Stunden darauf nahm eine der denkwürdigsten Schlachten ihren Anfang, die in den Jahrbüchern der Kriege aufgezeichnet sind. Das Preußische Heer, das wirklich zum Treffen kam, war 64,000, und das Oesterreichische 76,000 Mann stark. Das letztere stand auf verschanzten Bergen. Die Zugänge waren zum Theil sumpfige Wiesen, abgelassene Teiche, deren Boden voller Schlamm und mit Gras bewachsen war, ferner schmale Dämme, ja Stege, worauf die Soldaten nur einzeln übergehn konnten. Die Oesterreichische Infanterie stand ruhig in diesem festen Lager, und war eben mit Kochen beschäftigt, und die Cavallerie war ausgeschickt, Futter zu holen, als Friedrich anrückte; denn man hatte, ungeachtet aller von den Vorposten eingebrachten Nachrichten, im Kaiserlichen Lager seinen Anmarsch nicht glauben wollen. Der Prinz Carl ließ nun in gröster Eil die Fouragirer (Futtereintreiber) zurückkommen, die auch zum Theil in ihren Kitteln mit den Preußen fochten. Ungeachtet des so sehr übeln Terrains geschah dennoch der Angriff von der Preußischen Infanterie mit einem bewundernswürdigen Muthe. Sie konnten nur rottenweise über die schmalen Dämme gehen, und diejenigen, die durch die Wiesen wadeten, blieben bei jedem Tritt im Schlamme stecken; auch mußten mehrere Bataillone bei diesen Umständen ihre Kanonen zurücklassen, so nöthig sie solche auch hatten. Um ein Uhr zu Mittage waren die Hindernisse bekämpft, und die Preußen fingen an, sich in Schlachtordnung zu stellen. Ohne sich erst von den schrecklichen Beschwerden zu erholen, gingen sie ungestüm auf den Feind los, der sie mit einem entsetzlichen Artillerie-Feuer empfing. Die Preußen stürzten immer rottenweise zu Boden. Das Regiment Winterfeldt griff dennoch eine Batterie an, fand aber großentheils vor derselben sein Grab. Dies hinderte jedoch nicht das Anrücken des Grenadier-Bataillons Wreden, das einmüthig schrie: „Kameraden! laßt „uns heran, ihr habt Ehre genug!“ Der König hatte Befehl gegeben, ohne mit Musketen zu schießen, gleich mit gefälltem Bajonet einzudringen; allein das Kartätschen-Feuer

der Oesterreicher war so mörderisch, daß die menschliche Natur bei einem augenscheinlichen gewissen Tode endlich der Tapferkeit ein Ziel setzte. Mehrere Regimenter der Preußen wichen zurück.

Indessen war die Cavallerie beider Heere auch ins Handgemenge gerathen; der Prinz von Schöneich, der die Preußische kommandirte, griff mit einem Theil derselben die ganze Oesterreichische an, und warf die erste Linie über den Haufen. Er verlor aber durch Ueberflügelung seine beiden Flanken, und wurde durch die zweite Linie des Feindes zurückgeschlagen. Die Preußische Reiterei formirte sich jedoch wieder, erhielt Verstärkung, und ging von neuem auf den Feind los, und nun war der Angriff entscheidend. Die Oesterreichische Reiterei wurde ganz auseinander gesprengt, und auf ihre eigne Infanterie geworfen, die sie in Unordnung brachte. Die Preußischen Husaren benutzten diese Gelegenheit, um einzuhauen, und die Verwirrung zu vermehren.

Der Feldmarschall Schwerin war zu eben der Zeit eifrig beschäftigt, die durch den entsetzlichen Eisenhagel zurückgewichene Infanterie wieder zu formiren, und ließ sie gegen den Feind anrücken. Er stellte sich selbst an die Spitze seines Regiments, stieg vom Pferde, und ergriff mit den Worten: Heran meine Kinder! eine Fahne, die in seiner Hand den Weg des Sieges bezeichnen sollte. Die Preußen fanden auch diesen Weg, allein der edle Wegweiser fiel durch vier Kartätschen-Kugeln zu Boden gestreckt. Das Panier seines Monarchen deckte ihn, und verhüllte seine Todeszüge. Mehrere Preußische Generale folgten diesem Beispiel, und führten ihre Brigaden zu Fuß an; auch der Prinz Heinrich sprang vom Pferde, und erstieg an der Spitze der Seinigen eine feindliche Batterie. Nun stürzte das ganze zweite Treffen der Preußen auf die Oesterreicher, die bis zu ihren Zelten getrieben wurden. Man hatte sie stehen lassen, um keine Zeit zu verlieren. Der Herzog Ferdinand von Braunschweig, Friedrichs größte Stütze an diesem blutigen Tage, so wie überhaupt in dem ganzen Kriege, bemerkte indessen den fortdauernden Muth des Feindes, dessen linker Flügel seine Stellung immer noch behauptete. Er bat den König um Erlaubniß, vom Schlachtplan abzuweichen, weil er einen

Versuch auf die feindliche Flanke machen wollte. Die Antwort war, er möchte thun, was er am rathsamsten fände. Ferdinand nahm sofort einige Regimenter vom Preußischen rechten Flügel, fiel dem Feind in die Flanke und in den Rücken, und so wurde dieser von Berg zu Berg getrieben, und sieben mit Oesterreichischen Grenadieren, dem Kern der Kaiserlichen Soldaten, besetzte Schanzen wurden erobert. Die Feinde befanden sich in großer Unordnung, so daß ihre Flügel von einander getrennt waren. Diesen Vortheil benutzte Friedrich sofort. Er rückte in den offenen Raum, und nun war die Trennung vollkommen. Unglücklicherweise für die Preußen war ihre leichte Cavallerie entfernt, weil sonst der gänzliche Untergang des feindlichen Heeres unvermeidlich gewesen wäre. Dies geschlagene Heer formirte jetzt zwei Armeen, von welchen die kleinste sich auf die Flucht ins weite Feld begab, und die andere sich in Prag warf. Diesen Zufluchtsort wählte man in Eil, ohne die Folgen zu überlegen. Man sahe jedoch das Schreckliche dieser Lage schon in den ersten Stunden ein. Es wurden auch noch den nämlichen Tag einige, obwohl schwache, Versuche gemacht, sich wieder herauszuziehen; allein die Preußen hatten, so viel die Dunkelheit der Nacht es nur zuließ, alle Ausgänge der Stadt besetzt, und zwangen die Oesterreicher, wieder in ihr Kriegsgefängniß zurückzukehren.

So war die Geschichte dieser denkwürdigen Schlacht, die von Morgens um neun bis Abends um acht Uhr gedauert hatte; eine Schlacht, die in Ansehung der großen streitenden Heere, des vielen vergossenen Bluts, der dabei begangenen großen Fehler von Seiten der Ueberwundenen, des Todes eines erfahrnen Heerführers in Augenblicken der höchsten Unordnung, der von beiden Theilen bewiesenen Tapferkeit, der überstiegenen großen Schwierigkeiten, und der durch die Niederlage erzeugten Bestürzung, der Schlacht von Cannä nicht unähnlich war, wo Hannibal die Römer, wie noch keiner vor ihm, besiegte. Die Römische Schlacht entschied das Schicksal von ganz Italien, Rom allein ausgenommen und die Deutsche hätte den ganzen Krieg entschieden, und den politischen Zustand von Deutschland umgestaltet, wenn nicht ein sehr unbedeutender Gegenstand, ein Paar elende

Pontons, das Loos so vieler Nationen bestimmt hätte. Die Armee des Prinzen Moriz von Dessau befand sich oberhalb Prag bei Branick, an der andern Seite der Moldau, über die man eine Brücke schlagen wollte, um dem Feind in den Rücken zu kommen. Dieser Fluß aber war angeschwollen; man hatte darauf nicht gerechnet, und einige Pontons fehlten, um die Schiffbrücke zu vollenden. Diese muthigen Preußen blieben also in der Ferne bloße Zuschauer der Schlacht. Ein Paar Pontons mehr, und die gänzliche Vernichtung des großen Oesterreichischen Heers, von dem jetzt das Schicksal einer mächtigen Monarchie abhing, war nicht einen Augenblick zweifelhaft.

Der Verlust der Preußen an diesem Tage war 16,500 Mann an Todten und Verwundeten; 1550 waren gefangen worden. Viele ihrer vornehmsten Befehlshaber waren geblieben: außer dem Feldmarschall Schwerin, die Generale, Prinz von Holstein, Prinz von Anhalt, Goltz, Hautcharmoy, und andere, Fouquet und Winterfeld aber waren gefährlich verwundet. Die Oesterreicher zählten 19,000 Todte und Verwundete, dabei büßten sie 5000 Gefangene ein, die nebst 60 Kanonen, einer Anzahl Fahnen und Standarten, der Kriegskasse und vieler Bagage, den Siegern in die Hände fielen. Noch vom Wahlplatz schrieb der König an seine Mutter: „Ich bin mit meinen Brüdern gesund; der Feldzug ist für „die Oesterreicher verloren, und ich habe mit 150,000 Mann „freie Hände. Wir sind Meister von einem Königreich, das „uns Geld und Mannschaft geben wird. Ich werde einen „Theil meiner Truppen absenden, den Franzosen ein Com„pliment zu machen, mit den übrigen will ich die Oesterrei„cher verfolgen.“

So blutig indeß auch diese Schlacht war, und so große Erwartungen auch ganz Europa jetzt hatte, so ging doch alles ganz anders; denn diese schreckliche Niederlage ist desto merkwürdiger, da sie nicht die Folgen hatte, die man erwartete. Alle Welt glaubte, daß die flüchtige Oesterreichische Armee würde verfolgt und aufgerieben, die eingeschlossene aber durch Feuer und Hunger zur Uebergabe gezwungen werden; allein das Kriegsglück vereitelte sehr geschwind die Hoffnungen der Preußen, und flößte ihren Feinden neuen

Muth ein. Durch die Schlacht bei Prag verlor jedes Heer einen vortrefflichen Feldherrn; denn auch der Feldmarschall Brown starb an seinen im Gefecht erhaltenen Wunden. Friedrich betrauerte den Tod Schwerins, seines Lehrers in der Kriegskunst, von dem er zu sagen pflegte: „Er würde ein „vollkommener Feldherr seyn, wenn er nur jemand neben „sich leiden könnte.“ Nach geendigtem Kriege ließ ihm der König in Berlin auf dem Wilhelmsplatz eine marmorne Bildsäule errichten.

Prag, diese ungeheure Stadt, hatte nun innerhalb ihrer Mauern ein ganzes Kriegsheer. Nebst der Besatzung waren hier über 50,000 Mann beisammen, worunter sich alle vornehme Befehlshaber, die Sächsischen Prinzen, der Prinz Friedrich von Zweibrücken, der Erbprinz von Modena, ja selbst der Prinz Carl von Lothringen befanden. Alle Nationen in Europa, verbündete und neutrale, erwarteten nun ganz außerordentliche Scenen. Friedrich ließ die Stadt, die beinahe zwei Deutsche Meilen im Umfang hat, unverzüglich berennen, und alle Ausgänge mit Batterien besetzen. Er ließ durch den Obersten Krockow die feindlichen Heerführer auffordern, sich zu ergeben. Die Antwort war, man würde sich bis aufs äußerste vertheidigen. Anfangs glaubte man in Wien, daß eine so gewaltige Armee, wie die eingeschlossene Kaiserliche, die Riegel ihres Kerkers bald zersprengen würde; allein die nachdrücklichsten, oft wiederholten Versuche, mit Verzweiflung ausgeführt, blieben fruchtlos, und die durch zahlreiche Batterien zurückgewiesenen Oesterreicher mußten immer wieder zu ihrer Quarantaine von Pferdefleisch zurückkehren. Dieses war die Nahrung der ganzen eingeschlossenen Armee schon in den ersten Wochen; die Pferde der Cavallerie und Artillerie wurden geschlachtet, und das Pfund von ihrem Fleische anfangs für zwei, hernach für vier Kreuzer verkauft. Da man einen so außerordentlichen Vorfall nie vermuthet hatte, so war man darauf gar nicht vorbereitet; die Magazine in der Stadt waren daher schlecht gefüllt, die Truppen litten an allem Mangel, und die 80,000 Einwohner standen in Gefahr, Hungers zu sterben.

So unbedeutend die Stadt als Festung war, so war sie doch als Brustwehr von 50,000 Mann ein furchtbarer Ge-

genstand daher fing man an, nachdem das Geschütz aus Dresden angelangt war, sie förmlich zu belagern, und enger einzuschließen. Da man den Endzweck hatte, die Magazine dieser Hauptstadt zu verbrennen, und die dort herrschende große Unruhe zu vermehren, so warf man Bomben und glühende Kugeln in die Stadt, die viele Häuser in Brand steckten, und eine fortdauernde Feuersbrunst unterhielten. Die Preußen konnten des Nachts das Geschrei und Wehklagen der Einwohner deutlich hören. Zwölftausend derselben wurden aus der Stadt gejagt, um die Hungersnoth zu vermindern; allein die Kanonenkugeln der Belagerer trieben sie in ihr Elend wieder zurück. Nach einer dreiwöchentlichen Belagerung lag die ganze Neustadt und Judenstadt in der Asche; auch einige Vorrathshäuser mit Proviant waren dabei in Rauch aufgegangen. Viele unschuldige wehrlose Menschen, Greise, Weiber und Kinder, wurden durch die Bomben getödtet, oder in den Häusern zerschmettert. Die Unruhe in dieser unglücklichen Stadt war daher unaussprechlich. Alle Straßen waren mit Wagen und Pferden bedeckt, die Kirchen lagen voller Verwundeten und Kranken, und der Tod räumte unter Menschen und Vieh wie bei der Pest auf. Die Geistlichkeit, der Magistrat, die Bürgerschaft, alles flehete den Prinzen Carl um Erbarmen, das er zwar hatte, jedoch hier nicht werkthätig zeigen konnte. Er versuchte zu capituliren, und verlangte einen freien Abzug. Friedrich wollte von diesem nichts hören, und schlug seinerseits Bedingungen vor, die man nicht glaubte annehmen zu können.

Die Preußen hatten indessen außer den Feinden auch die Elemente zu bekämpfen. Ein grausamer Sturm, mit entsetzlichen Regengüssen vergesellschaftet, riß ihre Zelter in Stücken, und überschwemmte das Lager. Wolkenbrüche ergossen sich, und schwellten die Moldau so heftig an, daß sie auf hundert Schritt weit aus ihren Ufern trat, wodurch die bei Branick geschlagene Preußische Schiffbrücke zertrümmert, und die Pontons vom Strom fortgerissen wurden. Der Lauf ging den Fluß herab nach Prag zu, wo die Oesterreicher deren vier und zwanzig auffingen; zwanzig andere entgingen ihnen, die von den Preußen wieder erhascht wurden. Die Belagerten wurden durch diese Beute nicht gebessert. Ihr

Zustand verschlimmerte sich täglich, ja stündlich, und die vielen Feldherrn in Prag, die unaufhörlich Kriegsrath hielten, wußten keinen Rath mehr. Die Hoffnung dieser Truppen, sich mit Gewalt den Weg aus der Stadt zu bahnen, war verschwunden, und das Vertraun auf die Daunsche Armee, die bei Kollin stand, nur sehr schwach. Ein großer durch Kriegswuth geleiteter Ausfall, der in der Nacht vom 1sten Junius, unter Anführung ihrer besten Generale, von der halben Besatzung geschahe, war so fruchtlos, wie alle andere. Die Oesterreicher fochten fünf Stunden lang wie Verzweifelte; allein sie mußten wieder zurück. Aber auch selbst das glücklichste Durchbrechen durch die Preußischen Schaaren hätte den Oesterreichern keine Vortheile verschafft, weil es ihnen an Cavallerie, an schwerem Geschütz, und, was noch übler wie alles war, bei ausgehungerten Körpern gänzlich an Proviant fehlte. Ein anhaltend glücklicher Marsch bei diesen mangelnden Bedürfnissen, und zwar im Angesicht eines überlegenen, mit Allem versehenen, und sehr unternehmenden Feindes, war eine Unmöglichkeit. Nichts blieb also den Eingeschlossenen übrig, als sich dem Schicksal zu überlassen.

So war die kritische Lage der Kaiserin Maria Theresia. Alle Pässe ihres Königreichs Böhmen nach der Lausitz, nach dem Voigtlande, nach Sachsen und nach Schlesien, im Besitz der Preußen; der Kern ihrer Kriegsmacht und ihre vornehmsten Befehlshaber in Prag eingesperrt, ihre übrigen Truppen geschlagen, muthlos, und in kleine Haufen zerstreut, denen es sogar auf ihrem eignen Boden an Unterhalt fehlte; die Hauptstadt von Böhmen durch Hunger und Feuer aufs äußerste gebracht, das darin eingeschlossene Heer auf dem Punkt, sich zu Kriegsgefangenen zu ergeben, und das ganze Königreich nebst den daran stoßenden Oesterreichischen Provinzen dem Schicksal nahe, dem Sieger unbedingt unterworfen zu werden. Von Sachsen her war alle Hülfe ganz abgeschnitten, alle Kaiserliche Erblande offen, und dem Feinde blosgestellt; ja Wien selbst nicht gegen eine Belagerung gesichert. Man hielt die Preußen, die seit 1741 in acht Schlachten gesiegt, und noch keine einzige verloren hatten, jetzt für unüberwindlich, und ihrem Könige alles zu thun

möglich. Die Bestürzung in dieser Kaiserstadt war daher unaussprechlich; man glaubte den Sieger bereits vor den Thoren dieser Residenz zu sehen, und schon dachte man auf Mittel, ihm mit großen Aufopferungen den Frieden anzutragen.

Diese günstige Glückslage Friedrichs vereitelte er selbst durch einen übereilten Entschluß, den nur die ihm drohende Gefahr entschuldigen konnte. Die Belagerung von Prag zögerte länger, wie er geglaubt hatte; er wußte, daß die Russen, die Schweden, die Franzosen, und die Reichstruppen, sich von allen Seiten seinen Staaten näherten. Jeder Tag war ihm kostbar. Noch nie im Schlachtfelde überwunden, dachte er kaum an die Möglichkeit einer Niederlage. Er ließ daher den größten Theil seines Heeres bei Prag stehen, um die Belagerung fortzusetzen, und ging mit 12,000 Mann, um zum Herzog von Bevern zu stoßen, mit ihm den Feldmarschall Daun anzugreifen, und so alle Hoffnungen der Belagerten auf einmal zu vernichten.

Daun war aus Mähren mit 14,000 Mann gekommen, in der Absicht, zu dem großen Kaiserlichen Heer zu stoßen. Am Tage der Prager Schlacht befand er sich nur noch vier Meilen von Prag. Diese Nähe begünstigte die Rettung der vom Schlachtfelde entflohenen Oesterreicher. Die Zahl dieser Flüchtlinge war 16,000. Er zog sie an sich; hiezu stießen mehrere kleine Corps aus den Kaiserlichen Erblanden; selbst die aus drei Bataillons bestehende Besatzung von Wien mußte jetzt nach Böhmen, und überließ einigen Invaliden die Kaiserliche Burg zur Bewachung. Nach allen diesen Verstärkungen lagerte sich Daun, 60,000 Mann stark, auf den Bergen bei Kollin, wo er sich sorgfältig verschanzte. Die diesem General eigne Behutsamkeit, und seine eingeschränkte Fähigkeiten zum Offensiv-Kriege, machen es höchst wahrscheinlich, daß er nichts Großes, wenigstens nichts Wirksames, zur Befreiung der Belagerten unternommen haben würde, so gemessen auch hierüber die Befehle seines Hofes waren. Hiezu kam, daß seine Truppen muthlos geworden waren, und der Name Preuße fürchterlich in ihre Ohren klang. Der Herzog von Bevern, der mit 20,000 Preußen entgegengeschickt war, benutzte diese Vortheile, und nahm

gleichsam vor Dauns Augen einige ansehnliche Magazine weg. Die leichten Truppen der Oesterreicher waren, jedoch nicht unthätig. Unter andern griffen 4000 Kroaten eine Menge Preußischer Proviant-Wagen an, die der Major Billerbeck zur Armee führte. Er hatte nur 200 Infanteristen bei sich; mit diesen aber trotzte er der so sehr überlegenen feindlichen Macht, vertheidigte sich drei Stunden, und langte ohne allen Verlust im Preußischen Lager an. Der König, an der Spitze seiner mitgebrachten Truppen, vereinigte sich endlich mit der Bevernschen Armee, und nun rückte er den 18ten Junius auf den Feind los.

Daun hatte inzwischen seine Stellung verändert; eine seiner Linien stand auf dem Abhang der Berge, die andere auf dem Gipfel derselben. Vor seiner Fronte waren Dörfer, Hohlwege, und senkrechte Anhöhen, zum Theil unersteiglich; eine zahlreiche Artillerie, die ein erschreckliches Feuer machte, schien vollends allen Angriffen ein Ziel zu setzen. Dennoch geschahe unter Anführung des General Hülsen der Angriff auf den Oesterreichischen rechten Flügel, nachdem der König um diesen Posten herumgegangen war, mit einem Muthe, der von keinem Volke auf Erden je übertroffen worden, und der die Feinde in Erstaunen setzte. Dieser große Tag war des Preußischen Namens vollkommen würdig. Siebenmal griffen die Preußen den so überaus vortheilhaft postirten Feind an, und wenn der gräßliche Kugelhagel alles über den Haufen warf, und die Bataillone immer zurückschmetterte, so war dies kein Weichen, sondern blos eine zurückziehende Bewegung, um sich wieder in Ordnung zu stellen, und von neuem anzugreifen. Voll kriegerischer Wuth, die das Menschengefühl erstickte, kletterte man über die Leichenhügel der Erschlagenen, als ob es Erdhaufen wären. Die Tapferkeit und die Kriegskunst aber entschieden nicht den Ausgang dieses denkwürdigen Tages, sondern Zufälle. Die Preußen hatten schon sehr große Vortheile erlangt, der rechte Flügel des Feindes war geschlagen, und das aus Cavallerie bestehende Corps des General Nadasti vom General Ziethen über den Haufen geworfen, und bis Kollin getrieben, so daß es ganz von Dauns Armee getrennt war, und schon beschloß dieser Feldherr ernstlich den Rückzug; die Adjutanten flogen

mit den dahin abzweckenden Befehlen von Flügel zu Flügel. Schon führte man das Geschütz ab, und der geheime Befehl an die Generale, von Dauns eigner Hand mit Bleistift geschrieben, war: „Die Retraite ist nach Suchdol,“ als die Schale, worin die Schicksale der Menschen und der Staaten gewogen werden, auf einmal ganz unerwartet zu Friedrichs Nachtheil stieg.

Des Königs weise Dispositionen wurden nie so schlecht als an diesem Tage befolgt. Der rechte Flügel sollte den linken nicht durch Thätigkeit, sondern durch eine zurückgezogene Stellung unterstützen; eine wirksame Unthätigkeit von Griechischer Erfindung, sinnreich erdacht, und zu den höhern Geheimnissen der Taktik gehörig. Es geschah nicht. Der Prinz Moritz von Dessau, einer seiner vornehmsten Generale, ließ sich durch die Unbesonnenheit des General Manstein verführen, der in den kostbarsten Augenblicken eine Kroaten-Jagd vornahm. Moritz brach die Linie, durch kriegerische Hitze verleitet, und hielt mit seinen kampfdürstenden Schaaren stille, um Manstein zu unterstützen, zu eben der Zeit, da er sich, ohne zu fechten, in unzertrennlicher Verbindung mit der zusammenhangenden ungeheuern Schlachtmaschine ruhig fortbewegen sollte. Die ganze Preußische Armee bekam dadurch eine falsche Richtung. Hieraus entstanden Unordnungen aller Art. Man griff da an, wo kein Angriff geschehen sollte.

Die Oesterreicher bezeigten sich überaus tapfer. Das Ungarische Infanterie-Regiment Haller hatte alle Munition verschossen. Es fehlte an Anstalten, in der Geschwindigkeit damit versorgt zu werden. In dieser Lage nahmen die braven Ungarn, die sich nicht zurückziehen wollten, ihre Zuflucht nicht zum Bajonet, sondern zu dem mehrgewohnten Säbel, wobei sie das Gewehr über die Schultern warfen. So drangen sie mit hellem Haufen in die Preußen, und richteten ein großes Blutbad an, das jedoch einen schrecklichen Ausgang für sie hatte; denn der größte Theil dieses Regiments fiel unter den Schwerdtstreichen der Preußischen Cavallerie.

Die durch den Kugelhagel sehr verdünnten Preußischen Bataillons formirten kleine Haufen mit großen Oeffnungen, deren sich die Preußischen Cavallerie-Regimenter gelegentlich

durch ein Zetergeschrei Halt! Halt! zurückgerufen. Die feindlichen Anführer, denen ein Preußischer Abzug vom Schlachtfelde einen ganz neuen Anblick gewährte, sahen diesem unerwarteten Schauspiel ruhig zu, so daß Friedrich mit diesem Theil seines Heeres, das bis in die Nacht den Wahlplatz behauptet hatte, ungestört abmarschiren konnte; ein Rückzug, der mit so viel militairischer Klugheit und Ordnung geschah, daß die großen Thaten des Tages dadurch gekrönt wurden. Sein Verlust an diesem Tage war 8000 Mann seiner besten Infanterie, an Kanonen büßte er nur sechszehn ein, die man wegen der todtgeschossenen Pferde nicht fortbringen konnte. Die Oesterreicher zählten 9000 Todte und Verwundete. Die Sachsen hatten auch viel verloren; ihnen war auch die Ehre des Tages vorzüglich zuzuschreiben; dieser Nation, die innerhalb Jahresfrist, bei Pirna und Kollin, zweimal die Oesterreichische Monarchie rettete.

Den sieggewohnten Preußen war dies noch nie erlebte Unglück überaus schmerzhaft; es schien ihnen der Vorbote einer traurigen Zukunft zu seyn. Viele hohe und niedrige Befehlshaber, die bisher die von allen Seiten anrückenden Feinde wenig geachtet hatten, weil sie wähnten, an Friedrichs Triumphwagen gefesselt zu seyn, wurden jetzt bestürzt; sie erinnerten sich des eben so durch Glück und steten Sieg ausgezeichneten Carls des zwölften, der, ohne die Schaaren seiner Feinde zu zählen, neun Jahre lang alles seinem Muth unterwarf, bis ihm an einem unglücklichen Tage diese blinde Göttin auf einmal den Rücken zuwandte, und ihn auf ewig verließ. Hierauf machten sie die schreckliche Anwendung, und sagten: „Dies ist unser Pultawa.“

In Nimburg sammelte der König seine zerstreuten Truppen. So wie der aus der Römischen Welt verbannte Marius auf den Ruinen von Carthago saß, und sein Schicksal überdachte, so saß Friedrich hier auf einer Brunnenröhre tiefdenkend, heftete unverwandt seine Blicke auf den Boden, und zirkelte mit dem Stock Figuren in den Sand. Die Zukunft zeigte ihm schreckbare Bilder. Endlich sprang er auf, und ertheilte den ankommenden Soldaten mit heiterer Miene seine Befehle. Er musterte mit tiefgebeugtem Herzen den kleinen Rest seiner Leibwache. Alle Soldaten dieser auserle-

seinen Schaar waren ihm persönlich bekannt; er wußte ihre Namen, ihr Alter, ihr Vaterland, ihre Schicksale. Viele hatte er mit seiner Zuneigung beehrt, und ihr Glück zu machen beschlossen. Alle diese Bekannten, die täglichen Gegenstände seines Anblicks und huldreicher Gespräche, waren nicht mehr. In wenig Stunden hatte sie der Todesengel gewürgt; sie hatten wie Helden gefochten, und *für ihn* waren sie gestorben. Nie, bei keinem Unglück seines Lebens, wurden Friedrichs Augen naß; diese Betrachtungen aber preßten ihm Thränen aus.

Die Freude in Wien war über allen Ausdruck. Es wurden glänzende Feste gegeben, große Geschenke ausgetheilt, und Medaillen geschlagen; alle Officiere, die der Schlacht beigewohnt, erhielten einen monatlichen Sold, die Unterofficiere und Gemeinen funfzehn Kreuzer, alle Verwundete aber einen zweimonatlichen Sold; ja um das Andenken dieses Erlösungs-Tages den Oesterreichischen Kriegern immer gegenwärtig zu machen, so wurde der Theresien-Orden gestiftet, in dessen Statuten es ausdrücklich gesagt ist, daß er die Erinnerung an den 18ten Junius der Nachwelt überliefern, ja daß dieser Tag als der eigentliche Stiftungstag des Ordens betrachtet werden soll.

Friedrich schrieb bald nach dieser Schlacht an seinen Freund den Lord Marschall einen merkwürdigen Brief, der seine damaligen Empfindungen bezeichnet. Er sagte darin: „Das Glück, mein lieber Lord! flößt uns oft ein schädliches „Selbstvertrauen ein. Drei und zwanzig Bataillone waren „nicht hinreichend, sechzigtausend Mann aus einem vortheil„haften Posten zu vertreiben. Ein andermal wollen wir „unsere Sache besser machen. Das Glück hat mir diesen „Tag den Rücken zugekehrt. Ich hätte es vermuthen sollen; „es ist ein Frauenzimmer, und ich bin nicht galant. Es er„klärt sich für die Damen, die mit mir Krieg führen. Was „sagen Sie von diesem Bündniß wider den Markgrafen von „Brandenburg? Wie sehr würde der große Friedrich Wil„helm erstaunen, wenn er seinen Enkel mit den Russen, den „Oesterreichern, fast ganz Deutschland, und hunderttausend „Franzosen, im Handgemenge sehen sollte? Ich weiß nicht, „ob es mir eine Schande seyn wird, zu unterliegen; aber

„das weiß ich, daß es keine Ehre seyn wird, mich zu über-
„winden.“

Diese philosophische Denkart bei einem so veränderten Glück entkräftete die Tadler, verminderte seine unbewaffneten Feinde, und vermehrte seine Bewunderer. Friedrichs Lage war durch diesen einzigen Tag schrecklich geworden; seine glücklichen Aussichten waren auf einmal verschwunden, und sein Untergang schien nun unvermeidlich. Ja, als wenn ihn das Unglück auf alle Art verfolgen wollte, so erhielt er wenig Tage nach der Schlacht die traurige Nachricht von dem Tode seiner zärtlich geliebten Mutter, die aus Gram wegen der Zukunft sich seit dem Anfang des Krieges abgehärmt hatte, und jetzt durch die Niederlage der Preußen den Todesstreich empfing.

Die Schlacht von Kollin entschied das Schicksal von Prag, und von dem hier eingeschlossenen Heere, dem durch diesen Sieg gleichsam der Stein vom Grabe gewälzt wurde, so daß es wieder aufersthen konnte. Die Belagerung wurde nun sogleich aufgehoben. Dies geschah schon am 20sten Junius früh Morgens, am zweiten Tage nach der Schlacht, nach einer vier und vierzigtägigen Einschließung. Man hatte 8535 Bomben, 75,039 Haubitz-Granaten und 93,025 Kanonenkugeln auf die Stadt geschossen, wodurch, die eingeschlossene Armee ungerechnet, 8000 Einwohner getödtet, oder unter den Trümmern der einstürzenden Häuser begraben, und 9000 verwundet worden waren. Der Abzug der Preußen von Prag geschah jedoch mit großer Ordnung, und nicht heimlich. Sie verließen die Laufgräben und verschanzten Posten mit klingendem Spiel, obgleich nicht ohne Verlust. Eine Anzahl verwundeter Soldaten und einiges Geschütz mußte den Feinden überlassen werden, die nun aus ihrem Gefängniß eilten, und über die Abziehenden herfielen. Die mißliche Lage der letztern wurde aber durch Friedrichs Disposition sehr gebessert. Der König vertheilte sehr weislich seine Macht in viele abgesonderte Corps, und machte dadurch die Feinde irre. Dies erleichterte vorzüglich den Ausmarsch aus dem gebirgigen Böhmen. Hiezu kam die immer fortdauernde Nachlässigkeit der Oesterreichischen Befehlshaber im Angesicht eines wachsamen sehr thätigen Feindes, der alle Gelegen-

Gelegenheiten und alle Fehler seiner Gegner benutzte. So erhielten die Preußen ganz unerwartet den größten Theil ihrer zurückgelassenen Kanonen wieder. Diese befanden sich in dem nahe bei Prag liegenden Dorf Tuchomierziz. Der Dorfrichter zeigte es sogleich nach aufgehobener Belagerung an; allein erst drei Tage nachher wollte man sich dieser Beute bemächtigen. Nun aber war es zu spät. Die Bauern kamen dem abgeschickten Kommando mit Wehklagen entgegen; denn die Arriergarde der Preußen hatte in diesem Zwischenraum nicht allein das Geschütz nachgeholt, sondern auch alles Vieh aus dem Dorfe und der umliegenden Gegend weggetrieben.

Des Königs Blick war nunmehr auf seine eigenen Provinzen gerichtet, die gedeckt werden mußten; denn Kollin war die Losung für Franzosen, Russen, Schweden und Reichstruppen, die Preußischen Staaten jetzt mit allem Eifer anzufallen; auch der Reichs-Hofrath erklärte nun förmlich den König für einen Reichsfeind. Die Russen drangen über 100,000 Mann stark ins Königreich Preußen ein, das der Feldmarschall Lehwald mit 30,000 Mann zu vertheidigen versuchte. Die Haupt-Armee der Franzosen hatte fast ganz Westphalen in Besitz genommen. Eine andere Französische Armee vereinigte sich mit den Reichsvölkern, um in Sachsen einzudringen, und die Schweden schifften übers Baltische Meer, Pommern anzufallen.

Die Preußischen Unterthanen, die bei allen diesen schrecklichen Aussichten an ihres Königs Glück nicht verzweifelten, die an dem Ruhm seiner großen Thaten Theil nahmen, und seinen Ruin als den ihrigen betrachteten, beschlossen, ihn mit Nachdruck zu unterstützen. Friedrich hatte sie bisher mit Milde beherrscht, ihnen viele weise Gesetze gegeben, und andere nicht gewöhnliche Königliche Wohlthaten erzeigt. Diese Liebe zu ihrem Könige, so wie ihren Patriotismus, wollten sie der Welt vor Augen legen. Die Landstände in Pommern versammelten sich eigenmächtig, und beschlossen 5000 Mann Land-Miliz auf ihre Kosten zu errichten, und zu unterhalten. Diesem Beispiel folgten die Landstände der Mark Brandenburg, die auch 5000 Mann, und die Landstände von Magdeburg und Halberstadt, die 2000 Mann

Reiterei; sämmtlich Soldaten, die nicht zu den Militair-Cantons gehörten. Alle diese Provinzen warben auch eine Anzahl Husaren an, die den Namen Provinzial-Husaren führten, den ganzen Krieg durch dienten, und sich unter den Generalen Werner und Belling sehr auszeichneten. Eine große Schwierigkeit aber schien diesen mannigfaltigen Truppen-Formirungen im Wege zu stehn. Es fehlte nämlich allen diesen verschiedenen Corps an Officieren; ein Mangel, der jedoch bald ersetzt wurde. Edelleute, die in den Waffen grau geworden, und auf ihren Gütern in Ruhe lebten, eilten herbei, um in höhern oder niedern Graden zu dienen. In Stettin wurde eine kleine Marine errichtet, die aus zwei Fregatten von zwanzig, drei Galeeren von zehn, und neun andern Fahrzeugen von sechs Kanonen bestand.

Dieser Patriotismus zeigte sich in der ganzen Monarchie. Um die Königlichen Stutereien in Preußen zu retten, wurden die Pferde unter die Bauern vertheilt. In den Westphälischen Provinzen Minden und Ravensberg, die sich in feindlichen Händen befanden, war die Thätigkeit der Einwohner zwar durch ihre Lage begrenzt, allein sie zeigten doch ihre Gesinnungen dadurch hinreichend, daß sie, wo sie nur immer konnten, die Königlichen Einkünfte dem Feinde verbargen, um sie ihrem Monarchen zuzusenden. Dies that man auch in allen andern von Feinden besetzten Provinzen; ferner wollten die Einwohner des Preußischen Westphalens durchaus keine Deserteure von den Armeen ihres Königs bei sich dulden, obgleich diese sich unter Französischem Schutz sicher glaubten; sie wurden mit Spott und Schande aus dem Lande gejagt, und gezwungen, zu ihren Regimentern zurückzukehren. Nach der Schlacht bei Kollin fehlte es der Preußischen Cavallerie an Pferden. Der Präsident Blumenthal, nachheriger Staats-Minister, vermochte die Einwohner von Magdeburg und Halberstadt, dem König ihre Pferde zu liefern. Der Adel, die Domherren, die Bürger, die Bauern, alle beeiferten sich um die Wette, ihrem Monarchen dies Opfer zu bringen; man entspannte Wagen und Karossen, entsagte auf eine Zeitlang dieser Bequemlichkeit, und sandte die Pferde, vier tausend an der Zahl, zum Dienst der Reiterei.

Die Oesterreichischen Heere standen jetzt unter den Befehlen des Prinzen Carl und Daun. Diese Feldherren hatten nun nach dem Abzug Friedrichs aus Böhmen wieder Kräfte gesammelt, und wollten seine Entfernung benutzen; sie drängen in die Lausitz, die der Prinz von Preußen, der älteste Bruder des Königs, an den Böhmischen Gränzen mit einem starken Corps deckte. Es wurden aber von Preußischer Seite bei demselben in Märschen und Stellungen einige große Fehler gemacht, wodurch der Paß von Gabel verloren ging. Der General Puttkammer vertheidigte ihn mit vier Bataillons gegen 20,000 Oesterreicher drei Tage lang aufs hartnäckigste, mußte aber endlich der Menge unterliegen, da er keine Unterstützung erhielt. Nach diesem Unfall verließen die Preußen Böhmen, und zogen nach der Lausitz, nicht ohne Verlust ihrer Bagage und Pontons, die in den Hohlwegen und zwischen den steilen felsigen Gebirgen in Stücken brachen. Bei Bautzen stieß der König endlich zu diesem Corps, äußerst unzufrieden mit dem Vorgefallenen. Er empfing die unter seinem Bruder commandirenden Generale sehr übel, und bediente sich des Ausdrucks, sie hätten verdient die Köpfe zu verlieren, wobei er nur allein den General Winterfeld ausnahm; dem Prinzen aber, dessen Fehler Unentschlossenheit gewesen war, zeigte er ein so ernsthaftes Gesicht, daß sich dieser sogleich von der Armee entfernte, und nach Berlin ging, allwo er im folgenden Jahre starb.

Die Daunische Armee belagerte indessen Zittau, eine der blühendsten Manufactur-Städte in Deutschland, worin sich ein Preußisches Magazin befand. Die Wuth der Feinde ging so weit, daß sie, um diesen offenen, mit einigen Bataillons besetzten, und einem Bundesgenossen gehörigen Ort zu haben, Bomben und glühende Kugeln in großer Menge in die Stadt warfen, so daß diese zierliche, reiche, mit arbeitsamen Menschen vollgepfropfte Stadt, in wenig Stunden einen bloßen Aschenhaufen darstellte; eine Barbarei, wozu sie durch den anwesenden Prinzen Xavier von Sachsen, der die Einwohner der Oesterreichischen Sache nicht geneigt zu seyn glaubte, selbst aufgemuntert wurden. Ueber dreihundert Bürger wurden unter den Ruinen der Häuser begraben, von denen nur sechszig stehen blieben. Der Verlust

des so muthwillig verheerten Eigenthums war ungeheuer; er betrug an zehn Millionen Reichsthaler. Die Preußische Besatzung schlug sich durch die sie umringenden Feinde, und nur ein kleiner Theil derselben, der wegen der wüthenden Flammen nicht zu den andern stoßen konnte, wurde gefangen. Alle diese Unfälle riefen den König zur äußersten Thätigkeit auf. Er wollte den ungleich stärkern, sehr verschanzten Feind durchaus angreifen, und rückte daher ganz nahe an dessen Lager bei Ostritz. Einige Generale aber, deren Gutachten er wider seine Gewohnheit verlangte, stellten ihm die Gefahr und das Fruchtlose dieser wahrhaft verwegenen Unternehmung so ernstlich vor, daß er seinen Vorsatz aufgab.

Der nachher so berühmt gewordene Laudon trat jetzt an der Spitze von 2000 Kroaten zuerst auf, postirte sich am Fuß der Böhmischen Gebirge, und machte die nach Sachsen führende Landstraße unsicher. Diese Kroaten stießen auf den mit Wunden bedeckten General Manstein, der die Niederlage von Kollin verursacht hatte, und sich jetzt von 200 Rekruten escortirt (gedeckt) nach Sachsen begeben wollte. Laudon griff ihn an und zerstreute die Bedeckung. Der mit Bandagen umhüllte Manstein sprang aus dem Wagen, wehrte sich wie ein Verzweifelter, und ungeachtet man seines Lebens schonen wollte, so war er doch taub gegen alles Zurufen, und so wurde er niedergemacht. Laudon wurde nach diesem glücklichen Vorfall zum General ernannt. Das ihm von Wien übersandte Patent fiel den Preußischen Husaren in die Hände. Der König schickte es aber durch einen Trompeter an Laudon, und ließ ihm zu seiner Erhebung Glück wünschen.

Friedrich ging nun auf Daun los, der, obgleich in einem sehr festen Lager an der Neisse, dennoch von den Preußischen leichten Truppen sehr beunruhigt wurde. Der Preußische General Werner, der sich in diesem Kriege so sehr ausgezeichnet hat, ein gebornr Ungar und Protestant, führte besonders dies Geschäft mit Eifer aus. Er hatte den Kaiserlichen Dienst verlassen, wo man mehr auf seine Religion, als auf seine Verdienste sah, und seine Beförderung verzögerte. Zu dieser Zurücksetzung kam der ihn verfolgende Haß des Generals Nadasti, und nun ging Werner in Preußische

Dienste, wo ihn der König mit Vergnügen aufnahm. Ehrgeiz, Haß und Rache vereinigten sich jetzt bei diesem General, um den Feinden Preußens, die nun auch die seinigen waren, seinen Werth und ihren Verlust zu zeigen. Vorzüglich war Nadasti sein Augenmerk; ihn gefangen zu nehmen, war der größte seiner Wünsche. Rastlos verfolgte er ihn auf Märschen und in Quartieren, wo er ihm oft in der Nacht auf ungebahnten Wegen im Rücken erschien, und ihn unaufhörlich beunruhigte, ja mehr als einmal auf dem Punkt war, seinen großen Wunsch erfüllt zu sehn. So auch jetzt. Nadasti entkam mit Mühe; seine ganze Bagage aber, und deren Bedeckung, fiel in Werners Hände. Man fand darunter Briefe von der Königin von Polen, worin sie diesem General allerlei Nachrichten gab, und Ueberfallungs-Entwürfe mittheilte. Man hatte schon vorher mehrere dergleichen Briefe von dieser Prinzessin aufgefangen, worin sie, zu eben der Zeit, da sie den König alle Morgen durch ihren Ober-Hofmeister Questenberg complimentiren ließ, die Sächsischen Regimenter im Preußischen Sold zur Meuterei, die andern Soldaten aber unter der Hand zur Desertion aufmuntern ließ. Fink, der Preußische Commandant in Dresden, mußte diese jetzt aufgefangenen Original-Briefe der Königin vorzeigen, und es wurden nun, um die fernere, dem König so nachtheilige, Correspondenz einzuschränken, ernstliche Maaßregeln genommen, die einem Verhaft nicht unähnlich waren. Der Schreiber der Briefe, der Kammerjunker Schönberg, der hier bloß Königliche Befehle befolgt hatte, wurde jedoch festgenommen, und nach Spandau gebracht, wo er den ganzen Krieg über aushalten mußte, durch einen Separat-Friedensartikel loskam, und sodann für sein Leiden von seinem Hofe einen großmüthigen Ersatz erhielt.

Daun blieb unbeweglich in seinem festen Lager. So sehr der König eine Schlacht wünschte, so sorgfältig vermied sie der Kaiserliche Feldherr, der zie geneigt war, sich mit den Preußen im freien Felde zu schlagen, am wenigsten jetzt, da verbündete Armeen aus allen Himmels-Gegenden im Anzuge wären. Ein Französisches Corps war schon bis Erfurt gekommen, und andere Armeen dieses Volks folgten aus Westen nach; die Reichstruppen rückten aus Süden,

die Russen aus Osten, und die Schweden, die schon in Pommern angelangt waren, aus Norden heran.

Drittes Buch.

In Frankreich hatte man indessen die ernstlichen Beschlüsse genommen, den Krieg mit Nachdruck anzufangen. Ein großes Franzbsisches Heer setzte sich nun in Bewegung. Der Anführer desselben war der Marschall Etrées, ein Enkel des unter Ludwig dem vierzehnten berühmten Ministers Louvois. Er, durch militairische Talente in den Niederlanden ausgezeichnet, und von dem großen Marschall von Sachsen für den besten Franzbsischen General gehalten, ging über den Rhein und die Weser, nahm die von den Preußen verlassene Festung Wesel, die Herzogthümer Cleve und Ostfriesland in Besitz, durchstrich ganz Westphalen, eroberte die von Truppen entblößten Casselschen Länder, und setzte Hannover in Contribution.

Man war hier zum Widerstand nur unvollkommen vorbereitet. Es hatte sich zwar schon im Frühling eine Observations-Armee zusammengezogen, die aus Hannoveranern, Hessen, Braunschweigern und einigen Bataillons Gothaer und Bückeburger Truppen bestand, wozu noch einige tausend Preußen stießen; allein diese vereinigten Truppen formirten nur ein Heer von 40,000 Mann, und waren folglich zu schwach, der über 100,000 Mann starken Franzbsischen Macht die Spitze zu bieten. Was diese nachtheilige Lage der Deutschen Krieger vermehrte, war ihr schlechter Anführer, der Herzog von Cumberland, ein Prinz, der geringe Kriegs-Talente besaß, und den man wegen seines Sieges bei Culloden gegen die Schottischen Rebellen für einen erfahrnen Feldherrn hielt, dessen größtes Verdienst aber eigentlich darin bestand, ein Sohn Georgs des zweiten zu seyn.

Dieser von den Franzosen gedrängte Herzog von Cumberland zog sich mit seiner Armee immer zurück. Endlich kam es am 26sten Julius bei dem Dorfe Hastenbeeck, unweit Hameln, zwischen beiden Heeren zu einem Treffen. Die alliirte Armee stand auf Anhöhen zwischen der Weser und einem

Gehölze. Hier wurde sie von den Franzosen angegriffen, die nach einem sehr lebhaften Gefecht einige Batterien wegnahmen, und sich einer Anhöhe bemeisterten. Cumberland verlor sowohl den Muth, als die Besonnenheit; er verließ höchst übereilt das Schlachtfeld, und zog sich nach Hameln zurück, als der Sieg wieder anfing sich auf seine Seite zu lenken; zu eben der Zeit, wo der Erbprinz von Braunschweig dem Feinde eine eroberte Haupt-Batterie wieder abgenommen, und wo der Hannöversche Oberst Breitenbach die größten Vortheile errungen hatte, der auch den Wahlplatz bis in die Nacht behauptete, und sodann mit erbeuteten Kanonen und Fahnen zu dem geflohenen Herzog stieß.

Die erlangten Vortheile hatten die Franzosen größtentheils dem General Chevert zu verdanken, der den unter ihm commandirenden Marquis Bréhaut vor dem Angriff bei der Hand faßte und mit heroischem Enthusiasmus zu ihm sagte: „Schwören Sie mir auf die Ehre eines braven Mannes, Sich „und Ihr Regiment eher todtschießen zu lassen, als zu wei„chen.“ Bréhaut schwur und hielt Wort. Dieser Officier war Oberster des Regiments von Picardie. Ludwig der funfzehnte, um sein ausgezeichnetes Verhalten zu belohnen, wies ihm eine Pension von 2000 Livres an. Bréhaut antwortete, daß er nie Geld-Belohnungen gewünscht habe; er bat, diese Pension unter solche Officiers seines Regiments zu vertheilen, die es am meisten bedürften. Man verlangte nun von ihm die Namen derjenigen, die sich im Treffen vorzüglich hervorgethan hätten. Seine Antwort war: „Keiner von uns hat „sich hervorgethan. Alle haben tapfer gefochten, und alle „sind bereit wieder anzufangen. Ich bin daher genöthigt die „Namen aller nach der Regiments-Liste abzuschreiben.“

Der Sieg war jedoch höchst unbedeutend, und wäre von keinen erheblichen Folgen gewesen, wenn nicht die Besorgniß für das Hannöverische Archiv und andre Dinge von Werth, die man nach Stade in Verwahrung gebracht, den Herzog zu dem entscheidenden Schritt vermocht hätte, sich, unerachtet aller Vorstellungen seiner Generale, mit seiner Armee nordwärts zu ziehn, um diese Stadt zu decken. Die Folgen dieses Rückzugs zeigten sich sehr bald: das mit einer Menge Proviant und Munition versehene Hameln ergab sich nach

der ersten Aufforderung, Minden verlangte zu capituliren, und die Stadt Hannover schickte Abgeordnete, um die Contributionen zu reguliren; auch Friedrich rief seine Truppen von der alliirten Armee ab. Der betäubte Herzog von Cumberland wurde aber bald von den Franzosen eingeschlossen, von der Elbe abgeschnitten, sein Terrain immer mehr beschränkt, und überhaupt in eine Lage versetzt, wo ihm nichts als eine Capitulation übrig blieb. Diese wurde den 8ten September bei Kloster-Seeven unter der Garantie des Königs von Dänemark geschlossen. Der Hauptartikel derselben war, daß die an Hessen, an Braunschweig, an Gotha und an Bückeburg gehörigen Truppen auseinander gehen, die Hannoveraner aber in der Gegend von Stade verbleiben sollten.

Von allen westlichen Provinzen und Städten des Königs von Preußen, war allein Geldern noch nicht im Besitz seiner Feinde. Die Franzosen, unter Anführung des Grafen Beausobre, hielten diese Festung blokirt. Eine Belagerung zeigte wegen der Flüsse und eines Grabens große Schwierigkeiten. Man wollte daher einen Ueberfall versuchen, wozu auch sonderbare Anstalten gemacht wurden. Eine Anzahl Französischer Soldaten mußten sich täglich im Schwimmen und Untertauchen üben; desgleichen mußten sie lernen mit Ordnung und Behendigkeit ins Wasser hinein und heraus springen. Der Plan war, daß diese Taucher die mit Truppen beladenen Fahrzeuge, ohne Geräusch, schwimmend, durch Stricke bis an die Mauern der Festung ziehen sollten. Es befanden sich hier eine Menge sowohl Französischer als Oesterreichischer Ueberläufer, und andere sehr unzufriedne Soldaten, auch sehr viele Bürger murrten, denen die Blokade zu lange dauerte. Um die ersten durch Pardon und die letztern durch Versprechungen zum Aufruhr zu gewinnen, ließ Beausobre in Lüttich ein ungeheures Sprachrohr verfertigen, womit er zu gleicher Zeit mit der Garnison reden, und seinen Truppen Befehle ertheilen wollte. Der Preußische Commandant, General Salmuth, wartete jedoch diesen Versuch nicht ab. Er hatte funfzehn Wochen lang die Blokade ohne Hoffnung eines Entsatzes ausgehalten, außerhalb die Feinde beobachtet, und innerhalb mit Meutereien gekämpft. Jetzt

war es aufs äußerste gekommen, und nun capitulirte er. Die aus 800 Mann bestehende Besatzung erhielt einen freien Abzug mit allen Ehrenzeichen, worauf diese Festung von Französischen Truppen besetzt wurde.

Durch diese Convention verlor Friedrich auf einmal eine Hülfsarmee, die bisher die Franzosen im Felde beschäftigt hatte, und nun konnten diese ihre ganze Macht wider ihn allein wenden. Friedrich, den die Folgen der Schlacht bei Kollin noch hart drückten, war durch diese Betrachtungen so bewegt, daß er dem König von England in einem Briefe über seine vorhabende Neutralität bittere Vorwürfe machte. Es hieß darin: „Nie würde ich die Allianz mit Frankreich „aufgegeben haben, wenn mich die vielen schönen Verspre„chungen Ew. Majestät nicht dazu vermocht hätten. Ich „bereue den geschlossenen Tractat nicht, aber Sire! über„lassen Sie mich nicht aus Kleinmuth der Gnade meiner „Feinde, nachdem Sie ganz Europa wider mich aufgebracht „haben.“ Dieser Brief blieb ohne Antwort. Georg ließ ihm Subsidien antragen: Friedrich verwarf das Geld, und verlangte Englische Soldaten, zu deren Absendung das Brittische Ministerium sich damals noch nicht entschließen konnte.

Hannover war jetzt von den Franzosen besetzt, desgleichen das von den Preußen geräumte Herzogthum Cleve, dessen Civil-Administration aber den Oesterreichern überlassen wurde. Man gab sich die Miene, es als ein verlassenes Land zu betrachten, das keinen Herrn hätte. Dem Operations-Plan gemäß sollte der Herzog von Orleans mit einer Armee von 24,000 Mann Cassel belagern, und überhaupt die Hessischen Länder erobern; auf die Nachricht aber, daß man sich ohne Widerstand unterwerfen wolle, hielt er die bloße Besitznehmung seines Ruhms unwürdig; er übergab daher dem Marquis Contades das Commando. Dieser General bemächtigte sich nun des Landes, und ließ den Hessischen Ministern, die auf eine Capitulation antrugen, melden, daß ein unbedingter Gehorsam gegen die Befehle seines Monarchen das einzige Mittel sey, dessen Gewogenheit und Gnade zu erlangen. Die Residenz-Stadt Cassel wurde den 15ten Julius förmlich den Franzosen übergeben, die hier ein Magazin und ein Feldhospital anlegten. Durch diese frei-

willige Unterwerfung gewannen die Hessen doch nichts; denn sie wurden gleich als Feinde behandelt. Man schrieb ohne Verzug Lieferungen aller Art aus, welche die Kräfte dieses ohnehin nicht reichen Landes sehr bald erschöpften. Der Landgraf, um kein Augenzeuge dieser Tyrannei in seiner eigenen Residenz zu seyn, hatte sich nach Hamburg begeben, wo er auch den größten Theil des Krieges blieb.

Die Civil-Proceduren der Franzosen waren jedoch noch gemäßigt gewesen, so lange der Marschall Etrées das Ober-Commando geführt hatte. Er zeigte bei allen Vorfällen seinen Edelmuth sowohl als seine Kriegs-Talente; auch ertheilte er der Universität Göttingen seinen Schutz in einem Schreiben, eben so ehrenvoll für den Feldherrn, als für diese berühmte Academie. Jetzt aber, in Ungnade gefallen, mußte er auf ein Königliches Schreiben aus Versailles das Commando dem Herzog von Richelieu übergeben. Etrées gehorchte dem Befehl, und zeigte dabei ein so edles Benehmen, daß jedermann, selbst Richelieu, davon gerührt wurde, und seinem König schrieb, Etrées habe ihm seine Kriegs-Entwürfe und Dispositionen als ein Staatsbürger und Freund mitgetheilt, das Commando aber als ein Held übergeben.

Eine der ersten Operationen des Richelieu war, Braunschweig und Hannover in Besitz zu nehmen. Beide Länder hatten sich, so wie Hessen unterworfen, und da die Franzosen die Städte Braunschweig und Wolfenbüttel besetzten, so wurde dem Herzog zu seiner Residenz die Stadt Blankenburg überlassen, die man für neutral erklärte. Dahin ging dieser Fürst sofort mit seiner Familie, und empfahl durch eine öffentliche Erklärung seinen Unterthanen, die Franzosen als ihre Freunde zu betrachten. Richelieu zog in Hannover wie im Triumph ein. Von hieraus schickte er viele seiner besten Truppen zur Armee des Prinzen Soubise, der nun mit seinem Heere, unter dem auch viele Schweizer waren, in Verbindung mit den Reichsvölkern auf Sachsen losrückte. Richelieu selbst fiel mit seinem Heere in die Preußischen Provinzen ein, und bedrohete Magdeburg mit einer Belagerung. Friedrich hatte die Garnison dieser Hauptfestung mit den sechs Bataillons verstärkt, die bei Cumberlands Armee ge-

standen, aber kurz vor der berüchtigten Convention abgerufen worden waren, da der König bei den höchst unüberlegten Maaßregeln dieses Feldherrn die Unfälle in Hannover voraussah.

Der Krieg hatte nun ein Jahr gedauert; allein ungeachtet der so sehr verschiedenen Nationen und Völkerschaften, die den Kampfplatz mit ihren Schaaren bezogen, war er noch nicht durch Grausamkeit bezeichnet worden. Richelieu aber gab jetzt hiezu die erste Losung. Er ließ die Städte und Dörfer entweder ausplündern und verheeren, oder bedrohte sie mit Feuer und Schwerdt, um von den wehrlosen Einwohnern unerschwingliche Contributionen zu erpressen. Die Excesse dieser jetzt nicht mehr in Zaum gehaltenen Franzosen waren so groß, daß sie fast den Greueln der Kosaken gleich kamen. Reiche Leute wurden auf ausdrücklichen Befehl vornehmer Officiere jämmerlich geprügelt, um Brandschatzungen für ihre Mitbürger zu bezahlen; man spielte mit dem Leben der Menschen. Nichts war bei diesen Truppen gewöhnlicher, als unschuldige Personen aus ungegründetem Verdacht, ohne einen Schatten von Beweis, als Spione aufzuhangen. Viele hundert Deutsche, ohne Rücksicht auf Geburt, Stand, Alter und Verhältnisse, hatten im Laufe des Krieges dieses Schicksal.

Das Losungswort des neuen Französischen Feldherrn war: Erpressungen, nicht sowohl für den Dienst seines Königs, als für sich selbst. Geschützt durch die Königliche Geliebte, die Marquise Pompadour, erlaubte er sich die unedelsten Handlungen, und ordnete nicht selten die Kriegs-Operationen so, wie es sein Privatnutzen erforderte. Von allen Heerführern, die in diesem Kriege commandirten, bereicherte sich auch keiner von irgend einer Nation so, wie Richelieu. Er verbarg es auch so wenig, daß er sich noch vor geendigtem Kriege in Frankreichs Hauptstadt einen prächtigen Pallast bauen ließ, den die Pariser le Pavillon d'Hanovre nannten.

Es trat noch ein neuer Feind gegen den König auf, der ihm nicht gleichgültig seyn konnte. Dies war der Herzog von Würtemberg, Beherrscher eines schönen, von einem kriegerischen Volke bewohnten Landes. Nicht zufrieden, sein

Contingent an Soldaten zur Reichs-Armee zu senden, hatte er alle seine Truppen in Französischen Sold gegeben, um für Oesterreich zu fechten. Diese Soldaten aber, die als Protestanten gewohnt waren, den König von Preußen als den Beschützer ihrer Religion zu betrachten, zeigten große Unzufriedenheit mit den Maaßregeln ihres Herzogs. Ihr Murren brach endlich in Meuterei aus, als 4000 Mann im Monat Junius vor dem Französischen Commissarius in Stuttgard die Musterung passiren sollten. Sie schrieen laut, man hätte sie verkauft, drangen durch die Thore, feuerten auf die Officiere, die sie aufhalten wollten, und gingen haufenweise am hellen Tage davon. Nur 1000 Mann blieben zurück. Der Herzog, der sich bei der Oesterreichischen Armee befand, eilte nach Stuttgard, ließ neue Truppen werben, und besänftigte die alten durch das Versprechen, sie selbst in Person zu commandiren, und so führte er im August dem Kaiserlichen Heere 6000 Mann zu. Diese Vermehrung von bewaffneten Schaaren, die von allen Seiten herbeizogen, geschah zu einer Zeit, da die Preußischen Truppen durch Schlachten und zahlreiche Gefechte sehr vermindert waren.

Friedrich theilte sein Heer nun in viele Corps, um den verschiedenen Armeen, die auf Sachsen und den Mittelpunkt seiner Staaten anrückten, Hindernisse in den Weg zu legen. Da er sein Hauptheer unter dem Herzog von Bevern zur Deckung Schlesiens bestimmte, so behielt er selbst nur 18,000 Mann bei sich, und auch diese kleine Armee wurde durch Detachements (Sendschaaren) beständig geschwächt, so daß er bei Erfurt in der Nähe des Französischen Heeres nicht 10,000 Mann bei sich hatte. Um nun die große Schwäche dem Feinde zu verbergen, ließ der König seine Truppen nicht lagern, sondern in Dörfern cantonniren, und oft die Quartiere wechseln, wobei die Namen der Regimenter, um die Spione zu betrügen, jedesmal verändert wurden. Er schränkte sich jedoch nicht bloß auf Vertheidigung ein, sondern ging allenthalben, wo sich die Gelegenheit vortheilhaft zeigte, angreifend zu Werke. Der Oberst Mayer war schon gleich nach der Schlacht von Prag mit 2000 Mann nach Franken geschickt worden, um sowohl die Reichsstände in Furcht zu setzen, als auch die Vereinigung der aus allen Gegenden

Süd-Deutschlands sich zusammenziehenden Reichs-Truppen zu verzögern, und den in Regensburg tobenden Reichstags-Männern den unternehmenden Geist der Preußen zu zeigen. Er fiel ins Bisthum Bamberg ein, sammelte Contributionen, durchstrich den Fränkischen Kreis, und drang in die Ober-Pfalz. Diese unerwartete rasche Operation wirkte auf die Reichs-Versammlung so sehr, daß viele der Abgeordneten, die sich wider Preußen am heftigsten erklärt hatten, sich jetzt in größter Eil zu retten suchten.

Auch der Kurfürst von Baiern, nebst andern Reichsfürsten, die jetzt die Preußen zu allem fähig hielten, geriethen in Unruhe, behaupteten, sie hätten keinen Krieg mit dem Könige, und wünschten mit Friedrich in Unterhandlung zu treten. Der Zeitpunkt war nahe, wo man ernsthaft daran dachte, das mit Theresia gemachte Reichs-Bündniß zu vernichten; allein die Niederlage von Kollin veränderte alles. Mayer bedrohete indeß Nürnberg, und verlangte die Neutralität der Stadt, die auch zugestanden wurde; ja der ganze Kreis hätte sich neutral erklärt, wenn das Preußische Corps nur etwas stärker gewesen wäre. Die Schwäche desselben aber reizte zu Vertheidigungs-Anstalten, und zu dem Entwurf, den Preußen den Rückweg abzuschneiden. Man zog von allen Seiten Truppen zusammen, die Mayer nicht abwarten wollte. Nachdem er also den vorgesetzten Endzweck erreicht hatte, marschirte er zurück, ließ die Brücken hinter sich abbrechen, schlug sich durch ein Corps Würzburger und Bamberger Truppen, die ihn aufhalten wollten, und so kam er endlich nach Böhmen. Er hatte bei seinem Abzuge aus Franken Geißeln mitgenommen, worunter sich auch zwei Nürnberger Patricier befanden. Der Wiener Hof bediente sich sehr geschickt dieser Gelegenheit, um den Reichsständen die Beschleunigung ihrer Kriegs-Maaßregeln zu empfehlen. Die Kaiserliche Ermahnung war auch nicht fruchtlos. Mayer wurde darin für einen Bösewicht, und seine Truppen für Landstreicher erklärt, die man zu haschen suchen müßte, um sie als Mordbrenner zu bestrafen.

Die Kaiserlichen benutzten indeß die Zerstreuung der Preußischen Armeen, und der General Haddick wagte sich mit 4000 Mann bis an die Thore von Berlin. Diese Nes-

denz, ohne Wall, zum Theil ohne Mauern, und nur mit Palliſaden verſehen, war damals mit 2000 Mann Land-Miliz beſetzt, wozu einige hundert Rekruten und andre von den Feldtruppen zurückgelaſſene Soldaten kamen. Die Königliche Familie hatte ſich gleich nach eingegangener Nachricht von der Annäherung der Feinde nach Spandau begeben. Man hatte alſo in dieſer Lage nichts von einem fliegenden Corps zu befürchten, das aller Mittel beraubt war, die Königsſtadt zu ängſtigen, und in ſteter Sorge ſtand, abgeſchnitten zu werden. Haddick ließ die Stadt auffordern, und griff faſt zu gleicher Zeit das Schleſiſche und Kottbuſſer Thor an. Die Palliſaden am erſtern wurden niedergeſchoſſen, und nun drangen die Oeſterreicher mit hellem Haufen in die dort befindliche Vorſtadt ein. Die Einwohner zeigten ſich des Brandenburgiſchen Namens würdig. Ganze Gewerke wollten ſich vereinigen, und erboten ſich die Feinde zu verjagen; allein die geringe Kriegserfahrung, und der Kleinmuth des Commandanten, General Rochau, der auch deshalb von den Weibern und Gaſſenbuben verſpottet wurde, wollte keine Verſuche dieſer Art geſtatten. Es kam bloß in der Köpenicker Vorſtadt zwiſchen einem Commando Preußiſcher Soldaten und den Oeſterreichern zu einem unbedeutenden Scharmützel, wodurch nichts entſchieden wurde.

Die Nachricht von der Annäherung des Fürſten Moritz von Anhalt-Deſſau beunruhigte jedoch die Feinde bei Berlin außerordentlich. Haddick, der die Gefahr des Verzugs kannte, war mäßig in ſeinen Forderungen, und dieſe wurden endlich zugeſtanden, nicht ſowohl aus Furcht, ſondern um der Unruhe geſchwind ein Ende zu machen. Die anfangs geforderten 600,000 Reichsthaler wurden auf 200,000 herabgeſetzt. Haddick erhielt dabei für ſich ein Geſchenk von 12,000, und ſein Adjutant, der Oberſt Ried, ein anderes von 3000 Reichsthalern an Gelde, nebſt allerlei Kleinodien; dafür bekam die Stadt einen von Haddick unterzeichneten Revers, daß die Oeſterreichiſchen Truppen nie wieder Berlin auf dieſe Weiſe heimſuchen ſollten. Nachdem alles verabredet war, bat ſich Haddick vom Magiſtrat zwei Dutzend mit dem Stadt-Wappen geſtempelte Damen-Handſchuh aus, womit er ſeiner Kaiſerin ein Geſchenk machen wollte. Man brachte ihm die

Gelder und die Handschuh, und nun marschirte er in größter Eil ab. Er hatte auch keinen Augenblick zu verlieren; denn wenig Stunden nachher traf der General Seydlitz mit 3000 Mann in Berlin ein, dem am folgenden Tage das ganze Corps des Prinzen Moriz von Dessau folgte. Auch der König hatte sich in Bewegung gesetzt, um dem verwegenen Haddick den Rückzug abzuschneiden, der aber das Glück zum Führer hatte, von der Landstraße entfernt, auf Abwegen mit forcirten Märschen davon floh, und so seinen Feinden entging

Im Königreich Preußen war indessen auch die Kriegsscene von den Russen auf eine schreckliche Weise eröffnet worden. Das Ministerium in Petersburg war zwar dem Englischen Hofe ergeben; allein die bestimmte Willensmeinung der Kaiserin Elisabeth vereitelte alle Bemühungen der Engländer, Rußland von Oesterreich zu trennen. Friedrichs Demüthigung und die Eroberung des Königreichs Preußen waren die Grundsäulen des jetzigen Russischen Systems, dessen standhafte Befolgung im Cabinet zu Petersburg unwiderruflich beschlossen wurde.

Die Russen kamen daher im Monat Junius, unter Anführung des Feldmarschalls Apraxin, über 100,000 Mann stark in Preußen an. Nach einem fünftägigen Bombardement wurde Memel eingenommen. Die 800 Mann starke Besatzung sollte vermöge der Capitulation freien Abzug erhalten; man brach aber diesen militairischen Ehren-Vertrag, und die meisten dieser betrogenen Preußischen Soldaten waren gezwungen, entweder in Russische Dienste zu treten, oder nach Rußland zu wandern. Dies letztere Schicksal hatten auch eine Menge friedfertiger Einwohner von Preußen, besonders Fabrikanten und Ackersleute. Die Russen schleppten sie nebst ihren Weibern und Kindern fort. Das Wehklagen der Unglücklichen half nichts; sie mußten die väterliche Erde verlassen, um die öden Provinzen einer damals barbarischen Nation zu bevölkern.

Die leichten Truppen der Russen, 12,000 Mann stark, Kosaken, Kalmucken und Tartaren, verheerten indessen das Land mit Feuer und Schwerdt, und zwar auf eine Art, die seit den Zeiten der Hunnen nicht in Europa erlebt worden

war. Diese Unmenschen mordeten oder verstümmelten unbewaffnete Leute aus satanischer Lust. Man hängte sie an Bäume auf, oder schnitt ihnen Nasen und Ohren ab; Andern wurden die Beine abgehauen, der Bauch aufgeschnitten, und das Herz herausgerissen. Sie zündeten aus rasendem Muthwillen Dörfer und Flecken an, und um die Menschen mit lebendig zu verbrennen, schlossen sie manchmal einen Kreis um den zur Verheerung geweiheten Ort, ehe sie ihn in Brand setzten. Die Gräber wurden zerstört, und die Gebeine umhergestreut, Edelleute und Prediger mit Kantschuhen zerfleischt, nackend auf glühende Kohlen gelegt und auf allerhand Art gemartert. Man nahm den Aeltern ihre Kinder weg, oder ermordete sie vor ihren Augen. Eine Menge Menschen flüchtete nach Danzig, wohin auch das Königliche Archiv aus Königsberg gebracht wurde.

Friedrich erhielt diese trostlosen Nachrichten zu einer Zeit, da jeder Tag für ihn mit Unglück begleitet war. Eben so sehr wie er sein Schwerdt gegen seine Feinde brauchte, bediente er sich auch seiner Feder. Ueberhaupt war die seltsame Mischung von zahlreichen Manifesten (Rechtfertigungsschriften) und Mordscenen eine der Eigenheiten dieses außerordentlichen Krieges. Man bot gegen einander alles auf, was körperliche und Geisteskräfte zu leisten vermochten. Nie wurden in einem Kriege so viel Schlachten geliefert, aber auch nie so viel Manifeste herausgegeben, als in diesen Tagen des allgemeinen Jammers. Große Monarchen wollten dadurch ihre auffallenden Handlungen vor allen Nationen rechtfertigen, um die Achtung selbst solcher Völker nicht zu verlieren, deren Beifall sie leicht entbehren konnten. Dies war der Triumph der Aufklärung, die in diesen Zeiten anfing ihr wohlthätiges Licht über Europa zu verbreiten.

Der in Preußen commandirende Feldmarschall Lehwald, dem Friedrich freie Hand gelassen hatte, nach Umständen zu verfahren, konnte den Feinden nur 24,000 Mann entgegenstellen. Mit diesen aber griff er sie den 30sten August bei Groß-Jägerndorf in ihren Verschanzungen an. Das Glück erklärte sich anfangs ganz für das kleinere Heer, das diesmal nicht, um den Ehrgeiz eines Monarchen zu befriedigen, sondern gegen barbarische Völker für seinen eignen Heerd, für

Leben

Leben und Wohlfahrt stritt. Die Preußen kämpften wie die Löwen; selbst ihre Dragoner und Husaren bestürmten die feindlichen Batterien, und wetteiferten mit der Infanterie, die trotz des sehr nachtheiligen Terrains alles besiegte. Diese braven Truppen hatten schon viele Russische Kanonen erobert, die feindliche Cavallerie über den Haufen geworfen, ein Russisches Grenadier-Corps in einem Walde aufgerieben, und einen Flügel der Haupt-Armee völlig geschlagen, als ihnen der Sieg auf einmal entrissen wurde. Die Russen hatten einige auf dem Schlachtfelde liegende Dörfer in Brand gesteckt; der Rauch und Dampf derselben führte die Preußen irre; sie geriethen in Unordnung, und nun wurden sie von dem mehr als dreifach stärkeren feindlichen Heer überflügelt, da sie denn in der größten Ordnung, von ihren Dragonern und Husaren gedeckt, zurückmarschirten. Das zweite Treffen der Preußen feuerte, durch den Rauch betrogen, auf das erste, und nun wurde die Verwirrung außerordentlich. Lehwald hatte jetzt eben das gute Glück, wie Friedrich bei Kollin. Man ließ ihn ungestört abziehn. Sein Verlust in dieser Schlacht, die zehn Stunden gedauert hatte, war an Todten, Verwundeten und Gefangenen nur 1400 Mann nebst dreizehn Kanonen. Die Russen hingegen hatten über 7000 Mann verloren. Ihr Sieg aber brachte ihnen keinen Nutzen. Sie hatten keine Hoffnung, für ihre ungeheure Armee in dem zur Einöde gemachten Preußen Unterhalt zu finden. Apraxin wurde überdies durch Befehle aus Petersburg zu einem Rückzuge vermocht (den der Russische Groß-Kanzler Bestuchef bewirkte, der, bestochen durch Englisches Gold, sich auch dem Großfürsten Peter, dem künftigen Thronfolger des Reichs und dem Freunde Friedrichs, verbinden wollte), und marschirte, nachdem er nur 10,000 Mann zur Besatzung von Memel zurückgelassen, wenig Tage nach der Schlacht mit allen übrigen Truppen davon. Dieser Rückzug war ganz einer Flucht ähnlich, und geschah so übereilt, daß 15,000 Verwundete und Kranke, achtzig Kanonen, und sehr viel Kriegs-Geräthschaften zurückbleiben mußten. Der Zug ging in zwei Colonnen, und beide Marschrouten wurden durch Feuer, Plünderung, und alle nur erfinnliche Grausamkeiten bezeichnet. Alle Städte, Flek-

ken und Dörfer, wo diese höllischen Schwärme hinkamen, gingen in Rauch auf, und die Landstraßen waren mit Leichnamen von Menschen und Pferden bedeckt. Die zur äußersten Verzweiflung getriebenen Preußischen Bauern wehrten sich, und machten dadurch ihr Unglück noch größer. Die geschlagenen, aber nicht überwundenen Preußen verfolgten die Russen bis an die Gränze von Friedrichs Staaten.

Bei diesem Abzuge ereignete sich ein besonderer Zufall. Der König von Preußen erhielt einen Alliirten, auf den er wohl nie hätte denken können, der ihm hier einige tausend Kalmucken gänzlich vom Halse schaffte. Dieser thätige Bundesgenosse waren die Blattern. Die Kalmucken, die ohne diese schreckliche Seuche in ihrem Lande gelebt hätten, lernten sie hier zu ihrem Erstaunen kennen. Sie fand sich auch unter diesen Halbwilden ein, und viele wurden davon das Opfer. Selbst ihr Anführer wurde davon befallen, und nun war nichts fähig sie länger aufzuhalten. Die ganze Kriegsschaar dieses wilden Volks ging nach ihrer Heimath zurück, und nur einige wenige Kalmucken, bei denen die Raubsucht alle andre Betrachtungen unterdrückte, blieben bei der Russischen Armee, und kamen mit nach Deutschland.

Diese Nation, die jetzt zum erstenmal gegen die Deutschen zu Felde zog, war von allen Feinden Friedrichs die wildeste, eben so unwürdig, wider einen cultivirten Staat geführt zu werden, als ein disciplinirtes Heer zu unterstützen. Unfähig, durch ihre Waffen dem Heere Siege zu erleichtern, mußte dieses vielmehr durch ihre Verwüstungen leiden, und den Schandfleck der begangenen Greuel mit diesen Horden theilen, die dem Stande der Wildheit näher als dem Stande der Barbarei sind. Diese Kalmucken wohnen am Caspischen Meer und dem Flusse Wolga. Sie sind ein freies Volk, stehen aber unter Russischem Schutze, wofür sie, wenn die Beherrscher dieses Reichs es verlangen, zu Felde ziehen müssen. Sie bekommen keinen Sold, allein jeder erhält jährlich einen Rubel, und einen Pelz von Schaaffellen. Sie sind eigentlich Nomaden, und haben weder Städte noch Dörfer. Ihre Wohnungen sind Zelte von Filz. Mit diesen ziehn sie beständig herum, je nachdem sie an einem Orte für ihr vieles Vieh, worin ihr ganzer Reichthum besteht, Fütterung finden.

Sie sind außerordentlich häßlich, und sehen alle einander so ähnlich, daß es sehr schwer ist, einen von dem andern zu unterscheiden. Ihr Gesicht ist platt, und beinahe viereckig. Die Augen sind, gleich den Chinesen, sehr klein, und liegen tief im Kopf. Die Nase ist breit gedrückt, Mund und Ohren sind außerordentlich groß, und letztere vom Kopfe abstehend. Sie führen Bogen und Pfeile, mit denen sie unglaublich weit und gewiß schießen. Ihre Religion ist die Dalailamische.

Die Kosaken sind von den Kalmucken sehr unterschieden. Man berechnet alle ihre Völkerschaften auf 700,000 streitbare Männer. Es ist eigentlich eine Gränz-Miliz, und ihre Bestimmung ist, den südlichen Theil des Russischen Reichs gegen die Anfälle der Tartaren und andrer wilden Völker zu decken. Ihre Kleidung ist Polnisch, aber gewöhnlich zerlumpt, und ihre Waffen sind ein halbgekrümmter Säbel, eine Kugelbüchse, ein Paar Pistolen, und eine zehn bis zwölf Fuß lange mit einem spitzigen Eisen versehene Lanze. Ihre Religion und Sprache ist Russisch. Sie haben nur einen einzigen Stand, und sind folglich alle gleich; auch machen sie einen eigenen Staat aus, und genießen gewisse Vorrechte, die mit der Russischen Sklaverei seltsam contrastiren, und die man selbst in Europa groß nennen würde. Sie wohnen in großen Dörfern, wobei sie etwas Ackerbau, vornehmlich aber Viehzucht treiben, und mit Pferden handeln. Diese sind zwar nur klein, aber dauerhaft, wohlgeübt und schnell. Ein jeder Kosak hat deren zwei im Felde. Auch militairische Ehre herrscht bei dieser Nation, daher sich kein Kosak mit Stockprügeln bestrafen läßt, dagegen aber Peitschenhiebe als eine ehrenhafte Züchtigung geduldig erträgt.

Friedrich, der die Russen auf immer entfernt glaubte, rief nun den Feldmarschall Lehwald aus Preußen ab, mit Befehl, gegen die Schwedische Armee zu marschiren. Diese, nach Deutschland übergeschifft, ging den 13ten September über die Peene, einen kleinen Fluß, der Preußisch-Pommern von dem ehemaligen Schwedischen Antheil absondert, und nahm Besitz von Anklam, Demmin, Pasewalk und andern Städten, die sämmtlich keine Besatzungen hatten. Ihr großes Augenmerk war jedoch auf Stettin gerichtet, auf diese

wichtige mit Truppen wenig versehene Stadt, die eine leichte Eroberung versprach. Die Schweden gaben nun Manifeste heraus, worin sie als Eroberer des Preußischen Vor-Pommerns sprachen, die Unterthanen von ihrem dem König von Preußen geleisteten Eide lossagten, und sie einluden, sich mit ihnen zu verbinden; dabei behaupteten sie, daß Schweden, als Bürge des Westphälischen Friedens, an diesem Kriege nothwendig Theil nehmen müsse.

Diese Französischen Bundesgenossen waren damals 22,000 Mann stark, worunter sich 4000 Mann Cavallerie befanden. Der kriegerische Muth der Schweden drohete den Preußen einen fürchterlichen Feind; allein nie wurde wohl die Ehre einer Krone und der Ruhm braver Truppen so vorsetzlich aufs Spiel gesetzt, als bei dieser Gelegenheit. Die Ausrüstung der Schwedischen Armee in allen ihren Theilen, so wie sie damals in Deutschland anlangte, war eine wahre Satyre auf die neuere Kriegskunst. Soldaten, in Reih und Glied gestellt, wohlgeübt und voll Begierde zu fechten, waren da, allein sonst fehlte auch Alles. Kein Feld-Commissariat; keine Feld-Bäckerei; keine Magazine; keine Pontons; keine leichte Truppen, und keine Subordination. Hiezu kamen Anführer, die nicht unerfahren in der Kriegskunst, denen aber jeder Schritt vom Schwedischen Reichsrath genau vorgeschrieben war; Generale, die unter einander nicht harmonirten, und denen man bei jeder Unternehmung mit Verantwortung der Folgen drohete. Auf diese Weise ist es erklärbar, wie die Krieger eines Volks, das mehr als einmal das Schicksal von Deutschland mit dem Schwerdt entschied, und im Westphälischen Frieden Europa Gesetze gab, ohne ihre kriegerische Tugenden verloren zu haben, nach fünf Feldzügen, ruhmlos und verspottet wieder nach ihrer Heimath zogen.

Der Mangel an leichten Truppen war Ursach, daß die Schweden oft die besten Entwürfe aufgeben mußten; denn die Preußen neckten sie mit einer Hand voll Leute auf allen Seiten, und schnitten ihnen beständig die Zufuhren ab. Tief in die Preußischen Staaten konnten sie wegen fehlender Magazine und Pontons nicht eindringen, und ihrer Vereinigung mit den Französischen, Russischen oder Oesterreichischen Ar-

meen, woran immerfort gearbeitet wurde, standen so mancherlei Hindernisse im Wege, daß sie auch nicht ein einziges mal versucht wurde. Das Schwedische Kriegs-Theater war daher in einen kleinen Winkel von Nord-Deutschland eingeschränkt. Diese Truppen tummelten sich in Pommern und einem Theil der Mark herum, ohne irgend etwas Großes zu unternehmen, und hiebei blieb es den ganzen Krieg hindurch, worin sie eigentlich nur figurirten; dennoch thaten sie großen Schaden. Eine ihrer ersten Unternehmungen war ein Einfall in die Ukermark; eine arme Provinz, die ihnen innerhalb sechs Wochen an Contribution über 200,000 Reichsthaler zahlen mußte. Dies war doppelt so viel, als Friedrich in einem ganzen Jahre daraus zog. Die Erpressungen sollten fortgesetzt werden, allein ein Zufall befreite dies Ländchen von den Feinden. Einige Hundert Schweden, die, von Prenzlow zum Fouragiren ausgeschickt, des Nachts durch ein Gebüsch marschirten, wurden von fünf Preußischen als Husaren verkleideten Postillons mit Pistolenschüssen begrüßt, wodurch einige Schweden verwundet wurden. Die Feinde glaubten, ganze Regimenter Husaren wären im Anzuge; sie eilten daher nach Prenzlow zurück, und am folgenden Tage verließen alle Schweden die Provinz. Bald nachher trieb sie Lehwald unter die Kanonen von Stralsund; aber auch hier glaubten sie sich nicht sicher, sondern flohen nach der Insel Rügen. Ein großer Frost, der die dahin führende Meeres-Arme mit Eis belegte, lud die Preußen zu einer glorreichen Unternehmung ein, deren glücklicher Erfolg nicht zweifelhaft war; allein der achtzigjährige Lehwald wollte nichts von kühnen Versuchen hören, sondern begnügte sich mit den erlangten Vortheilen und 3000 Schwedischen Gefangenen, die in wenig Wochen in seine Hände gefallen waren.

Der Herzog von Richelieu verwüstete indessen mit den Französischen Truppen die Staaten von Hannover und Hessen. Friedrich, den es kränkte, die Franzosen, die er so sehr liebte, als seine Feinde zu betrachten, schrieb an ihn sehr höflich, und machte ihm den Antrag, Unterhandlungen zu einem Frieden mit seinem Hofe einzuleiten. Richelieu antwortete. Da man aber in Paris zu einem gütlichen Vergleich nicht geneigt war, so beschloß der König, durch seine Thaten

sich an der Seine Achtung zu erzwingen. Er suchte die vereinigten Franzosen und Reichsvölker zu einer Schlacht zu bringen, und rückte ihnen entgegen. Seine Lage war in der That schrecklich. In der Nähe und in der Ferne Feinde, die sich beständig mehrten. Vergebens waren seine Siege, und vergebens floß das Blut seiner tapfern Krieger. Die gigantische Macht der Gegner wuchs beständig, und trotzte den Niederlagen. Es war das Haupt der Hydra. Hatte er eine Armee geschlagen, so rückten ihm zwei entgegen. Ein Reichs-Schluß hatte ihn als einen Feind des Germanischen Reichs, den man vernichten müßte, ausgezeichnet. Der Vorsatz und die Macht, ihn zu Boden zu drücken, war stärker als jemals, und seine Hoffnung nie schwächer. Dennoch war seine Heiterkeit in eben diesem Zeitpunkt so groß, daß er sein Testament in Französischen Versen machen konnte. So gerecht aber auch seine Besorgniß war, der Menge unterzuliegen, so nahm er doch alle Maaßregeln zu überwinden. Seine durch so viele Treffen geschwächte Armee war nur 22,000, die seiner jetzt vor sich habenden Feinde aber 60,000 Mann stark. Sie hatten schon in der Mitte des Septembers eine Probe der Preußischen Thätigkeit bei Gotha erfahren. Die ganze Generalität der Franzosen mit ihrem Heerführer Soubise an der Spitze, und 8000 Mann hatten diese Stadt zu ihrem Recreations-Ort ausersehen, um sich von den Strapazen des Krieges etwas zu erholen. Beim Herzoglichen Hofe war große Cour, und auf dem Schlosse hatte man gewaltige Zubereitungen gemacht, die bewaffneten hohen Gäste wohl zu bewirthen. Es war eben Mittagszeit, die Tafeln waren gedeckt, und die Franzosen zeigten den besten Appetit, als der Preußische General Seydlitz mit 1500 Reitern vor den Thoren von Gotha erschien. Die 8000 Franzosen dachten an keinen Widerstand; sie verließen die rauchenden Schüsseln und blinkenden Schenktische, und eilten aus der Stadt. Seydlitz, der an die Verfolgung der Feinde wegen seiner äußerst ermüdeten Truppen nicht denken konnte, nahm nun mit seinen Officieren die Plätze an der Herzoglichen Tafel ein; eine sonderbare, vielleicht einzige Begebenheit, daß ein großes Hof-Gastmahl von Kriegs-Befehlshabern der einen Partei angefangen, und von denen der andern

Partei geendigt wurde. Nur wenige Soldaten wurden zu Gefangenen gemacht, aber desto mehr Kammerdiener, Lakeien, Köche, Friseurs, Feld-Paters und Comödianten, die damals von einer Franzöſiſchen Armee unzertrennlich waren. Die Equipage vieler Generale fiel den Preußen in die Hände, worunter man ganze Kiſten von wohlriechenden Waſſern und Pomaden, desgleichen eine Menge Pudermäntel, Haarbeutel, Sonnenſchirme, Schlafröcke und Papagayen fand. Seydlitz überließ ſeinen Huſaren dieſe Toiletten-Beute, den galanten Troß aber ſchickte er ohne Löſegeld zurück.

Die Franzoſen waren ſo zufrieden, als ob ſie ein Treffen gewonnen hätten, da ſie ſich wieder in dem Beſitz ihrer verlornen dringenden Bedürfniſſe befanden. Der Prinz Soubiſe brannte vor Begierde ſich zu rächen; beſonders nachdem er erfahren, daß Seydlitz dieſe Unternehmung bloß mit zwei Regimentern gewagt hatte. Der Prinz von Hildburghauſen, der als Reichs-Feldmarſchall eben zu den Franzoſen geſtoßen war, ſchlug ſogleich vor, die Preußen wieder aus Gotha zu vertreiben. Man wählte zu dieſer Unternehmung den Kern beider Armeen, alle Grenadiere und alle leichte Truppen, wozu noch die Oeſterreichiſche Cavallerie, und Laudon mit ſeinen Kroaten ſtießen. Dieſe anrückende Armee aber ſah zu ihrem großen Befremden, daß Seydlitz in Schlachtordnung ſtand; dabei war ſeine Stellung ſo künſtlich, daß die Feinde glaubten, die ganze Preußiſche Armee vor ſich zu haben, daher ſie ſich, ohne zu ſchlagen, zurückzogen.

Wurde je in einem Kriege der mit Frohlocken verbundene Name Hülfsvölker entehrt, ſo war es in dieſen blutigen Feldzügen, wo man nicht die geringſte Rückſicht auf Bundesgenoſſen nahm, vielmehr ſie verſpottend ihr Elend vermehrte. Die Franzoſen behandelten Sachſen wie ein feindliches Land. Fourage, Proviant, Mahlzeiten für die Soldaten mit Ueberfluß verbunden, ja ſelbſt Geld an die Befehlshaber, wurden von dieſen Alliirten mit Gewalt erpreßt, wobei man drohte, im Weigerungsfall Städte und Dörfer zu verheeren. Es geſchah ohnehin. Ganze Gegenden wurden rein ausgeplündert. Unter andern hatten die in der Nähe von Freiburg liegenden Dörfer, Branderode, Bolgſtädt, Scheiplig, Gröſt, Zanchfeldt, und andre, zwanzig an der

Zahl, dies harte Schicksal. Im ersten Dorfe wurde das Schloß des Edelmanns, Namens Bose, auf Kosakenart verwüstet. Die kostbaren Meubeln, die zu schwer waren, um sie fortzubringen, wurden zerhauen, zerschnitten, die Weinfässer zerschlagen, und die Urkunden und Briefschaften aus rasender Bosheit in Stücken zerrissen. Diese von einem aufgeklärten Volke im achtzehnten Jahrhundert an Bundesgenossen verübten Greuel geschahen in Sachsen gegen Ende des Octobers, einige Wochen vor der Schlacht bei Roßbach.

Sobald Friedrich seine Stellung bei Erfurt verlassen hatte, um nach Sachsen zu gehen, ging Soubise über die Saale, und näherte sich Leipzig, mit der Aeußerung, daß er durchaus Sachsen von den Preußen befreien wollte. Der König rückte dem Feinde entgegen, der so übel postirt war, daß die Preußischen Husaren bis mitten ins Franzbsische Lager drangen, Pferde herausholten, die Soldaten aus ihren Zelten rissen, und mit fortschleppten. Obgleich diese Verwegenheit genugsam bewies, daß sie mit keinem furchtsamen Feinde zu thun hatten, so war doch der Muth zu fechten bei den Franzosen sehr groß; sie hätten nur die einzige Besorgniß, daß der König ihnen entrinnen möchte. Einige seiner Märsche und Stellungen bestätigten diese Vermuthung. Sie kannten seine schnellen Bewegungen, seine Manövers und seine Kriegskunst überhaupt bisher bloß aus Erzählungen, die aber so wenig Eindruck auf sie gemacht hatten, daß sie es wagten, ihn auf einem Terrain anzugreifen, wo er seine tactischen Künste entwickeln konnte. Ihre Hoffnung war nicht bloß ihn zu schlagen, sondern seine ganze Armee aufzuheben. Man warf jedoch im Franzbsischen Lager die Frage auf: ob es einer großen Armee auch Ehre bringe, sich mit einer so kleinen zu schlagen? Nie war ein kriegerischer Eigendünkel lächerlicher, und nie wurde er besser bestraft.

Es war am 5ten November bei dem Dorfe Roßbach in Sachsen, eine Meile von Lützen, wo Gustav Adolph für Deutschlands Freiheit schlug und starb, daß eine der sonderbarsten Schlachten geliefert wurde. Die mit den Reichstruppen verbundenen Franzosen stellten eine Armee von 60,000 Mann dar, die Preußen waren nur 22,000 Mann stark. Der König lockte die Franzosen durch eine zurückziehende

Bewegung aus ihrer vortheilhaften Stellung. Sie glaubten, er suche sich aus ihren Händen zu retten, und bemüheten sich daher, ihm in den Rücken zu kommen. Bei diesem Marsch ertönte ihre ganze Kriegsmusik siegesmäßig. Die Preußen ergötzten sich daran, und wünschten nichts mehr, als sich sogleich zu schlagen; allein es war jetzt besser, der Französischen Lebhaftigkeit das Deutsche Phlegma entgegen zu stellen. Während daß ein Theil der Französischen Armee dem Preußischen Lager gegen über stehen blieb, bemüheten sich die übrigen Truppen, Franzosen und Reichsvölker, dem Könige in die rechte und linke Flanke zu kommen. Friedrich, der sich wieder gelagert hatte, verließ sich auf die Geschwindigkeit, womit seine Truppen in Schlachtordnung konnten gestellt werden; er sahe daher den Bewegungen der Feinde gelassen zu, und ließ seine Linien nicht einmal ausrücken. Das Preußische Lager stand unbeweglich, und da es eben Mittag war, so waren die Soldaten mit ihren Mahlzeiten beschäftigt. Die Franzosen, die dies in der Ferne sahen, konnten ihren Sinnen kaum trauen; sie hielten es für eine dumpfe Verzweiflung, in der man selbst auf alle Vertheidigung Verzicht thut. Erst um zwei Uhr nach Mittag brachen die Preußen ihre Zelte ab, und setzten sich in Marsch, wobei der General Seydlitz mit der Cavallerie vorherzog. Die aufs höchste gespannte Erwartung der Franzosen, die so schnell und für sie unbegreiflich vereitelt wurde, war die eigentliche Ursache des so geringen Widerstandes, und des panischen Schreckens, das diesen Tag so denkwürdig macht.

Seydlitz, dieser große Feldherr, der durch sonderbare Kunst einen Theil der Cavallerie zu Centauren gebildet hatte, da Mann und Pferd sich als ein Körper bewegten, und durch Verbindung mit der ganzen Masse Reiterei erstaunenswürdige Evolutionen (Schwenkungen) ausführten, entwickelte hier die Vortrefflichkeit seiner Erfindung. Nachdem er, unter Begünstigung einiger Hügel, die das Manöver verdeckten, den rechten Flügel der Franzosen umgangen hatte, kam er mit der Preußischen Reiterei auf einmal hervor, und stürzte wie ein Donnerwetter mit künstlichen Evolutionen auf den hoffnungstrunkenen Feind los, noch ehe dieser Zeit hatte sich zum Schlagen zu formiren. Was vielleicht nie auf

einem Schlachtfelde gesehen war, geschah hier; die leichte Reiterei griff die schwere Cavallerie an, und warf sie über den Haufen. Die Husaren mit ihren behenden Pferden waren verwegen genug, die Französische Gens d'Armerie anzufallen. Weder der angestammte Muth dieses edlen Corps, noch ihre colossalischen Rosse konnten hier entscheiden; sie wurden wie Spreu auseinander gestäubt. Es waren bei der Französischen Armee auch zwei Oesterreichische Cavallerie-Regimenter; diese versuchten einige Augenblicke Stand zu halten, aber vergebens. Alles wurde zurückgeworfen, Soubise ließ das Reserve-Corps vorrücken; allein kaum zeigte es sich, so wurde es auch aus dem Felde geschlagen. In eben dieser Zeit rückte die vorher so ruhig gebliebene Preußische Infanterie plötzlich in Schlachtordnung an, und empfing die Französische mit einem entsetzlichen Kanonenfeuer. Hierauf folgte ein regelmäßiges Musketenfeuer, wie bei Musterungen.

Die Französische Infanterie sah sich nun von ihrer Cavallerie verlassen, und von den Preußen vermöge einer geschwinden Schwenkung in die rechte Flanke angegriffen. In dieser bedrängten Lage hielt sie nur ein dreimaliges Feuer von den Preußen aus, und nun warf sie sich mit Ungestüm auf ihren linken Flügel, der einen in der höchsten Unordnung befindlichen ungeheuren Menschenklumpen darstellte. In dies Chaos stürzten einige Preußische Cavallerie-Regimenter, und wütheten entsetzlich. Ein sonderbarer Umstand gab hiezu die Veranlassung. Man hatte diesen Reitern, die größtentheils in der Mark Brandenburg zu Hause gehörten, den Tag zuvor erzählt, daß die Franzosen sich vorgesetzt hätten, ihre Winterquartiere in Brandenburg zu nehmen. Die Idee eines solchen Besuchs war für sie empörend. Als daher in der Schlacht die vor der Cavallerie fliehenden Franzosen Quartier! riefen, und dies nach Deutscher Mundart aussprachen, hielten die Preußen dies Bittwort um ihr Leben für ein Gespötte, und deuteten es auf die erwähnten Winterquartiere in ihrem Vaterlande; sie schrien daher bei ihren Schwerdtstreichen: „Ja wir wollen euch Quartier geben!“ Viele verloren durch dies Mißverständniß ihr Leben, bis Andre, mit der Deutschen Sprache bekannt, und durch die

Erwiederung belehrt, endlich das Wort Pardon gebrauchten, das denn auch bei den Reitern seine Wirkung that.

Es war sechs Uhr Abends, und schon ganz dunkel. Diese wohlthätige Finsterniß rettete den Rest dieser sonst dem Untergang gewidmeten großen Menschenschaar. Vergebens machte Soubise Französische, auf falscher Theorie beruhende Versuche. Seine Colonnen wurden mit leichter Mühe auseinander gesprengt, und nichts blieb übrig als eine allgemeine Flucht. Die Franzosen sowohl als die Reichs-Soldaten warfen ihre Gewehre weg, um sich desto geschwinder retten zu können. Nur einige Schweizer-Regimenter fochten noch eine Zeitlang, und waren die letzten auf dem Schlachtfelde.

Auch die so furchtbare Französische Artillerie war an diesem merkwürdigen Tage sehr unthätig gewesen. Sie hatte hundert Officiere, und mehr als tausend Artilleristen bei sich, die sich rühmten, daß, wenn auch ihre große Armee die Schlacht verlöre, sie solche mit ihrem Kanonenfeuer allein wieder gewinnen wollten. Der Sieg war indessen so geschwind entschieden, daß die Ueberwundenen selbst nicht einmal auf die Ehre eines starken Widerstandes Anspruch machten, sondern sich mit einem panischen Schrecken entschuldigten; dabei unterließen die Franzosen jedoch nicht, den Reichs-Truppen alle Schuld beizumessen.

Nur sieben Bataillons Preußen konnten dem Feinde ihr Feuer zeigen. Der Herzog Ferdinand von Braunschweig, der den rechten Flügel commandirte, und zehn Bataillons bei sich hatte, kam gar nicht zum Schlagen; denn die gegen ihn über stehenden Reichs-Truppen liefen gleich bei den ersten Kanonenschüssen davon. Durch diese mit Schande bezeichnete Flucht wichen sie der Schlacht aus, und überließen die Ehre oder Unehre dieses Tages ganz den Franzosen, die, auch abgesondert von ihren Bundesgenossen, allein fast doppelt so stark wie die Preußen waren. Die Schlacht dauerte nur anderthalb Stunden, und kostete den Franzosen 10,000 Mann, von denen auf dem Schlachtfelde 7000 zu Gefangenen gemacht wurden. Einige tausend andre fielen auf der Flucht in Preußische Hände, oder wurden niedergesäbelt. Viele sprangen in die Saale, um den sie verfolgenden Husaren zu entkommen. Das panische Schrecken war unter ihnen

so groß, daß sich ganze Haufen einzelnen Reitern ergaben. Die fliehende Cavallerie warf ihre Cuirasse und großen Reiterstiefeln von sich, so daß man damit die Straße nach Erfurt wie besäet fand. Der Französische Hof, der dem Marschall Etrees nach seinem Siege bei Hastenbeck das Commando genommen hatte, machte das Sonderbare dieses Tages dadurch vollkommen, daß er dem Prinzen Soubise für seine Niederlage bei Roßbach den Marschallstab ertheilte.

Schwerin starb einige Monate zu früh, und war also nicht so glücklich, diesen Preußischen Triumph zu erleben. Nach seiner oft geäußerten Meinung, die zum Theil auf alten Vorurtheilen beruhte, war es nur ein Sieg gegen die Franzosen, der den kriegerischen Ruhm der Preußen krönen konnte. Viele einzelne Züge vermehren die Merkwürdigkeit dieses Tages. Der König fand auf dem Wahlplatz einen Französischen Grenadier, der sich gegen drei Preußische Reiter wie ein Rasender vertheidigte, und sich nicht ergeben wollte. Friedrichs Befehl machte diesem ungleichen Kampf ein Ende. Er fragte den Grenadier, ob er sich denn unüberwindlich glaube. Dieser antwortete: „Ja, Sire, unter „Ihrer Anführung.“ Der König ging auf dem Schlachtfelde herum, und tröstete die verwundeten Französischen Officiere, von denen er viele dem Namen nach kannte. Er sagte unter den schmeichelhaftesten Lobreden auf ihre Nation: „Ich kann mich nicht daran gewöhnen, die Franzosen als „meine Feinde zu betrachten.“ Mehr bedurfte es nicht, den Edelmuth der unglücklichen Krieger zu beleben, die, gerührt durch diese Herablassung, ihn als den vollkommensten Eroberer begrüßten, der nicht zufrieden, ihre Körper bezwungen zu haben, nun auch ihre Herzen erobert hätte. Die Beute der Preußen war sehr groß. Unter andern fielen eine Menge Ludwigs-Kreuze den Preußischen Husaren in die Hände, die sich damit schmückten. Es wurden drei und sechszig Kanonen, und zwei und zwanzig Fahnen und Standarten erobert. Die vereinigten Armeen hätten 3560 Todte und Verwundete, die Preußen aber nur 91 Todte und 274 Verwundete. Unter den letztern befanden sich auch der Prinz Heinrich von Preußen und der General Seydlitz, welcher letztere seine Person nie schonte; und so sehr wirkte das Beispiel dieses Feldherrn,

daß selbst der Feldprediger seines Regiments, Balke, mit in den Feind einhieb. Ein so wohlfeiler und dabei so vollkommener Sieg gegen ein kriegerisches Volk war in der neuern Geschichte ohne Beispiel. Die Kürze des Tages in dieser Jahreszeit rettete das fliehende Heer vom gänzlichen Untergange; denn es war kein Rückzug, sondern eine Flucht in der höchstmöglichsten Verwirrung.

Alle Deutsche Völkerschaften, groß und klein, ohne Rücksicht auf Partei, Reichs-Beschlüsse und eigenes Interesse, waren mit diesem Siege gegen die Franzosen zufrieden, den man als einen National-Triumph ansah. Der zwischen benachbarten Völkern durch Verschiedenheit der Regierungsformen, der Gesetze und Sitten, durch zahllose Eigenheiten, und noch mehr durch beständige Kriege gewöhnliche Haß, war aber nicht allein die Ursache dieser Volksstimmung, die mehr oder weniger allen Europäischen Nationen ohne Ausnahme, selbst den von Frankreich entlegenen, eigen ist. Die Deutschen hatten außer den Gründen, die andre Völker dazu vermochten, noch weit mehr Bewegungsgründe zu diesem National-Haß. Die den Franzosen gewöhnliche laute Verachtung des Deutschen Namens, des Deutschen Verdienstes, des Deutschen Genies, und der Deutschen Sprache; die Bethörung Deutscher Herrscher, groß und klein, von unwissenden Französischen Schwätzern, die sich in die Cabinette der Fürsten drängten, ihre Rathgeber, und dadurch nur zu oft die Geißel der Staaten wurden: dies hatte seit einigen Generationen den fruchtbaren Saamen des Hasses ausgestreut, der selbst bei den sanftmüthigsten edelsten Menschen tiefe Wurzel fassen mußte. Denn nichts war gewöhnlicher, als Deutsche Staatsdiener jedes Ranges zurückgesetzt zu sehn, um Französischen, der Landessprache unkundigen, Landstreichern Platz zu machen, die ihre Lumpen geschwind ablegten, sich bereicherten, und dann, die Deutschen verspottend, nach Hause zogen. Traten verdienstvolle Deutsche Gelehrte und Künstler mit den Producten ihres Fleißes auf, so wurden sie von Deutschlands Fürsten mit einem kalten Dank, höchstens mit einer Schaumünze, am gewöhnlichsten aber mit gar nichts belohnt, dahingegen man minder wichtige Werke dieser Art von Franzosen mit Bewunderung aufnahm, und mit ansehn-

lichen Geldsummen erwiederte; Französische Gaukler aber erhielten für ihre Possen Diamanten. Selbst geizige Fürsten waren hier verschwenderisch. Auch sogar bei den Heeren eines Volks, das seit Jahrtausenden ohne fremden Beistand zu siegen wußte, und allein von allen je vorhandenen großen Nationen der Erde nie überwunden ward, hatten die Franzosen sehr oft den Vorzug. Der Deutsche Pöbel, mit den Verdiensten der Französischen Nation unbekannt, nahm nur allein Rücksicht auf diese Vorliebe ihrer Herrscher, auf die von den übrigen abweichenden Sitten der Franzosen, und auf die allgemeinen Klagen aller Provinzen Deutschlands. Daraus entstand natürlich ein mit der größten Verachtung gepaarter Haß. Bei den aufgeklärten Deutschen aller Stände hingegen, nach dem Maaß, daß sie unterrichtet waren, fand man nichts von dieser Verachtung, vielmehr eine entschiedene Hochachtung für die hohe Cultur dieses großen Volks; desto tiefer aber fühlten diese den Schmerz, von den Franzosen so unverdient herabgewürdigt zu werden, und dies war mehr wie alles andre die Quelle ihres Hasses. So dachten in allen Kreisen Deutschlands hohe und niedrige Stände, nur eine Anzahl nachäffender Höflinge ausgenommen, obgleich sie selbst der Hauptgegenstand des Spottes Französischer Witzlinge waren. Diese Volksstimmung äußerte sich allenthalben, und erstickte oft alle andre Betrachtungen. Man sah ein merkwürdiges Beispiel davon selbst auf dem Schlachtfelde bei Roßbach. Ein Preußischer Reiter, in Begriff einen Französischen gefangen zu nehmen, erblickt in dem Augenblick, da er die Hand anlegen will, einen Oesterreichischen Cuirassier hinter sich mit dem Schwerdt über seinen Kopf. „Bruder „Deutscher!“ ruft ihm der Preuße zu, „laß mir den Fran„zosen.“ „Nimm ihn,“ antwortete der Oesterreicher, und eilte davon.

Unter allen menschlichen Handlungen ist keine ernsthafter als eine Schlacht, wo Menschen einander zu tausenden morden; und überdies haben alle civilisirte Völker längst den Grundsatz angenommen, selbst bei ihren Feinden, das Unglück im Kriege, vor welchem weder vortreffliche Heerführer, noch tapfre Krieger sichern, ohne Spott zu betrachten. Die Schlacht bei Roßbach aber wurde von Freunden und Feinden

wie eine lustige Farce betrachtet, und die Franzosen selbst waren hiebei nicht die letzten, nachdem die erste Betäubung vorüber war und die Hofleute ihre Verlegenheit, die Günstlinge ihre Schaam, und alle gute Bürger ihren Unwillen gezeigt hatten. Soubise, den man zu Versailles auf Kosten seiner Truppen rechtfertigen wollte, erhielt sogar vom König Ludwig ein Trostschreiben, dennoch wurde er öffentlich verspottet, und die Pariser Witzlinge hörten nicht auf, Epigramme und Gassenlieder auf ihn und seine Soldaten zu machen. Jedoch andre Vorfälle in dieser nach neuen Gegenständen dürstenden Hauptstadt Frankreichs verschafften dem gedemüthigten Feldherrn endlich wieder Luft. Man vergaß in Paris nach und nach die lächerliche Niederlage. In Deutschland aber blieb sie in frischem Andenken, und das Wort Roßbach tönte noch viele Jahre nachher, vom Baltischen Meere bis zu den Alpen, ohne Ansehn des Standes, allen Franzosen entgegen, die man beschimpfen wollte.

Die große Vorliebe Friedrichs gegen dieses Volk, die sich bei dieser Gelegenheit so auffallend zeigte, konnte den Spott nicht schwächen. Es waren einige hundert Französische Officiere gefangen worden; diesen wurde Berlin zum Aufenthalt angewiesen, wobei man ihnen gestattete nach Hofe zu kommen. Nur sehr wenige unter ihnen hatten den Hof von Versailles in der Nähe kennen lernen; die meisten befanden sich daher auf dem Königlichen Schlosse zu Berlin in einer ihnen völlig fremden Region. Hierzu kam die Idee eines Marquis de Brandenbourg, dem man nach dem Ausdruck der galanten Pariser die Ehre that, de faire une espece de guerre (eine Art von Krieg mit ihm zu führen). Dies verursachte, daß die Französischen Officiere Roßbach und ihre Gefangenschaft vergaßen, und sich so unanständig in der Residenz betrugen, daß man genöthigt war, sie bald von da fortzuschaffen. Sie wurden nach Magdeburg gebracht.

Würdige Männer dieser Nation wurden jedoch von den Preußen mit Auszeichnung behandelt. Friedrich selbst gab ein großes Beispiel davon; da er auf einem Durchmarsch durch Leipzig den schwer verwundeten Französischen General Cüstine besuchte, und ihm sein Mitleiden auf eine so rührende Art zu erkennen gab, daß der halb todte Cüstine sich

im Bett emporrichtend ausrief: „Ach Sire! Sie sind größer „als Alexander; er quälte seine Gefangenen, Sie aber gießen „Oel in ihre Wunden.“

Von den geschlagenen Französischen und Reichs-Truppen, von denen die Thüringer Bauern noch eine Menge Gefangener einbrachten, war auch keine Spur mehr in Sachsen und den angränzenden Provinzen zu sehen. Sie zerstörten alle Brücken, um nicht verfolgt zu werden, und zerstreuten sich dabei so außerordentlich, daß viele Haufen von ihnen nicht eher als am Rhein Halt machten. Sie glaubten immer den König hinter sich zu haben. Dieser aber wurde durch die glücklichen Fortschritte der Oesterreicher nach Schlesien gerufen, wohin er mit neunzehn durch so viele Schlachten geschwächten Bataillons und acht und zwanzig Schwadronen eilte. Er ließ zwar die Französische Armee unter dem Marschall Richelieu an den Gränzen seiner Staaten zurück; allein in der Hoffnung, den Französischen Operationen bald durch eine Armee Einhalt zu thun, die sich aus Hannoveranern und Hessen zu bilden begann.

Pitt nämlich, einer der außerordentlichsten Menschen, die je das Ruder eines mächtigen Staats führten, war jetzt ins Brittische Ministerium getreten, das er durch seinen alles umfassenden Geist, eben so wie das Unter-Parlament, ganz nach seinem Willen lenkte. Er hielt die Convention bei Kloster-Seeven für einen Schandfleck der Englischen Nation, der vernichtet werden müßte, und rieth dem Könige Georg, eine Brittische Armee nach Deutschland zu schicken, sich von Friedrich einen Heerführer auszubitten, und diesen Monarchen auch durch Subsidien zu unterstützen. Alles dies geschah. Die bisher zerstreuten Hannöverschen Truppen wurden zusammengezogen, und der, eine Zeitlang unschlüssig gewesene, Landgraf von Hessen endlich vermocht, seine 12,000 Hessen zu ihnen stoßen zu lassen, da die Franzosen ihm zu außerordentlichen Beschwerden Anlaß gaben.

Nun wurde die Convention von Kloster-Seeven, die nur zehn Wochen gedauert hatte, nämlich für nichtig erklärt. Zu den Hannoveranern und Hessen stießen auch Braunschweigische Truppen, und da die Reiterei mit dem Fußvolk in keinem rechten Verhältniß stand, noch einige Regimenter Preußi-

Preußischer Cavallerie. Friedrich konnte nur wenige Soldaten zu dieser Armee hergeben, allein er gab ihr einen Anführer, der ein ganzes Heer werth war. Dies war der Herzog Ferdinand von Braunschweig, einer von den außerordentlichen Menschen, die erhabene Talente, Größe des Geistes und Edelmuth des Herzens in einem seltenen Grade vereinigen, und das Menschengeschlecht verherrlichen. Er langte gegen Ende des Novembers in Stade an, und die Operationen der Alliirten nahmen gleich darauf ihren Anfang. Einige Französische Corps wurden sogleich zurückgetrieben, Lüneburg besetzt, und Harburg nach einer tapfern Gegenwehr erobert. Richelieu ward wüthend, und befahl die Stadt Zelle zu plündern und die Vorstädte in Brand zu stecken. Man flehte um Verschonung des Waisenhauses, umsonst! Es wurde mit in Asche verwandelt. Die Strenge der Jahreszeit nöthigte endlich beide Theile die Winterquartiere zu beziehn.

Friedrich war indessen nach Schlesien geeilt. Der Herzog von Bevern, der diese Provinz mit 50,000 Mann zu decken versuchte, war unvermögend gewesen, der ganzen Macht Oesterreichs zu widerstehn, die sich zur Eroberung dieses Landes vereinigt hatte. Ein Preußisches Corps, womit der General Winterfeld die Gemeinschaft zwischen Sachsen und Schlesien offen hielt, das unweit Görlitz in der Nähe der Bevernschen Armee postirt war, hatte im September nach einem sehr hitzigen Gefecht mit dem weit überlegenen Corps des Generals Nadasti seinen Posten verlassen, und sich zurückgezogen. Die Veranlassung dieses Gefechts war die Ankunft des Kaiserlichen Staats-Ministers, Grafen Kaunitz, bei der Oesterreichischen Haupt-Armee im Lager bei Außig, um mit den Feldherren, Prinz Carl von Lothringen und Daun, die fernern Operations-Plane zu entwerfen. Der General Nadasti, um dem Minister seine Thätigkeit zu zeigen, benutzte die Abwesenheit Winterfelds, der sich in das eine halbe Meile entfernte Bevernsche Lager begeben hatte, und griff dessen Corps mit sehr überlegener Macht an. Winterfeld eilte seinen Truppen zu Hülfe, die sich verzweifelt wehrten; die Preußen mußten aber endlich den Posten verlassen, und verloren 1200 Mann. Was diesen Unfall erhöhte, war die tödtliche Wunde des edeln Heerführers, der Friedrichs

größter Liebling, und ein Mann von seltenen Talenten war. Noch beim letzten Abschiede sprang der König vom Pferde, umarmte seinen geliebten Feldherrn und sagte: „Bald hätte „ich vergessen Ihm seine Instruction zu geben. Nur diese „weiß ich für Ihn: erhalte Er sich mir.“ Winterfeld besaß dabei ein edles Herz, womit er allen vornehmen Neidern trotzte, die ihm eine so ausgezeichnete Königliche Gunst nicht verzeihen konnten. Sein gekrönter Freund, das Heer, und die ganze Preußische Monarchie, alles trauerte um ihn, und betrachtete seinen Tod als einen National-Verlust. Er war es auch, besonders in dieser kritischen Lage. Denn Bevern verlor den Muth, vernachlässigte die zweckmäßigsten Läger zur Deckung Schlesiens, schwächte seine Armee um 15,000 Mann, womit er verschiedene Plätze besetzte, und nun zog er sich beständig zurück, mehr als einmal in Gefahr, vom Feinde mit großem Vortheil angegriffen zu werden. Er ging jedoch ohne Verlust über die Oder. Die Oesterreicher folgten diesen Preußen mit ihrer ganzen Macht auf dem Fuße durch Sachsen und Schlesien, und so ging es bis an die Thore von Breslau. In der Nähe dieser Stadt nahm der Preußische Feldherr sein Lager.

Der General Nadasti, zu dem jetzt Baiersche und Würtembergische Truppen in Theresiens Sold gestoßen waren, ging nun auf Schweidnitz los, weil die Kaiserlichen ohne den Besitz einer Festung an keine Winterquartiere in Schlesien denken konnten. Das durch kein Truppen-Corps bedeckte Schweidnitz zeigte überdies keine schwere Eroberung; auch nahm Nadasti diese Festung, die der Herzog von Bevern sich nicht zu entsetzen getraute, nach einer sechzehntägigen Belagerung, vermittelst eines auf fünf Schanzen zugleich gerichteten General-Sturms, ein, wobei zwei Redouten erobert wurden, und nun schritt der Commandant, General Seers, gleich zur Capitulation. Die Besatzung von 5841 Mann wurde nebst vier Generalen zu Kriegsgefangenen gemacht; dabei fiel eine große Menge von Bedürfnissen aller Art, Geschütz und Kriegsgeräthe, nebst einer Kriegskasse von 355,576 Gulden an baarem Gelde den Kaiserlichen in die Hände. Die Eroberung dieser Festung, die nun mit 8000 Mann besetzt wurde, erleichterte die Verbindung der Oester-

reicher in Böhmen, und nun stieß Radasti zu dem großen Heere bei Breslau.

Hier hatten sich die Preußen gelagert. Es schien den Oesterreichischen Feldherren rathsam, sie vor der Ankunft des Königs anzugreifen, der mit seiner siegreichen Armee im Anzuge war. Die Schlacht geschah den 22sten November. Das verschanzte Preußische Lager wurde wie eine Festung mit schwerer Artillerie beschossen, die man in Schweidnitz erbeutet hatte, und an fünf Orten zugleich angegriffen. Man focht von beiden Seiten mit großer Tapferkeit. Die Nacht brach ein. Das Schicksal des Tages war unentschieden. Der Herzog, der seit Winterfelds Tode große Unentschlossenheit gezeigt, und immer Fehler auf Fehler gehäuft hatte, war besonders jetzt voller Unruhe. Er verwarf den Rath eines nächtlichen Ueberfalls, so wahrscheinlich auch der glückliche Erfolg war; denn die Oesterreicher befanden sich in der größten Unordnung, der sie in der Nacht nicht abhelfen konnten; die Preußen aber, die wohl von Verlust, aber von keiner Niederlage etwas wußten, waren in Ordnung, und wünschten sehnlich, den Schlachtkampf zu erneuern. Bei dem ganz betäubten Herzog hingegen siegte, nicht die Feigherzigkeit, sondern die politische Furchtsamkeit. Er fürchtete mit der Morgenröthe neue Angriffe, für deren Erfolg er bei der großen Ueberlegenheit des Feindes besorgt war, ging daher in der Nacht durch Breslau, dessen Besatzung er verstärkte, und überließ dem Prinzen Carl von Lothringen, Ober-Heerführer der Oesterreicher, ganz unerwartet das Schlachtfeld. Das Heer dieser letztern war am Tage der Schlacht über 80,000 Mann stark, die Preußische Armee aber nur 25,000 Mann. Diese zählte 6200 an Todten und Verwundeten, die Oesterreicher 18,000. Von den Preußen waren 3600 gefangen worden, dabei hatten sie achtzig Kanonen verloren. Zwei Tage nachher wurde der Herzog von Bevern selbst beim Recognosciren gefangen. Er hatte keine Bedeckung bei sich, daher ein großer Verdacht auf ihm ruht, daß er sich dieses Schicksal freiwillig zugezogen, um der unmittelbaren Verantwortung wegen des Vorgefallenen zu entgehen.

Der General Kyau übernahm nun das Commando der Preußen, und führte die Reste der geschlagenen Armee dem

Könige entgegen. Die Folge dieses Rückzugs war die Einnahme von Breslau. Der Commandant, General Lestwitz, hielt jetzt alles für verloren, und betrachtete daher eine gute Capitulation als ein Glück. Die Stadt wurde also ganz ohne Vertheidigung übergeben, und der 3000 Mann starken Preußischen Besatzung ein freier Abzug gestattet; die meisten dieser Soldaten aber traten gleich in Kaiserliche Dienste. Friedrich war auf das Verhalten des Commandanten, der sich sonst als ein tapferer Befehlshaber gezeigt hatte, so übel zu sprechen, daß er ihn mit Festungsarrest bestrafte. Die Kaiserlichen machten hier eine ungeheure Beute an Proviant und Geschütz, vorzüglich aber an Munition; denn Zeughäuser und Magazine waren hier angefüllt bis zum Ueberfluß.

Schlesien schien nun für den König von Preußen so gut als verloren zu seyn. Nie, in allen Preußischen Feldzügen, hatte Oesterreichs Glück auf solcher Höhe gestanden. Die Kaiserlichen glaubten sich jetzt zu den größten Erwartungen berechtigt; sie hatten eine Schlacht gewonnen, zwei Festungen erobert, die Hauptstadt des streitigen Landes im Besitz, eine ungeheure Armee, um das Eroberte zu behaupten, und daher die besten Aussichten, den Krieg in kurzer Zeit nach Wunsch zu endigen. So war die Glückslage der Oesterreicher am Ende des Novembers. Der eingebrochene Winter schien allen ferneren Operationen der Preußen ein Ziel zu setzen, und man dachte schon ernstlich auf Winterquartiere, als sich die ganze Scene auf einmal zum Erstaunen von ganz Europa veränderte. Das Anrücken Friedrichs wurde von den Kaiserlichen als der letzte ohnmächtige Versuch eines Verzweiflungsvollen betrachtet, und seine kleine Armee von ihnen mit dem Namen der Berliner Wachtparade bezeichnet. Die Preußisch gesinnten Schlesier waren ganz ohne alle Hoffnung, und die Oesterreichisch gesinnten ohne alle Besorgniß.

Von dieser Volksmeinung gab der Fürst Schafgotsch, Bischof von Breslau, selbst ein auffallendes Beispiel. Friedrich hatte diesen Priester zum Fürsten erhoben, zum Bischof ernannt, und überhaupt mit Wohlthaten überhäuft. Er war in Potsdam sehr oft ein Gesellschafter des Monarchen gewesen, und hatte den schwarzen Adler-Orden erhalten, womit Friedrich von seinen ersten Regierungsjahren an bis an seinen

Tod nichts weniger als freigebig war. Alles dieses vergaß der Undankbare, der seinen Wohlthäter ganz für verloren hielt, und sich bei seinen Feinden einschmeicheln wollte. Die gemeinsten Regeln der Klugheit und Anständigkeit wurden dabei von ihm aus den Augen gesetzt. Er schimpfte auf den König, riß sich den Adler-Orden ab, und trat ihn mit Füßen; eine Handlung, welche die Kaiserlichen Generale selbst empörte, und ihm die verächtlichsten Verweise zuzog. Er flüchtete bald nachher nach den Böhmischen Gebirgen, um dort seine Schande zu verbergen. Nachher begab er sich nach Wien, wo ihm die Großen mit Verachtung begegneten, und Theresia sowohl als der Kaiser Franz, die seine Verfahrungsart höchst mißbilligten, ihm nicht einmal eine Audienz gestatteten. Auch in Rom, wo er wegen seiner freien Sitten längst verhaßt war, fand er weder Schutz noch Mitleiden, und so durchlebte er den traurigen Rest seiner Tage, bis er sie in Böhmen als ein Verbannter endigte.

Die Jesuiten betrugen sich klüger; sie schienen von Friedrichs Glück eine bessere Meinung zu haben; denn die in der Schlacht verwundeten Preußen fanden in ihnen thätige Freunde. Sie nahmen die Unglücklichen in ihr ungeheures Collegium auf, das Tausende fassen konnte, und pflegten sie mit Sorgfalt; eine Handlung, die die Politik erzeugte, hier aber unter der Larve der Menschenliebe ausgeübt wurde. Auch hatte diese Großmuth ihre Gränzen, und wurde daher von Friedrich wenig geachtet.

Es waren von den Eroberern schon viele Verordnungen zur Regierung des Landes bekannt gemacht worden. Gefangene Preußische Soldaten, die geborne Schlesier waren, hatte man frei nach Hause gehen lassen, und eine Menge Beamten hatten schon der Kaiserin Maria Theresia gehuldigt, als die nach dem Ausdruck der Oesterreicher sogenannte Berliner Wachtparade sich der Hauptstadt Schlesiens näherte.

Die immer zunehmende Kälte im Anfang des Decembers zeigte die schleunige Nothwendigkeit, in die Winterquartiere zu gehn. Ein andrer Feldherr, als der Sieger von Roßbach, hätte sich bei dieser rauhen Jahreszeit in Erwartung des künftigen Feldzuges begnügt, das rechte Ufer der Oder zu behaupten, Glogau zu beschützen, und Sachsen zu decken.

Friedrichs Entwürfe aber waren ganz anders. Er wollte durchaus ohne Verzug Schlesien befreien. In zwölf Tagen war er von Leipzig bis an die Oder marschirt, und hatte hier die geflohene Bevernsche Armee auf dem Marsch an sich gezogen. Man kam dem Feinde immer näher, der sich bei Breslau verschanzt hatte. Entschlossen ihn anzugreifen, wenn er auch auf dem Gipfel der höchsten Gebirge gelagert seyn sollte, rief der König nun die Generale und Staabs-Officiere zusammen, und hielt eine kurze, aber sehr nachdrückliche Rede. Er stellte ihnen seine unglückliche Lage vor, erinnerte sie an die Tapferkeit ihrer Vorfahren, an das Blut der gefallenen Krieger ihres Volks, das sie rächen müßten, und an den Ruhm des Preußischen Namens; dabei äußerte er sein festes Vertrauen auf ihren Muth, ihren Diensteifer, und ihre Vaterlandsliebe, da er den Feind jetzt angreifen, und ihm seine erhaltenen Vortheile wieder entreißen wollte. Durch diese feurige Rede flammte er den Geist seiner Krieger bis zum Enthusiasmus an; einigen stürzten die Thränen aus den Augen; alle wurden gerührt. Die vornehmsten Generale antworteten im Namen des heroischen Haufens, und versprachen dem König mit kurzen, aber viel bedeutenden Worten, zu siegen oder zu sterben. Diese Stimmung des Geistes verbreitete sich bald durch die ganze Preußische Armee; und da man nun überdies hörte, daß die Oesterreicher ihre höchst vortheilhafte Stellung, deren Angriff nur Verzweiflung rechtfertigen konnte, verlassen hätten, und den Preußen entgegen kämen, so hielten diese den Feind schon so gut als besiegt.

Dies Entgegenrücken wurde von den Oesterreichischen Feldherren in einem großen Kriegsrath beschlossen. Daun und Serbelloni hielten ein behutsames Verfahren, um die vielen wirklich erlangten Vortheile zu behaupten, jetzt für nöthiger als jemals. Die Sicherheit, die ein überaus festes Lager an der Seite einer reichlich versehenen Festung gegen eine sehr geschwächte darbende Armee gewährte, stand mit dem ungewissen Ausgang einer Schlacht im freien Felde in keinem Verhältniß. Es war kein Kampf erforderlich, das Erlangte wenigstens diesen Winter zu behaupten. Nichts nöthigte zu einer Schlacht. Der Stolz der andern Generale aber überstimmte diese Klugheit. Sie sagten: „Es ist unter

„der Würde unſrer ſiegreichen Waffen, ſtehn zu bleiben.“ Zu ihnen geſellten ſich die Schmeichler, die dem Prinzen von Lothringen vorſtellten, daß es nur von ihm abhinge, durch eine Schlacht, deren glücklicher Erfolg gar nicht bezweifelt werden könnte, den Krieg auf einmal zu endigen. Dieſe Meinung, die beſonders Lucheſi, einer der vornehmſten Generale, vertheidigte, behielt die Oberhand, und ſo groß war die Sicherheit des Prinzen und der andern erfahrnen Feldherren, daß man die Feldbäckerei nicht, wie gewöhnlich, im Rücken der Armee, ſondern vorwärts nach der Stadt Neumark verlegte, und ſie alſo dem König im eigentlichſten Verſtande entgegen ſchickte. Friedrich, der ſchon bei Parchwitz das kleine Corps des Kaiſerlichen Generals Gersdorf angegriffen und zerſtreut hatte, war bei ſeiner Ankunft in Neumark über dieſe Avantgarde von Bäckerei erſtaunt. Um keine Zeit zu verlieren, mußten die vorherziehenden Dragoner und Huſaren abſitzen, und die Stadt beſtürmen, deren man ſich auch bald bemächtigte, und 800 Gefangene machte, und nun rückte Friedrich vorwärts.

Es war am 5ten December, als bei dem Dorfe **Leuthen** dieſe Schlacht, die größte des vorigen Jahrhunderts, geliefert wurde. Alles war bei beiden Heeren verſchieden. Die von Friedrich angeführten Preußen waren 33,000, die Oeſterreicher unter Carl dem Lothringer 90,000 Mann ſtark. Die letztern voll Vertrauen auf ihre gewaltige Macht, auf ihr coloſſaliſches Bündniß, und auf den Beſitz des ſchon halb eroberten Schleſiens; die erſtern aber voll Zuverſicht auf ihre tactiſchen Künſte, und auf ihren großen Anführer. Bei der einen Armee, durch die Magazine in Breslau, und die ungehinderten Zufuhren aus Böhmen unterſtützt, herrſchte Ueberfluß; bei der andern war Mangel an vielen Bedürfniſſen. Die eine hatte lange Ruhe genoſſen, die andre hingegen war von angeſtrengten Märſchen in der rauhen Witterung abgemattet. Die Oeſterreicher waren an dieſem denkwürdigen Tage nur mit gewöhnlichem Kriegsmuth ausgerüſtet, die Preußen bis zur Begeiſterung geſtimmt.

So trafen beide Heere auf einander in einer meilenlangen Ebene, die Friedrich nicht beſſer hätte wünſchen können. Die Oeſterreicher, die jetzt zum erſtenmal das freie Feld zu

lichen Geldsummen erwiederte; Französische Gaukler aber erhielten für ihre Possen Diamanten. Selbst geizige Fürsten waren hier verschwenderisch. Auch sogar bei den Heeren eines Volks, das seit Jahrtausenden ohne fremden Beistand zu siegen wußte, und allein von allen je vorhandenen großen Nationen der Erde nie überwunden ward, hatten die Franzosen sehr oft den Vorzug. Der Deutsche Pöbel, mit den Verdiensten der Französischen Nation unbekannt, nahm nur allein Rücksicht auf diese Vorliebe ihrer Herrscher, auf die von den übrigen abweichenden Sitten der Franzosen, und auf die allgemeinen Klagen aller Provinzen Deutschlands. Daraus entstand natürlich ein mit der größten Verachtung gepaarter Haß. Bei den aufgeklärten Deutschen aller Stände hingegen, nach dem Maaß, daß sie unterrichtet waren, fand man nichts von dieser Verachtung, vielmehr eine entschiedene Hochachtung für die hohe Cultur dieses großen Volks; desto tiefer aber fühlten diese den Schmerz, von den Franzosen so unverdient herabgewürdigt zu werden, und dies war mehr wie alles andre die Quelle ihres Hasses. So dachten in allen Kreisen Deutschlands hohe und niedrige Stände, nur eine Anzahl nachäffender Höflinge ausgenommen, obgleich sie selbst der Hauptgegenstand des Spottes Französischer Witzlinge waren. Diese Volksstimmung äußerte sich allenthalben, und erstickte oft alle andre Betrachtungen. Man sah ein merkwürdiges Beispiel davon selbst auf dem Schlachtfelde bei Roßbach. Ein Preußischer Reiter, in Begriff einen Französischen gefangen zu nehmen, erblickt in dem Augenblick, da er die Hand anlegen will, einen Oesterreichischen Cuirassier hinter sich mit dem Schwerdt über seinen Kopf: „Bruder „Deutscher!“ ruft ihm der Preuße zu, „laß mir den Fran„zosen.“ „Nimm ihn,“ antwortete der Oesterreicher, und eilte davon.

Unter allen menschlichen Handlungen ist keine ernsthafter als eine Schlacht, wo Menschen einander zu tausenden morden; und überdies haben alle civilisirte Völker längst den Grundsatz angenommen, selbst bei ihren Feinden, das Unglück im Kriege, vor welchem weder vortrefliche Heerführer, noch tapfre Krieger sichern, ohne Spott zu betrachten. Die Schlacht bei Roßbach aber wurde von Freunden und Feinden

wie eine lustige Farce betrachtet, und die Franzosen selbst waren hiebei nicht die letzten, nachdem die erste Betäubung vorüber war und die Hofleute ihre Verlegenheit, die Günstlinge ihre Schaam, und alle gute Bürger ihren Unwillen gezeigt hatten. Soubise, den man zu Versailles auf Kosten seiner Truppen rechtfertigen wollte, erhielt sogar vom König Ludwig ein Trostschreiben, dennoch wurde er öffentlich verspottet, und die Pariser Witzlinge hörten nicht auf, Epigramme und Gassenlieder auf ihn und seine Soldaten zu machen. Jedoch andre Vorfälle in dieser nach neuen Gegenständen dürstenden Hauptstadt Frankreichs verschafften dem gedemüthigten Feldherrn endlich wieder Luft. Man vergaß in Paris nach und nach die lächerliche Niederlage. In Deutschland aber blieb sie in frischem Andenken, und das Wort Roßbach tönte noch viele Jahre nachher, vom Baltischen Meere bis zu den Alpen, ohne Ansehn des Standes, allen Franzosen entgegen, die man beschimpfen wollte.

Die große Vorliebe Friedrichs gegen dieses Volk, die sich bei dieser Gelegenheit so auffallend zeigte, konnte den Spott nicht schwächen. Es waren einige hundert Französische Officiere gefangen worden; diesen wurde Berlin zum Aufenthalt angewiesen, wobei man ihnen gestattete nach Hofe zu kommen. Nur sehr wenige unter ihnen hatten den Hof von Versailles in der Nähe kennen lernen; die meisten befanden sich daher auf dem Königlichen Schlosse zu Berlin in einer ihnen völlig fremden Region. Hierzu kam die Idee eines Marquis de Brandenbourg, dem man nach dem Ausdruck der galanten Pariser die Ehre that, de faire une espece de guerre (eine Art von Krieg mit ihm zu führen). Dies verursachte, daß die Französischen Officiere Roßbach und ihre Gefangenschaft vergaßen, und sich so unanständig in der Residenz betrugen, daß man genöthigt war, sie bald von da fortzuschaffen. Sie wurden nach Magdeburg gebracht.

Würdige Männer dieser Nation wurden jedoch von den Preußen mit Auszeichnung behandelt. Friedrich selbst gab ein großes Beispiel davon; da er auf einem Durchmarsch durch Leipzig den schwer verwundeten Französischen General Cüstine besuchte, und ihm sein Mitleiden auf eine so rührende Art zu erkennen gab, daß der halb todte Cüstine sich

im Bett emporrichtend ausrief: „Ach Sire! Sie sind größer „als Alexander; er quälte seine Gefangenen, Sie aber gießen „Oel in ihre Wunden.“

Von den geschlagenen Französischen und Reichs-Truppen, von denen die Thüringer Bauern noch eine Menge Gefangener einbrachten, war auch keine Spur mehr in Sachsen und den angränzenden Provinzen zu sehen. Sie zerstörten alle Brücken, um nicht verfolgt zu werden, und zerstreuten sich dabei so außerordentlich, daß viele Haufen von ihnen nicht eher als am Rhein Halt machten. Sie glaubten immer den König hinter sich zu haben. Dieser aber wurde durch die glücklichen Fortschritte der Oesterreicher nach Schlesien gerufen, wohin er mit neunzehn durch so viele Schlachten geschwächten Bataillons und acht und zwanzig Schwadronen eilte. Er ließ zwar die Französische Armee unter dem Marschall Richelieu an den Gränzen seiner Staaten zurück; allein in der Hoffnung, den Französischen Operationen bald durch eine Armee Einhalt zu thun, die sich aus Hannoveranern und Hessen zu bilden begann.

Pitt nämlich, einer der außerordentlichsten Menschen, die je das Ruder eines mächtigen Staats führten, war jetzt ins Brittische Ministerium getreten, das er durch seinen alles umfassenden Geist, eben so wie das Unter-Parlament, ganz nach seinem Willen lenkte. Er hielt die Convention bei Kloster-Seeven für einen Schandfleck der Englischen Nation, der vernichtet werden müßte, und rieth dem Könige Georg, eine Brittische Armee nach Deutschland zu schicken, sich von Friedrich einen Heerführer auszubitten, und diesen Monarchen auch durch Subsidien zu unterstützen. Alles dies geschah. Die bisher zerstreuten Hannöverschen Truppen wurden zusammengezogen, und der, eine Zeitlang unschlüssig gewesene, Landgraf von Hessen endlich vermocht, seine 12,000 Hessen zu ihnen stoßen zu lassen, da die Franzosen ihm zu außerordentlichen Beschwerden Anlaß gaben.

Nun wurde die Convention von Kloster-Seeven, die nur zehn Wochen gedauert hatte, nämlich für nichtig erklärt. Zu den Hannoveranern und Hessen stießen auch Braunschweigische Truppen, und da die Reiterei mit dem Fußvolk in keinem rechten Verhältniß stand, noch einige Regimenter Preußi-

Preußischer Cavallerie. Friedrich konnte nur wenige Soldaten zu dieser Armee hergeben, allein er gab ihr einen Anführer, der ein ganzes Heer werth war. Dies war der Herzog Ferdinand von Braunschweig, einer von den außerordentlichen Menschen, die erhabene Talente, Größe des Geistes und Edelmuth des Herzens in einem seltenen Grade vereinigen, und das Menschengeschlecht verherrlichen. Er langte gegen Ende des Novembers in Stade an, und die Operationen der Alliirten nahmen gleich darauf ihren Anfang. Einige Französische Corps wurden sogleich zurückgetrieben, Lüneburg besetzt, und Harburg nach einer tapfern Gegenwehr erobert. Richelieu ward wüthend, und befahl die Stadt Zelle zu plündern und die Vorstädte in Brand zu stecken. Man flehte um Verschonung des Waisenhauses, umsonst! Es wurde mit in Asche verwandelt. Die Strenge der Jahreszeit nöthigte endlich beide Theile die Winterquartiere zu beziehn.

Friedrich war indessen nach Schlesien geeilt. Der Herzog von Bevern, der diese Provinz mit 50,000 Mann zu decken versuchte, war unvermögend gewesen, der ganzen Macht Oesterreichs zu widerstehn, die sich zur Eroberung dieses Landes vereinigt hatte. Ein Preußisches Corps, womit der General Winterfeld die Gemeinschaft zwischen Sachsen und Schlesien offen hielt, das unweit Görlitz in der Nähe der Bevernschen Armee postirt war, hatte im September nach einem sehr hitzigen Gefecht mit dem weit überlegenen Corps des Generals Nadasti seinen Posten verlassen, und sich zurückgezogen. Die Veranlassung dieses Gefechts war die Ankunft des Kaiserlichen Staats-Ministers, Grafen Kaunitz, bei der Oesterreichischen Haupt-Armee im Lager bei Außig, um mit den Feldherren, Prinz Carl von Lothringen und Daun, die fernern Operations-Plane zu entwerfen. Der General Nadasti, um dem Minister seine Thätigkeit zu zeigen, benutzte die Abwesenheit Winterfelds, der sich in das eine halbe Meile entfernte Bevernsche Lager begeben hatte, und griff dessen Corps mit sehr überlegener Macht an. Winterfeld eilte seinen Truppen zu Hülfe, die sich verzweifelt wehrten; die Preußen mußten aber endlich den Posten verlassen, und verloren 1200 Mann. Was diesen Unfall erhöhte, war die tödtliche Wunde des edeln Heerführers, der Friedrichs

größter Liebling, und ein Mann von seltenen Talenten war. Noch beim letzten Abschiede sprang der König vom Pferde, umarmte seinen geliebten Feldherrn und sagte: „Bald hätte „ich vergessen Ihm seine Instruction zu geben. Nur diese „weiß ich für Ihn: erhalte Er sich mir.“ Winterfeld besaß dabei ein edles Herz, womit er allen vornehmen Neidern trotzte, die ihm eine so ausgezeichnete Königliche Gunst nicht verzeihen konnten. Sein gekrönter Freund, das Heer, und die ganze Preußische Monarchie, alles trauerte um ihn, und betrachtete seinen Tod als einen National-Verlust. Er war es auch, besonders in dieser kritischen Lage. Denn Bevern verlor den Muth, vernachlässigte die zweckmäßigsten Läger zur Deckung Schlesiens, schwächte seine Armee um 15,000 Mann, womit er verschiedene Plätze besetzte, und nun zog er sich beständig zurück, mehr als einmal in Gefahr, vom Feinde mit großem Vortheil angegriffen zu werden. Er ging jedoch ohne Verlust über die Oder. Die Oesterreicher folgten diesen Preußen mit ihrer ganzen Macht auf dem Fuße durch Sachsen und Schlesien, und so ging es bis an die Thore von Breslau. In der Nähe dieser Stadt nahm der Preußische Feldherr sein Lager.

Der General Nadasti, zu dem jetzt Baiersche und Würtembergische Truppen in Theresiens Sold gestoßen waren, ging nun auf Schweidnitz los, weil die Kaiserlichen ohne den Besitz einer Festung an keine Winterquartiere in Schlesien denken konnten. Das durch kein Truppen-Corps bedeckte Schweidnitz zeigte überdies keine schwere Eroberung; auch nahm Nadasti diese Festung, die der Herzog von Bevern sich nicht zu entsetzen getraute, nach einer sechzehntägigen Belagerung, vermittelst eines auf fünf Schanzen zugleich gerichteten General-Sturms, ein, wobei zwei Redouten erobert wurden, und nun schritt der Commandant, General Seers, gleich zur Capitulation. Die Besatzung von 5841 Mann wurde nebst vier Generalen zu Kriegsgefangenen gemacht; dabei fiel eine große Menge von Bedürfnissen aller Art, Geschütz und Kriegsgeräthe, nebst einer Kriegskasse von 355,576 Gulden an baarem Gelde den Kaiserlichen in die Hände. Die Eroberung dieser Festung, die nun mit 8000 Mann besetzt wurde, erleichterte die Verbindung der Oester-

reicher in Böhmen, und nun stieß Nadasti zu dem großen Heere bei Breslau.

Hier hatten sich die Preußen gelagert. Es schien den Oesterreichischen Feldherren rathsam, sie vor der Ankunft des Königs anzugreifen, der mit seiner siegreichen Armee im Anzuge war. Die Schlacht geschah den 22sten November. Das verschanzte Preußische Lager wurde wie eine Festung mit schwerer Artillerie beschossen, die man in Schweidnitz erbeutet hatte, und an fünf Orten zugleich angegriffen. Man focht von beiden Seiten mit großer Tapferkeit. Die Nacht brach ein. Das Schicksal des Tages war unentschieden. Der Herzog, der seit Winterfelds Tode große Unentschlossenheit gezeigt, und immer Fehler auf Fehler gehäuft hatte, war besonders jetzt voller Unruhe. Er verwarf den Rath eines nächtlichen Ueberfalls, so wahrscheinlich auch der glückliche Erfolg war; denn die Oesterreicher befanden sich in der größten Unordnung, der sie in der Nacht nicht abhelfen konnten; die Preußen aber, die wohl von Verlust, aber von keiner Niederlage etwas wußten, waren in Ordnung, und wünschten sehnlich, den Schlachtkampf zu erneuern. Bei dem ganz betäubten Herzog hingegen siegte, nicht die Feigherzigkeit, sondern die politische Furchtsamkeit. Er fürchtete mit der Morgenröthe neue Angriffe, für deren Erfolg er bei der großen Ueberlegenheit des Feindes besorgt war, ging daher in der Nacht durch Breslau, dessen Besatzung er verstärkte, und überließ dem Prinzen Carl von Lothringen, Ober-Heerführer der Oesterreicher, ganz unerwartet das Schlachtfeld. Das Heer dieser letztern war am Tage der Schlacht über 80,000 Mann stark, die Preußische Armee aber nur 25,000 Mann. Diese zählte 6200 an Todten und Verwundeten, die Oesterreicher 18,000. Von den Preußen waren 3600 gefangen worden, dabei hatten sie achtzig Kanonen verloren. Zwei Tage nachher wurde der Herzog von Bevern selbst beim Recognoseiren gefangen. Er hatte keine Bedeckung bei sich, daher ein großer Verdacht auf ihm ruht, daß er sich dieses Schicksal freiwillig zugezogen, um der unmittelbaren Verantwortung wegen des Vorgefallenen zu entgehen.

Der General Kyau übernahm nun das Commando der Preußen, und führte die Reste der geschlagenen Armee dem

Könige entgegen. Die Folge dieses Rückzugs war die Einnahme von Breslau. Der Commandant, General Lestwitz, hielt jetzt alles für verloren, und betrachtete daher eine gute Capitulation als ein Glück. Die Stadt wurde also ganz ohne Vertheidigung übergeben, und der 3000 Mann starken Preußischen Besatzung ein freier Abzug gestattet; die meisten dieser Soldaten aber traten gleich in Kaiserliche Dienste. Friedrich war auf das Verhalten des Commandanten, der sich sonst als ein tapferer Befehlshaber gezeigt hatte, so übel zu sprechen, daß er ihn mit Festungsarrest bestrafte. Die Kaiserlichen machten hier eine ungeheure Beute an Proviant und Geschütz, vorzüglich aber an Munition; denn Zeughäuser und Magazine waren hier angefüllt bis zum Ueberfluß.

Schlesien schien nun für den König von Preußen so gut als verloren zu seyn. Nie, in allen Preußischen Feldzügen, hatte Oesterreichs Glück auf solcher Höhe gestanden. Die Kaiserlichen glaubten sich jetzt zu den größten Erwartungen berechtigt; sie hatten eine Schlacht gewonnen, zwei Festungen erobert, die Hauptstadt des streitigen Landes im Besitz, eine ungeheure Armee, um das Erpberte zu behaupten, und daher die besten Aussichten, den Krieg in kurzer Zeit nach Wunsch zu endigen. So war die Glückslage der Oesterreicher am Ende des Novembers. Der eingebrochene Winter schien allen ferneren Operationen der Preußen ein Ziel zu setzen, und man dachte schon ernstlich auf Winterquartiere, als sich die ganze Scene auf einmal zum Erstaunen von ganz Europa veränderte. Das Anrücken Friedrichs wurde von den Kaiserlichen als der letzte ohnmächtige Versuch eines Verzweiflungsvollen betrachtet, und seine kleine Armee von ihnen mit dem Namen der Berliner Wachtparade bezeichnet. Die Preußisch gesinnten Schlesier waren ganz ohne alle Hoffnung, und die Oesterreichisch gesinnten ohne alle Besorgniß.

Von dieser Volksmeinung gab der Fürst Schafgotsch, Bischof von Breslau, selbst ein auffallendes Beispiel. Friedrich hatte diesen Priester zum Fürsten erhoben, zum Bischof ernannt, und überhaupt mit Wohlthaten überhäuft. Er war in Potsdam sehr oft ein Gesellschafter des Monarchen gewesen, und hatte den schwarzen Adler-Orden erhalten, womit Friedrich von seinen ersten Regierungsjahren an bis an seinen

Tod nichts weniger als freigebig war. Alles dieses vergaß der Undankbare, der seinen Wohlthäter ganz für verloren hielt, und sich bei seinen Feinden einschmeicheln wollte. Die gemeinsten Regeln der Klugheit und Anständigkeit wurden dabei von ihm aus den Augen gesetzt. Er schimpfte auf den König, riß sich den Adler-Orden ab, und trat ihn mit Füßen; eine Handlung, welche die Kaiserlichen Generale selbst empörte, und ihm die verächtlichsten Verweise zuzog. Er flüchtete bald nachher nach den Böhmischen Gebirgen, um dort seine Schande zu verbergen. Nachher begab er sich nach Wien, wo ihm die Großen mit Verachtung begegneten, und Theresia sowohl als der Kaiser Franz, die seine Verfahrungsart höchst mißbilligten, ihm nicht einmal eine Audienz gestatteten. Auch in Rom, wo er wegen seiner freien Sitten längst verhaßt war, fand er weder Schutz noch Mitleiden, und so durchlebte er den traurigen Rest seiner Tage, bis er sie in Böhmen als ein Verbannter endigte.

Die Jesuiten betrugen sich klüger; sie schienen von Friedrichs Glück eine bessere Meinung zu haben; denn die in der Schlacht verwundeten Preußen fanden in ihnen thätige Freunde. Sie nahmen die Unglücklichen in ihr ungeheures Collegium auf, das Tausende fassen konnte, und pflegten sie mit Sorgfalt; eine Handlung, die die Politik erzeugte, hier aber unter der Larve der Menschenliebe ausgeübt wurde. Auch hatte diese Großmuth ihre Gränzen, und wurde daher von Friedrich wenig geachtet.

Es waren von den Eroberern schon viele Verordnungen zur Regierung des Landes bekannt gemacht worden. Gefangene Preußische Soldaten, die geborne Schlesier waren, hatte man frei nach Hause gehen lassen, und eine Menge Beamten hatten schon der Kaiserin Maria Theresia gehuldigt, als die nach dem Ausdruck der Oesterreicher sogenannte Berliner Wachtparade sich der Hauptstadt Schlesiens näherte.

Die immer zunehmende Kälte im Anfang des Decembers zeigte die schleunige Nothwendigkeit, in die Winterquartiere zu gehn. Ein andrer Feldherr, als der Sieger von Roßbach, hätte sich bei dieser rauhen Jahreszeit in Erwartung des künftigen Feldzuges begnügt, das rechte Ufer der Oder zu behaupten, Glogau zu beschützen, und Sachsen zu decken.

Friedrichs Entwürfe aber waren ganz anders. Er wollte durchaus ohne Verzug Schlesien befreien. In zwölf Tagen war er von Leipzig bis an die Oder marschirt, und hatte hier die geflohene Bevernsche Armee auf dem Marsch an sich gezogen. Man kam dem Feinde immer näher, der sich bei Breslau verschanzt hatte. Entschlossen ihn anzugreifen, wenn er auch auf dem Gipfel der höchsten Gebirge gelagert seyn sollte, rief der König nun die Generale und Staabs-Officiere zusammen, und hielt eine kurze, aber sehr nachdrückliche Rede. Er stellte ihnen seine unglückliche Lage vor, erinnerte sie an die Tapferkeit ihrer Vorfahren, an das Blut der gefallenen Krieger ihres Volks, das sie rächen müßten, und an den Ruhm des Preußischen Namens; dabei äußerte er sein festes Vertrauen auf ihren Muth, ihren Diensteifer, und ihre Vaterlandsliebe, da er den Feind jetzt angreifen, und ihm seine erhaltenen Vortheile wieder entreißen wollte. Durch diese feurige Rede flammte er den Geist seiner Krieger bis zum Enthusiasmus an; einigen stürzten die Thränen aus den Augen; alle wurden gerührt. Die vornehmsten Generale antworteten im Namen des heroischen Haufens, und versprachen dem König mit kurzen, aber viel bedeutenden Worten, zu siegen oder zu sterben. Diese Stimmung des Geistes verbreitete sich bald durch die ganze Preußische Armee; und da man nun überdies hörte, daß die Oesterreicher ihre höchst vortheilhafte Stellung, deren Angriff nur Verzweiflung rechtfertigen konnte, verlassen hätten, und den Preußen entgegen kämen, so hielten diese den Feind schon so gut als besiegt.

Dies Entgegenrücken wurde von den Oesterreichischen Feldherren in einem großen Kriegsrath beschlossen. Daun und Serbelloni hielten ein behutsames Verfahren, um die vielen wirklich erlangten Vortheile zu behaupten, jetzt für nöthiger als jemals. Die Sicherheit, die ein überaus festes Lager an der Seite einer reichlich versehenen Festung gegen eine sehr geschwächte darbende Armee gewährte, stand mit dem ungewissen Ausgang einer Schlacht im freien Felde in keinem Verhältniß. Es war kein Kampf erforderlich, das Erlangte wenigstens diesen Winter zu behaupten. Nichts nöthigte zu einer Schlacht. Der Stolz der andern Generale aber überstimmte diese Klugheit. Sie sagten: „Es ist unter

„der Würde unsrer siegreichen Waffen, stehn zu bleiben.“ Zu ihnen gesellten sich die Schmeichler, die dem Prinzen von Lothringen vorstellten, daß es nur von ihm abhinge, durch eine Schlacht, deren glücklicher Erfolg gar nicht bezweifelt werden könnte, den Krieg auf einmal zu endigen. Diese Meinung, die besonders Lucheſi, einer der vornehmsten Generale, vertheidigte, behielt die Oberhand, und so groß war die Sicherheit des Prinzen und der andern erfahrnen Feldherren, daß man die Feldbäckerei nicht, wie gewöhnlich, im Rücken der Armee, sondern vorwärts nach der Stadt Neumark verlegte, und sie also dem König im eigentlichsten Verstande entgegen schickte. Friedrich, der schon bei Parchwitz das kleine Corps des Kaiserlichen Generals Gersdorf angegriffen und zerstreut hatte, war bei seiner Ankunft in Neumark über diese Avantgarde von Bäckerei erstaunt. Um keine Zeit zu verlieren, mußten die vorherziehenden Dragoner und Husaren absitzen, und die Stadt bestürmen, deren man sich auch bald bemächtigte, und 800 Gefangene machte, und nun rückte Friedrich vorwärts.

Es war am 5ten December, als bei dem Dorfe Leuthen diese Schlacht, die größte des vorigen Jahrhunderts, geliefert wurde. Alles war bei beiden Heeren verschieden. Die von Friedrich angeführten Preußen waren 33,000, die Oesterreicher unter Carl dem Lothringer 90,000 Mann stark. Die letztern voll Vertrauen auf ihre gewaltige Macht, auf ihr colossalisches Bündniß, und auf den Besitz des schon halb eroberten Schlesiens; die erstern aber voll Zuversicht auf ihre tactischen Künste, und auf ihren großen Anführer. Bei der einen Armee, durch die Magazine in Breslau, und die ungehinderten Zufuhren aus Böhmen unterstützt, herrschte Ueberfluß; bei der andern war Mangel an vielen Bedürfnissen. Die eine hatte lange Ruhe genossen, die andre hingegen war von angestrengten Märschen in der rauhen Witterung abgemattet. Die Oesterreicher waren an diesem denkwürdigen Tage nur mit gewöhnlichem Kriegsmuth ausgerüstet, die Preußen bis zur Begeisterung gestimmt.

So trafen beide Heere auf einander in einer meilenlangen Ebene, die Friedrich nicht besser hätte wünschen können. Die Oesterreicher, die jetzt zum erstenmal das freie Feld zu

einer Schlacht gewählt hatten, standen in unübersehbaren ungeheuren Linien, und konnten kaum ihren Sinnen trauen, als sie die kleine Armee der Preußen zum Angriff anrücken sahen. Nun aber zeigte sich das große Genie Friedrichs. Er wählte die schiefe Schlachtordnung, die den Griechen so manchen Sieg verschaffte, und vermittelst welcher Epaminondas die bis dahin fast unbezwingbaren Spartaner überwand; eine Stellung, die zu den Meisterwerken der Kriegskunst gehört, und auf dem Grundsatz beruht, einen großen Theil der gegenseitigen Truppen in Unthätigkeit zu erhalten, sie in Verlegenheit zu setzen, mehr Soldaten auf den Hauptpunkt des Angriffs zu bringen als der Feind, und dadurch gleichsam den Sieg zu erzwingen. Friedrich machte verstellte Bewegungen gegen den rechten Flügel des Feindes, während daß seine Absicht auf den linken gerichtet war. Er befahl einem Theil der Linie, ein besonderes Manöver zu machen, welches man nachher bei andern Truppen nachgeahmt hat. Die Art dieser Evolution ist, eine Linie in viele Haufen zu theilen, diese Haufen dicht auf einander zu schieben, und so die gedrängte Menschenmasse sich bewegen zu lassen. Friedrich erfand diese Stellungsart; sie war durch ihre sehr geschlossenen Glieder, durch ihre Tiefe, und durch die Art der Truppen-Bewegung, die nur auf großen Flächen geschehen kann, der Macedonischen Phalanx nicht unähnlich, die in sechszehn Gliedern marschirte und stritt, und viele Menschenalter lang für unüberwindlich gehalten wurde, bis das Schwerdt der Römischen Legionen sie vertilgte, und von ihr nichts als der Name übrig blieb. Dieser so gestellte Soldaten-Körper nimmt verhältnißweise nur einen sehr geringen Raum ein, und zeigt in der Ferne wegen der vermischten Uniformen und Fahnen einen höchst unordentlichen auf einander gehäuften Menschenklumpen. Allein es bedarf nur einen Wink des Heerführers, so entwickelt sich dieser lebendige Knaul in der größten Ordnung, und mit einer solchen Schnelligkeit, die einem reißenden Strome ähnlich ist.

So griff Friedrich den linken Flügel der Oesterreicher an, und zwar zu eben der Zeit, wo die mit den Preußischen Evolutionen unbekannten Kaiserlichen Feldherren die Bewegungen der Preußen für einen Rückzug ansahen, daher auch Daun

zum Prinzen von Lothringen sagte: „Sie marschiren fort; „wir wollen sie abziehn lassen.“ Mehrere Regimenter trugen sicherheitsvoll ihr kleines Feldgeräth, ihre Brodsäcke, ja selbst die mit ihren Habseligkeiten angefüllten Tornister hinter die Fronte, und legten sie in Haufen zusammen, um sich, nach ihrer Meinung, auf einige Stunden von einer unnützen Last zu befreien. Die Täuschung aber verschwand bald, und man sah mit Schrecken die kunstvolle Annäherung der Preußen, die beide feindliche Flügel zugleich bedroheten. Lucheſi, der auf dem rechten Flügel die Kaiserliche Cavallerie commandirte, uneingedenk seiner Prahlereien im Kriegsrath, verlor den Muth; er glaubte, daß hier der Hauptangriff geschehen würde, und bat dringend um Unterstützung. Daun wollte diese nicht vor der Zeit ertheilen, und erst nachdem Lucheſi sich von aller Verantwortung bei einem unglücklichen Ausgang der Schlacht lossagte, wurde ihm ein großer Theil Cavallerie vom linken Flügel in vollem Trabe zu Hülfe gesandt, und Daun selbst eilte mit dem Reserve-Corps dahin. Nadaſti, der erfahrenste Feldherr des Heeres, der den linken Flügel der Oesterreicher commandirte, war bald überzeugt, daß sein Flügel das Ziel des Preußischen Angriffs war, und daß die Bewegungen gegen den rechten nur militairische Fechterkünste wären. Mehr als zehn hinter einander abgeschickte Officiere mußten dem Prinzen Carl die augenscheinliche Gefahr melden. Carl befand sich in der größten Verlegenheit, da die Berichte von zwei seiner vornehmsten Feldherren einander gerade entgegengesetzt waren. Er entschied jedoch für Lucheſi, der bald seinen Tod auf dem Schlachtfelde fand, und Nadaſti wurde erst gehört, da es zu spät war.

Indessen geschah der Angriff der Preußen mit solcher Kriegswuth, daß alles auf dem linken Flügel über den Haufen geworfen wurde. Frische Regimenter kamen den geworfenen zu Hülfe, allein man ließ sie nicht einmal formiren; kaum zeigten sie sich, so wurden sie auch zurückgeschlagen. Ein Oesterreichisches Regiment fiel aufs andre, die Linie wurde auseinander gesprengt, und die Unordnung war unaussprechlich. Die Kaiserlichen Cuirassiere stellten sich in Schlachtordnung, allein eine Preußische Haupt-Batterie brachte sie bald auseinander, da denn die Preußische Cavallerie

auf sie fiel, und sie gänzlich aus dem Felde schlug. Viele tausend von den Kaiserlichen Truppen konnten zu keinem Schuß kommen, sie mußten mit dem Strom fort. Der stärkste Widerstand geschah in dem Dorfe Leuthen, das mit vielen Kaiserlichen Truppen und Artillerie besetzt war. Hiezu kamen große Haufen Flüchtlinge, die alle Häuser, alle Gärten, und alle Winkel des Orts anfüllten, und sich verzweifelt wehrten. Endlich aber mußten sie doch weichen. So erschrecklich aber auch die Unordnung bei der geschlagenen Armee war, so versuchten dennoch ihre besten Truppen noch einmal unter Begünstigung des Terrains Stand zu halten; allein die Preußische Artillerie schlug sie bald in die Flucht, und die Cavallerie, die auf allen Flügeln einhieb, machte immer Gefangene zu Tausenden. Das Dragoner-Regiment von Baireuth nahm auf einmal zwei ganze Infanterie-Regimenter mit allen Officieren, Fahnen und Kanonen gefangen. Die Oesterreichische Infanterie machte noch einen letzten Versuch, sich auf einer Anhöhe zu formiren; allein der Preußische General Wedel griff sie in der Flanke und im Rücken zugleich an, und nun hatte alle Vertheidigung ein Ende. Nur die einbrechende Nacht, und die guten Anstalten des Nadasti, der den Rückzug des linken Flügels deckte, und die Preußen abhielt, sich, ehe es dunkel wurde, der Brücken über das Schweidnitzer Wasser zu bemächtigen, rettete den Rest des Heeres vom gänzlichen Untergange. Bei Kollin war es nicht Kriegskunst noch Tapferkeit, sondern die eisenspeienden Maschinen auf unzugangbaren Höhen gestellt, die großentheils das Schicksal des Tages bestimmten; bei Leuthen aber entschied Tactik und Tapferkeit allein den Sieg. Man machte auf dem Schlachtfelde 21,500 Gefangene, worunter 307 Officiere waren, und eroberte 134 Kanonen nebst 59 Fahnen. Von den Oesterreichern waren 6500 todt oder verwundet, und 6000 Deserteure gingen nach der Schlacht zu den Siegern über. Der Preußische Verlust war 2660 Todte und Verwundete.

Zu der Geschichte dieses Tages gehören einige Züge, die die Stimmung der Preußen bezeichnen, und dem von allen Völkern und Zungen bewunderten Heldengeist der Griechen und Römer nichts nachgeben. Der Baiersche General, Graf

Krekt, damals Vol. ntär bei der Kaiserlichen Armee, stieß auf einen Preußischen Grenadier, dem beide Füße abgeschossen waren, der auf der Erde lag, und so in seinem Blute schwimmend ganz gelassen Tabak rauchte. Der erstaunte General rief ihm zu: „Kriegskamerad! wie ist es möglich, „daß ihr in eurem schrecklichen Zustande noch ruhig Tabak „rauchen könnt? Der Tod ist euch ja nahe.“ Der Grenadier nahm seine Pfeife aus dem Munde, und erwiederte kaltblütig: „Was ist daran gelegen! sterb ich doch für meinen „König!“ Einem andern Preußischen Grenadier wurde beim Aufmarsch ein Bein abgeschossen. Er rafft sich von der Erde auf, stützt sich auf sein Gewehr wie auf eine Krücke, und so schleppt er sich zu einem Standplatz, wo die Colonnen vorbei mußten, von wo er mit lauter Stimme den Soldaten zurief: „Brüder! fechtet wie brave Preußen! Siegt, oder „sterbt für euren König!“

Die unmittelbare Folge dieser Schlacht war die Belagerung von Breslau, das, von der geschlagenen Armee stark besetzt, jetzt seinem Schicksal überlassen wurde. Man errichtete hier Galgen für diejenigen, die von Uebergabe sprechen würden; allein dieser überspannte Muth verlor sich bald; denn in vierzehn Tagen ging auch diese Stadt über, da die Preußen schon alle Anstalten zum Sturm gemacht hatten, und die Besatzung von dreizehn Generalen, 700 Officieren, und 18,000 Mann mußte das Gewehr strecken. Hier wurden ein ansehnliches Magazin, und außer der zur Festung gehörigen Preußischen Artillerie noch 81 in die Stadt gebrachte Oesterreichische Kanonen und Mörser, ferner eine Menge Proviant-Wagen, 1024 Proviant-Pferde, und eine Kriegskasse von 144,000 Gulden erbeutet. Die Generale Ziethen und Fouquet, die die Feinde bis in Böhmen verfolgten, hatten außerdem noch 2000 Gefangene gemacht, und über 3000 Wagen erbeutet, so daß die Oesterreicher in dem so kurzen Zeitraum von zwei Wochen an 60,000 Mann verloren, und die Reste ihrer kurz zuvor ungeheuren Armee nur ein Corps Flüchtlinge darstellten, die ohne Kanonen, Fahnen und Bagage, von Mangel gedrückt, und von Kälte erstarrt, über die Böhmischen Gebirge nach Hause zogen. Als man sie hier sammelte, fand man nur 17,000 Mann.

Das größte Kriegstalent des Königs von Preußen war, begangene Fehler wieder gut zu machen, und erlangte Vortheile aufs möglichste zu benutzen. Die Eroberung des fast verlornen Schlesiens, und mehr als 40,000 Mann Kriegsgefangene, würden daher dem rastlosen Feldherrn noch nicht genüget haben, wenn nicht der so weit vorgerückte Winter und der tiefe Schnee seinen fernern Unternehmungen durchaus ein Ziel gesetzt hätten; selbst die Belagerung von Schweidnitz mußte bis zum Frühling verschoben werden. Indessen wurde diese Festung doch blokirt. Die letzte Operation in diesem Feldzug war die Wiedereroberung von Liegnitz, einer der größten und schönsten Städte Schlesiens, die die Oesterreicher befestigt hatten, und die Preußen jetzt blokirten. Eine förmliche Belagerung auf dem heeisten Boden vorzunehmen, zeigte überaus große Schwierigkeiten; hiezu kam, daß die Preußischen Truppen Ruhe und Erholung höchst nöthig hatten. Die 3500 Mann starke Besatzung erhielt daher einen freien Abzug; allein ein großes Magazin von Proviant, eine Anzahl Kanonen, und eine Menge Munition mußten sie den Preußen überlassen, die sogleich die aufgeführten Werke demolirten, und dadurch die Stadt in ihren vorigen Stand setzten. Die Uebergabe geschah den 29sten December, und krönte also in den letzten Tagen des Jahres diesen so thatenvollen Feldzug.

Friedrich hatte nun die Zufriedenheit, fast alle seine Staaten wieder von den Feinden geräumt zu sehn. Die Oesterreicher eilten nach den Kaiserlichen Erbländern, um sich von ihrer schrecklichen Niederlage zu erholen; die Russen hatten Preußen verlassen; die Franzosen waren von den Brandenburgischen Gränzen entfernt, und nur allein im Besitz einiger entlegenen Westphälischen Provinzen; die Reichstruppen waren nach Hause geschickt, und die Schweden durch den General Lehwald aus Preußisch-Pommern vertrieben worden; dabei war sogar Schwedisch-Pommern selbst in den Händen der Preußen, die nun auch Mecklenburg in Besitz nahmen, und in Sachsen ruhig Winterquartiere machten.

So endigte sich ein Feldzug, der in der ganzen Weltgeschichte ohne Beispiel ist. In diesem einzigen Jahre wurden, ohne die Menge wichtiger Gefechte, Kanonaden und Schar-

mittel zu rechnen, sieben Hauptschlachten geliefert, und zahlreiche Treffen gefochten, von denen viele in den vorigen Jahrhunderten als Schlachten betrachtet worden wären. Große Feldherren, wie Friedrich, Ferdinand, hatten hier in sehr verschiedenen Gegenden zugleich den Schauplatz des Krieges betreten, und alle Krieger künftiger Zeitalter durch Thaten belehrt. Andre: Heinrich, der Erbprinz von Braunschweig, Laudon, hatten hier die Keime ihrer erhabenen Talente entwickelt; noch andre, obgleich minder groß, dennoch in jeder andern Periode allein fähig, den kriegerischen Ruhm eines Volks bei der Nachwelt zu gründen: Seydlitz, Keith, Fouquet, Etrées, Nadasti, Haddick, Romanzow, Wunsch, Ziethen, Werner, und mehrere berühmte Befehlshaber der verschiedenen Heere hatten hier zuerst Gelegenheit gehabt, ihre zum Theil außerordentlichen Fähigkeiten zu zeigen. Drei andre Feldherren, jeder durch erkämpfte Tropheen ausgezeichnet, und in den Kriegs-Jahrbüchern unvergeßlich: Schwerin, Brown und Winterfeld, waren in diesem ewig denkwürdigen Feldzuge gefallen, und hatten durch ihr edles Blut ihre Thaten besiegelt.

Die Britten hatten bisher nichts von einem Landkrieg hören wollen; allein das für Britanniens Sache verheerte Hannover, und die Thaten Friedrichs, die nirgend mehr als von diesem großmüthigen Volke gewürdigt wurden, veränderten ganz dessen vorige Gesinnungen. Der König von Preußen wurde der Abgott der Engländer; sie feierten seinen Geburtstag in London und in den Provinzen, so wie die Geburtstage ihrer eignen beliebtesten Könige; das Parlament bewilligte ihm jährlich 670,000 Pfund Sterling Subsidien; man beschloß, Englische Truppen nach Deutschland zu schikken, und der große Pitt, der jetzt als Minister das Staatsruder in die Hände nahm, und durch die Macht seines Genie's das Brittische Reich als Dictator beherrschte, setzte nun den Grundsatz fest, daß Amerika in Deutschland erobert werden müßte.

Viertes Buch.

(1758.)

Nachdem beide kriegführende Theile neue Entwürfe gemacht und neue Kräfte gesammelt hatten, wurde der Feldzug vom Jahre 1758 eröffnet. Die Russen waren die ersten auf der Kriegsbühne. Fermor erhielt jetzt das Commando und gemessene Befehle, Preußen zu besetzen, welches auch noch mitten im Winter geschah. Friedrich, der an dem weitern Vorrücken dieser Feinde jetzt nicht zweifelte, und dessen durch so viele Schlachten zusammengeschmolzene Armeen wieder im besten Stande und mit allen Bedürfnissen im Ueberfluß versehen waren, wünschte, ehe er sich gegen die Russen wandte, etwas Entscheidendes gegen die Oesterreicher auszuführen, und richtete deshalb sein Augenmerk auf Mähren, obwohl die Schwierigkeiten eines Feldzugs in diesem Lande weit größer waren. Er machte jedoch den Anfang seiner Operationen mit der Belagerung von Schweidnitz, die er selbst mit der Haupt-Armee deckte. Die Oesterreichische Besatzung dieser Festung, die man den ganzen Winter blokirt gehalten, war bis auf 5200 Mann geschmolzen. Die Laufgräben wurden nun in den ersten Tagen des Aprils bei einer noch sehr rauhen Witterung eröffnet. Das Belagerungs-Corps, das der General Treskow commandirte, war nur 6000 Mann Infanterie, und 4000 Mann Cavallerie stark, die wirkliche Dienste thun konnten. Diese geringe Anzahl Soldaten erschwerte die Unternehmung außerordentlich, dennoch ging der Sturm vor sich, mit geringem Verlust, und dem besten Erfolg. Man erstieg die vornehmsten Forts, und nun wurde die Festung nach einer sechszehntägigen Vertheidigung den Preußen überlassen, wobei sich die Oesterreichische Besatzung zu Kriegsgefangenen ergab.

Nun kam die Reihe belagert zu werden an Olmütz. Diese Festung war mit einer Besatzung von 8000 Mann und mit allen Bedürfnissen versehen, um eine Belagerung lange auszuhalten; hiezu kam ein Commandant, der General Marschall, ein Mann von Erfahrung, von Muth und Entschlossenheit. Man mußte also eine tapfere Gegenwehr erwarten.

Die vielen Schwierigkeiten, die mit einem Einfall in Mähren verbunden waren, wurden noch dadurch vermehrt, daß die nächsten Preußischen Magazine achtzehn Meilen von Olmütz entfernt waren; dennoch wurden alle Hindernisse überstiegen. Der König machte Miene nach Böhmen zu gehn, täuschte aber den Feind, und drang in Mähren ein. Die feindlichen Corps, welche die Unternehmung hemmen wollten, wurden zurückgeschlagen, die besten Stellungen von den Preußen genommen, und die Belagerung förmlich angefangen. Der Commandant machte die wirksamsten Vorkehrungen zur Vertheidigung, verbesserte in der Geschwindigkeit die Festungswerke, vermehrte seinen Proviant, schaffte die unnützen Einwohner aus der Stadt, und ließ die Vorstädte niederreißen. Feldmarschall Keith commandirte das Belagerungs-Corps. Gleich die ersten Maaßregeln der Belagerer aber deuteten auf einen unglücklichen Erfolg. Der Ingenieur-Oberst Balby, ein Franzose, der, wie bei Schweidnitz, so auch hier die Belagerung anordnete, machte dabei die außerordentlichsten Fehler, wodurch alles in die Länge gezogen wurde. Der erste Laufgraben der Belagerer war 1500 Schritt von der Festung, eine Entfernung, die alles Schießen unnütz machte. Man rückte nach und nach näher, trotz der Ausfälle und des heftigen Feuers der Belagerten, und beschoß die Stadt aus achtzig Stücken Geschütz. Daun kam indessen an, und da die Preußen wegen des Flusses Morava die Festung nicht völlig einschließen konnten, so fand der Oesterreichische Feldherr Mittel, noch 1200 Mann hinein zu werfen. Der König hatte die Ankunft dieses Heeres so bald noch nicht erwartet, daher er bei dessen Anblick voll Verwunderung ausrief: „Da sind ja die Oesterreicher! Sie „lernen marschiren.“

Die Erfordernisse, eine Belagerung anzufangen und fortzusetzen, sind nach der heutigen Kriegskunst außerordentlich; bei der gegenwärtigen bedurfte man täglich bloß zu Pulver und Kugeln die Ladung von mehr als vierhundert Wagen. Die Zufuhr des Proviants und andrer Bedürfnisse für die Preußen wurde auch beständig in kleinern und größern Transporten fortgesetzt. Sie kamen fast alle glücklich an; allein die Belagerung erforderte weit mehr; besonders war bald an

Munition Mangel, die man wegen der fehlerhaften entfernten Laufgräben so unnütz verschwendet hatte; daher beruhete alles auf einem großen Transport von mehr als 3000 mit Munition und Proviant beladenen Wagen, der aus Schlesien über Troppau erwartet wurde. Die Ankunft desselben zu verhindern war Dauns Haupt-Augenmerk, da er Olmütz retten wollte, ohne mit dem König zu schlagen; wozu er vermöge seines vorsichtigen Characters sehr selten geneigt war, und daher auch durch gut gewählte Stellungen sich gegen jeden Angriff gesichert hatte. Er benutzte die Stärke seiner Armee, verschiedene Corps auszuschicken, und die Landstraßen und Gegenden wohl zu besetzen, wo der Transport durchkommen mußte. Es stelen große Scharmützel vor; das Glück trat bald auf diese, bald auf jene Seite, allein in der Hauptsache wurde dadurch nichts geändert.

Friedrich wandte alles an, was ihm seine Lage als Belagerer, und die Schwäche seines Heers nur erlaubte, um den so entscheidenden Transport glücklich in die Hände zu bekommen. Der Oberst Mosel, ein erfahrner Officier, commandirte die Bedeckung desselben. Sein Corps war 9000 Mann stark, und mit diesem trat er den Marsch an, der aber wegen des erstaunlichen Trains (Fuhrwesens) sehr langsam und beschwerlich war. Ueberdies waren die Wege, die zur Preußischen Armee führten, wegen der beständigen Zufuhr und des eingefallenen Regenwetters so sehr verdorben, daß die Fuhrwerke alle Augenblicke stecken blieben, und der Zug dadurch aufgehalten und getrennt wurde. Mosel mußte daher von Zeit zu Zeit Halt machen; dennoch blieb ein Drittel des ganzen Zuges zurück. Er konnte auf diesen nicht warten, sondern setzte unter beständigen Angriffen seinen Marsch fort, der durch Hohlwege und bei feindlichen Batterien vorbei ging. Hier erwartete Laudon den Transport. Seine Kroaten, in einem Walde postirt, griffen die Preußen mit großer Hitze an; diese aber drangen in den Wald, schlugen den Feind zurück, und machten noch dazu einige hundert Gefangene.

Indessen war während dieses Gefechts der Zug selbst in die größte Verwirrung gerathen. Die Bauern, welche die Wagen führten, geriethen gleich bei den ersten Kanonenschüssen in ein solches Schrecken, daß sie alles zurückließen,

und

und sich zerstreuten. Viele machten ihre Vorspann-Pferde los, und eilten davon. Ein großer Theil derselben kam nicht mehr zum Vorschein, sondern floh geradezu nach Hause; ja viele Wagen kehrten ohne weiteres Bedenken um, und fuhren nach Troppau zurück. Mosel half dieser greulichen Unordnung ab, so gut es ihm möglich war, und setzte seinen Marsch fort. Der König schickte ihm den General Ziethen entgegen, der sich auch glücklich mit ihm vereinigte; allein es waren nicht mehr die Hälfte der Wagen vorhanden, und von diesen konnten viele nicht fort, aus Mangel an Knechten, die zerstreut waren. Ein neuer Halt war durchaus nöthig. Diese kostbare Zeit benutzten die Oesterreicher, um 25,000 Mann auserlesener Truppen in die Gebüsche bei Domstädtel zu postiren. Die drei ausgezeichneten Befehlshaber, Laudon, Janus und Ziskowitz, waren ihre Anführer. Kaum hatte der Zug diese Gebirgspässe erreicht, so wurde er von allen Seiten angegriffen. Man feuerte mit Kanonen auf die Wagenburg, schoß die Pferde todt, sprengte die Pulverwagen in die Luft, und setzte alles in die schrecklichste Verwirrung. Die Preußen verloren jedoch den Muth nicht, sondern wehrten sich zwei Stunden lang in der allernachtheiligsten Lage. Sie waren in einzelnen Haufen, und überdies zu sehr zerstreut, um die ungeheure Wagenlinie zu decken; der Feind aber konnte sich nach Gefallen zusammenziehn, und griff daher in ganzen Colonnen an. Durch dieses Mittel wurden die Preußen endlich überwältigt, und der ganze Transport auseinander gesprengt. Ziethen wurde mit einem Theil der Bedeckung abgeschnitten, und war gezwungen, sich unter beständigem Fechten nach Troppau zurückzuziehn. Der General Krokow sammelte nun die übrigen Truppen, und 250 Wagen, mit denen er glücklich ins Königliche Lager eintraf. Unter diesen befanden sich sieben und dreißig Wagen mit Gelde beladen, wovon kein einziger eine Beute der Feinde wurde.

Alle Tapferkeit von Seiten der Preußen war bei einem so ungleichen Gefecht fruchtlos gewesen; denn es war nicht schwer, einen Transport zu zerstreuen, der eine Wagenlinie von drei bis vier Deutschen Meilen formirte, und wo die Truppen durch ungeheure Zwischenräume von einander abge-

sondert waren. In dieser Lage thaten die Preußen alles, was man nur von den tapfersten Kriegern erwarten konnte. Es waren bei dem Transport eine Menge Rekruten, Jünglinge von achtzehn bis zwanzig Jahren, aus den Regiments-Cantons in der Mark und Pommern ausgehoben, die nie einen Feind gesehn hatten, und hier wie Römer fochten. Von 900 derselben wurden nur 65 gefangen, und einige verwundet, die übrigen deckten mit ihren Körpern die Wahlstatt.

Die unmittelbare Folge dieses Verlustes war das Ende der Belagerung von Olmütz, die nie hätte unternommen werden sollen; denn, abgesehen davon, daß die Preußen damals überhaupt in Belagerungen nicht glänzten, und Friedrich diese Gattung der Kriegs-Operationen nicht sehr liebte, war selbst bei dem glücklichsten Erfolg wegen des Anzuges der Russen eine Behauptung dieser Festung unmöglich, und der Verlust der darin gelassenen Besatzung nach Entfernung der Preußischen Armee ganz unvermeidlich. Der verlorene Transport wurde daher auch von den Preußen wenig beklagt, da jedermann die Aufhebung der Belagerung wünschte. Dies führte der Feldmarschall Keith mit der größten Klugheit und Behutsamkeit aus, so daß er ungehindert alles Geschütz, alle Wagen mit Lebensmitteln, ja selbst die Kranken fortschaffte; nur dreißig der schwächsten wurden, der Großmuth des Feindes überlassen. Auch zwei Mörser und eine unbrauchbare Kanone blieben zurück, gleichsam zum Andenken, daß Olmütz belagert worden war. Friedrich machte abermals seinen Generalen durch eine Rede seine mißliche Lage bekannt, und das große Vertrauen, das er auf die Tapferkeit seiner Truppen setzte, von denen er hoffte, daß sie den Feind zurückschlagen würden, selbst wenn er auf die höchsten Berge postirt, und in Batterien vergraben seyn sollte. Dann wollte dem König den Rückzug versperren, der wegen der Menge Geschütz, wegen der unwegsamen steilen Gebirge, der Hohlwege, und der vortheilhaften Stellungen des sehr überlegenen Feindes, ganz unübersteigliche Schwierigkeiten zeigte. Es war nicht denkbar, daß auf einem solchen Wege eine mit Belagerungs-Geschütz, Pontons, und 4000 Wagen beladene Armee fortkommen könnte. Dann besetzte alle Päße, die aus Mähren nach Schlesien führten, und glaubte die Preußen

schon alle gefangen zu haben; allein Friedrich, der immer Cäsar beim Einmarsch, und Fabius beim Rückmarsch war, wandte sich plötzlich, nahm seinen Marsch nicht nach Schlesien, sondern nach Böhmen, vertheilte seine Armee in verschiedene Corps, lebte allenthalben auf Kosten des Feindes, und so kam er nach Uebersteigung der größten Hindernisse in den schreckhaften Gebirgen, und nach vielen lebhaften Scharmützeln, über Glatz nach Schlesien. Laudon besonders hatte ihn unaufhörlich verfolgt; allein dieser Feldherr, durch seine Hitze verleitet, fiel eines Tages bei Königsgrätz in einen Preußischen Hinterhalt, wobei er viele Leute verlor. Keith deckte die Belagerungs-Artillerie, und die 4000 Wagen. Auch dieser ungeheure Zug passirte glücklich die hohen Gebirge und eine Kette von Hohlwegen, ungeachtet der verfolgenden Feinde. Nichts ging verloren, auch nicht ein einziger Wagen. Diese Kriegshandlung, vielleicht die einzige ihrer Art, war allen Nationen unbegreiflich; die Oesterreicher besonders setzten ihrem Mißvergnügen über Daun keine Gränzen; nur allein der angenehme Gedanke: Mähren und Böhmen sind befreit, und der Feind ist weit entfernt! beruhigte endlich die Gemüther.

Der Offensiv-Krieg gegen die Oesterreicher hatte für jetzt ein Ende; denn die nun im Mittelpunkt von Friedrichs Staaten eingedrungenen Russen erforderten die schleunigsten Maaßregeln, sie zurück zu treiben. Sie waren bereits im Januar unter des Generals Fermor Anführung nach Preußen zurückgekehrt, und da sie das Königreich ganz leer an Truppen fanden, so hatten sie es jetzt ohne Schwerdtschlag in Besitz genommen.

Fermor hielt einen triumphirenden Einzug in Königsberg. Es wurde, so wie an einem Freudenfeste, mit allen Glocken geläutet, und Trompeten und Pauken ließen sich von den Kirchthürmen den ganzen Tag hören. Die betäubten Einwohner, denen die vorjährigen Russischen Greuel noch in frischem Andenken waren, fleheten nun um den Schutz der Kaiserin. Die Antwort des Feldherrn ist merkwürdig. Er sagte: Es ist ein Glück für Sie, meine Herren, daß meine allergnädigste Monarchin dies Königreich in Besitz genommen hat. Es kann Ihnen unter Ihrem sanften

783327A

„Scepter nicht anders als glücklich ergehen, und ich werde „mich bemühen, alle hiesigen Verfassungen, die ich vollkom„men und unverbesserlich finde, in ihrem Gange zu erhalten.“ Er fertigte sofort einen Courier mit den Schlüsseln der Stadt nach Petersburg ab, und gab dem Adel Audienz; hierauf folgten prächtige Gastmähler. Von nun an betrachteten die Russen das Königreich Preußen als ihr Eigenthum, das sie im Frieden zu behalten hofften, und man muß gestehn, daß sie es den übrigen Krieg hindurch mit einer beispielwürdigen Schonung behandelten. Es wurde sogar im ganzen Königreich von den Kanzeln abgekündigt, daß, wer über die Russischen Soldaten nur irgend eine Klage zu führen hätte, solche bei der Kriegs-Kanzlei in Königsberg anbringen sollte, wo die schleunigste Genugthuung erfolgen würde.

Die Glieder von allen Königlichen Collegien mußten nun in der Schloßkirche einen Eid schwören, daß sie nichts wider das Interesse der Kaiserin von Rußland, weder öffentlich, noch heimlich vornehmen wollten. Den Kranken wurde der Eid in ihren Wohnungen abgenommen. Das Consistorium erhielt Befehl, für die Kaiserin in den Kirchen beten zu lassen, und selbst das Formular des Gebets wurde dazu gegeben. Endlich mußte der Adel sowohl als die Bürgerschaft auch den Eid in dazu bestimmten Kirchen leisten. Russische Officiere führten sie dahin, und präsidirten bei der Ceremonie. Man machte die Russischen Staatsfeste bekannt, die durch Gottesdienst und Unterlassung der Arbeit gefeiert werden sollten; dabei wurden aber auch alle Verfügungen getroffen, um das Commerz, die Posten, und andre gemeinnützige Gegenstände ungestört zu lassen. Diese Huldigung, die keine bloße Besitznehmung, sondern eine förmliche Eroberung bezeichnete, beleidigte den König, daher der Magistrat von Dresden, so wie der von Pirna, von Freiberg und von andern Städten ihm nun auch den Huldigungs-Eid schwören mußten.

Die Russen erbeuteten in Königsberg und Pillau acht und achtzig eiserne Kanonen, nebst einer beträchtlichen Anzahl Kugeln und Bomben, desgleichen einige hundert Fässer Pulver. Nie wurde ein Königreich leichter erobert als jetzt

Preußen, aber auch nie betrugen sich barbarische Krieger im Taumel ihres Glücks mit mehr Mäßigung. Der Wiener Hof, um diese mühlose Eroberung zu belohnen, ernannte Fermor zum Reichsgrafen, und die Russische Monarchie bestätigte alle seine Verfügungen.

Die Einwohner von Preußen schienen bei dieser unerwarteten Schonung ihren König zu vergessen, und schmiegten sich ruhig unter das Joch seiner Feinde. In Königsberg besonders that man mehr, als erforderlich war. Am 21sten Februar, als dem Geburtstage des Großfürsten Peter, wurde die Stadt erleuchtet, ein Feuerwerk abgebrannt, und die Universität hat um Erlaubniß, im öffentlichen Hörsaal eine Rede auf diesen Russischen Thronerben zu halten. Dergleichen Erleuchtungen, auf Kosten der Königsberger, mit Ehrengerüsten und andern Schaugepränge verbunden, wurden von nun an bei den Russischen Staatsfesten hier gewöhnlich, und obgleich politische Rücksicht und Befehle weit mehr Antheil daran hatten, als der gute Wille, so konnte Friedrich doch dies Betragen nicht vergessen, und nie in seinem ganzen übrigen Leben betrat er sein Königreich Preußen wieder. Alles ging jetzt ruhig. Die Verwaltung aller Zweige der Staatswirthschaft und der Landesregierung wurde unverändert fortgesetzt. Die Einkünfte fielen den Eroberern zu; jedoch wußten die Häupter der Collegien eben so wie in Sachsen Mittel zu finden, ihrem Monarchen von ihrer Treue und ihrem Diensteifer thätige Beweise zu geben. Diese Mittel blieben den Russen ein Geheimniß. Fermor verließ endlich Preußen mit seiner Armee, der auf 30,000 Schlitten der Proviant zugeführt wurde, und nahm seinen Zug nach Pommern und der Mark. Jetzt aber waren diese Eroberer, sobald sie über die Gränzen des Königreichs Preußen kamen, nicht mehr durch höhere Befehle in Zaum gehalten, daher bezeichneten, so wie im vorigen Jahre, Blut und brennende Dörfer ihren Pfad in diesen beiden unglücklichen Provinzen.

Die Dohnasche Armee, zur Vertheidigung von Pommern bestimmt, hatte vor Ankunft der Russen die Schweden ganz in die Enge getrieben, und hielt selbst Stralsund blokirt. Alle diese Vortheile aber wurden vernichtet, da die neuen

Feinde aus Norden anrückten. Die Operationen dieses Russischen Heeres waren wegen Herbeischaffung der Lebensmittel und der Anlegung der Magazine sehr verzögert worden. Es war nicht genug, daß die Russen Meister von der Weichsel waren, sie mußten es auch von der Warte seyn. Posen, die Hauptstadt in Groß-Polen, wurde daher von ihnen in Besitz genommen; ein gleiches geschah mit Elbing und Thorn: auch Danzig wollten sie besetzen, und zum Haupt-Waffenplatz machen, allein der Versuch mißglückte. Die Einwohner dieser damals sehr Preußisch gesinnten Stadt erklärten sich förmlich wider das Ansinnen, den Russen ihre Außenwerke zu überlassen, und machten Anstalten, sich im Nothfall der Gewalt zu widersetzen. Es kam jedoch nicht dazu. Die Russen hatten keine Zeit zu verlieren. Ihr Augenmerk war auf das Innere der Preußischen Staaten gerichtet, wohin Fermor seinen Marsch fortsetzte. Er drang mit 80,000 Mann in Pommern und in die Neumark ein, und fing an Cüstrin zu belagern.

Der General Dohna, der die Blokade von Stralsund aufgehoben hatte, um sich den Russen zu nähern, konnte mit seiner schwachen Armee die Belagerung nicht hindern. Das System der Russischen Truppen war, zu sengen und zu brennen. Die unglückliche Stadt wurde daher gleich den ersten Tag in einen Aschenhaufen verwandelt. Die Bomben und glühenden Kugeln fielen in solcher Menge, als ob es Feuer vom Himmel regnete. Von allen Seiten stürzten die Häuser zusammen, und erschlugen Menschen. Kein Löschen war denkbar, und kein Rettungsmittel übrig, als die schleunigste Flucht. Alles was nur kriechen konnte, machte sich auf den Weg; die Säuglinge an der Brust ihrer verzweiflungsvollen Mütter, die Kranken in Betten gehüllt; denn kaum hatten diese Unglücklichen Zeit, von allem entblößt, das Feld zu erreichen. Sie flohen über die Oder unter lautem Jammer und Wehklagen, und sahen traurig den Rauch an, der von ihren verbrannten Habseligkeiten in die Wolken stieg. Viele kamen in den Flammen um; andre wurden von den Ruinen zerschmettert, oder erstickten in den Kellern, wo sie von Furcht gedrängt Schutz suchten. Eine große Anzahl Bewohner der umliegenden Gegenden, ja selbst entfernte wohl-

habende Edelleute und Bürger hatten in dieser Festung ihre besten Sachen vor der Raubsucht der Kosaken in Sicherheit gebracht; es waren deren eine erstaunliche Menge und von großem Werth, die aber jetzt auch von den Flammen verzehrt wurden. Auch ein ungeheures Magazin ging dabei in Rauch auf, und so sehr wüthete das Feuer, daß die Kanonen in den Zeughäusern schmolzen, wobei die gefüllten Patronen für Musketen und Kanonen, nebst den geladenen Bomben und dem großen Pulver-Vorrath mit dem entsetzlichsten Getöse in die Luft gingen. Ein Schauspiel dieser Art, wo in wenig Stunden alles in der Natur schreckliche zusammengehäuft wurde, war bis zu diesem Tage, dem 15ten August, vielleicht noch nie in einem Kriege gesehn worden; auch verloren mehrere Einwohner ihre Besonnenheit, und glaubten im Ernst den jüngsten Tag erlebt zu haben. Die Absicht der Feinde war, daß durchaus nichts vom Eigenthum der armen Einwohner gerettet werden sollte; den sie fuhren mit dem Werfen der Brand-Granaten fort, da das Feuer schon in allen Winkeln des Orts wüthete. Endlich hörte man gegen Abend mit dem unnützen Bombardement auf. Fermor selbst aber befahl in der Nacht die noch vorhandenen Granaten auch in die Stadt zu werfen, weil, wie er selbst sagte, man sie in diesem Feldzuge doch nicht mehr brauchen würde; die Kanonenkugeln aber sollte man bis zur Schlacht sparen.

Die Russen schienen weniger auf Eroberung als auf Verheerung zu denken; denn nur allein die Stadt war von ihnen so grausam bombardirt worden, aber nicht die Festung, die man erst zwei Tage nachher zu beschießen anfing. Auch wurde der Commandant, der Oberst Schack, erst am vierten Tage zur Uebergabe aufgefordert, mit der Bedrohung zu stürmen, und die ganze Besatzung niedersäbeln zu lassen, wenn man die Festung nicht sofort übergäbe. Die Antwort des Commandanten war: „Die Stadt ist zwar nichts mehr „als ein Steinhaufen, die Magazine sind verbrannt, aber „die Festung selbst ist noch im besten Stande, und die Gar„nison hat nichts gelitten, ich werde mich daher bis auf den „letzten Mann wehren.“ Er vertheidigte sich auch auf dem Schutthaufen, allein ohne große Einsicht zu zeigen. Als er sich deshalb bei dem König entschuldigen wollte, antwortete

dieser: „Ich bin selbst schuld; warum habe ich Ihn zum „Commandanten gemacht?“

Der gedrohte Sturm auf Cüstrin unterblieb jedoch; denn alle Aufmerksamkeit der Russen war auf den herannahenden König gerichtet. Dohna, der die bedrängte Festung zwar nicht hatte entsetzen können, kam ihr jedoch noch vor Friedrichs Ankunft zu Hülfe, ließ eine Schiffbrücke über die Oder schlagen, und eröffnete dadurch eine Communication, so daß die Besatzung beständig abgelöst werden konnte.

Der König hatte den Feldmarschall Keith mit dem größten Theil seiner Armee bei Landshut in Schlesien zurückgelassen, um diese Provinz zu decken; er nahm bloß 14,000 Mann von den zum Kern seiner Heere gehörigen Truppen, und mit ihnen ging er in Eilmärschen, wohin das hohe Schicksal ihn rief. Diese kleine Armee brannte vor Begierde, sich an einem Feind zu rächen, den sie zwar noch nie gesehn hatte, dessen Grausamkeiten und Verwüstungen aber, durch den Ruf sattsam bekannt, Blut in Strömen forderten. Ihre Kriegswuth wurde noch größer, da sie die verheerten Provinzen betraten, die Schutthaufen sahen, und die Aschenhügel noch rauchend fanden. Kaum kannten sie ihr verheertes Vaterland mehr. Man eilte, sich dem Feinde zu nähern. Alle Strapazen wurden von diesen Preußen verachtet, die ihrer erhabenen Bestimmung als Retter des Vaterlandes eingedenk waren, und alles ertrugen; das Wasser bei der heißen Jahreszeit wurde von ihnen aus Pfützen getrunken. In vier und zwanzig Tagen machte Friedrich einen Zug von sechzig Deutschen Meilen; und so langte er den 21sten August bei Cüstrin an, wo er die Besatzung verstärkte, und zur Dohnaschen Armee stieß. Er war bei dem Dorfe Güstebiese an einem nicht erwarteten Ort über die Oder gegangen. Fermors Entwürfe waren dadurch ganz vereitelt. Nun wurde die Belagerung von Cüstrin aufgehoben; beide Heere näherten sich einander, und alles rüstete sich zur Schlacht. Nie war bei einer Armee der Durst nach einem Blutkampf größer, als diesmal bei der Preußischen. Der Dämon des Krieges schien das ganze Heer begeistert zu haben. Selbst Friedrich, durch den Anblick der verwüsteten Fluren, der zahllosen Schutthaufen, und der alles beraubten herumirrenden Flücht-

linge aufs lebhafteste gerührt, schien alle Philosophie zu vergessen, und alle andre Leidenschaften der Rache unterzuordnen. Er befahl, keinem Russen in der Schlacht Pardon zu geben. Alle Anstalten wurden gemacht, dem Feind den Rückzug zu hemmen, ihn nach den Morästen der Oder zu drängen, und dort zu vernichten; sogar die Brücken, die ihnen zur Flucht dienen konnten, mußten abgebrannt werden. Diese Wuth der Preußen wurde den Russen bekannt, da eben die Schlacht anfangen sollte. Ein Zuruf lief durch die ganze Linie: „Die „Preußen geben kein Quartier!“ „Und wir auch nicht!“ war der weitschreckende Wiederhall der Russen.

Die Lage Friedrichs war abermals verzweiflungsvoll, und hing von dem Ausgang einer Schlacht ab. Die feindlichen Heere waren nun in Begriff sich zu vereinigen, und ihn von der Elbe und Oder abzuschneiden. Die Franzosen und Reichs-Truppen waren auf dem Marsch nach Sachsen, wohin Daun mit der Haupt-Armee der Oesterreicher auch gezogen war, und die von den Preußen befreiten Schweden hatten jetzt gar keinen Feind vor sich, und rückten auf das unbefestigte Berlin los.

Die tief durchdachte Disposition Friedrichs war jedoch nicht bloß auf den Sieg, sondern auf den gänzlichen Untergang des feindlichen Heeres gerichtet, dabei aber doch dem Könige bei einem widrigen Schicksal der Rückzug nach Cüstrin frei blieb. Es war am 25sten August, als die große Schlacht bei Zorndorf geliefert wurde. Sie fing des Morgens um acht Uhr an. Die Russen waren 50,000, und die Preußen 30,000 Mann stark. Diese, abermals so wie bei Leuthen in schiefe Schlachtordnung gestellt, machten den Anfang mit einer großen Kanonade. Die Stellung der Russischen war ein in ihren Türkenkriegen gebräuchliches ungeheures Viereck, in dessen Mitte sich ihre Reiterei, ihre Bagage, und das Reserve-Corps befand; eine Stellungsart, die bei einer Schlacht die schlechteste unter allen ist, da sie der Armee sowohl zum Angriff, als zur Vertheidigung, alle Thätigkeit raubt, und durch welche auch vor 1800 Jahren die Römer unter Crassus Anführung in der schönsten Ebene von den Parthern geschlagen wurden. So wie die Bogenschützen dieses letztern Volks ihr Ziel auf die zusammengedrängten

Legionen nicht verfehlten, so thaten auch hier die Kanonenkugeln eine schreckliche Wirkung auf die so unzweckmäßig gestellten Russischen Menschenmassen. Bei einem Grenadier-Regiment traf eine einzige Kugel 42 Mann, die theils getödtet, theils verwundet wurden. Ueberdies richteten sie eine grausame Verwirrung unter der Bagage an; die Pferde rissen mit ihren Wagen aus, und brachen durch die Glieder, so daß man diesen Troß bald aus dem Viereck herausschaffen mußte. Der linke Flügel der Preußen rückte indessen so hitzig vor, daß er eine Flanke bloßgab. Diesen Umstand nutzte die Russische Cavallerie, in die Preußische Infanterie einzudringen, und einige Bataillone aus dem Felde zu schlagen. Fermor glaubte schon völlig gesiegt zu haben; er ließ das Quarree von allen Seiten öffnen, um den Feind zu verfolgen. Dies geschah auch mit einem lauten Siegesgeschrei; allein die Russen waren noch nicht weit gekommen, als sie schon in große Unordnung geriethen. Das Hintertreffen, das vor Staub und Dampf nichts erkennen konnte, feuerte auf das Vordertreffen.

Der General Seydlitz rückte indessen mit der Preußischen Cavallerie in drei Colonnen an, und warf die Russische über den Haufen, die jetzt auf ihre eigne Infanterie getrieben wurde. Ein andres Corps Preußischer Reiter stürzte zu gleicher Zeit auf die Russische Infanterie. Sie hieben alles ohne Gnade nieder, was ihr Schwerdt nur erreichen konnte. Einige Regimenter Preußische Dragoner ließen sich durch das brennende Zorndorf nicht abhalten, sondern trabten durch die Flammen auf die Russen zu; auch Seydlitz, der mit der feindlichen Cavallerie ganz fertig geworden, und was noch nie erhört war, mit seinem Cuirassier-Regiment, den Degen in der Faust, eine Batterie von schweren Kanonen angegriffen und erobert hatte, folgte jetzt dieser neuen Siegesbahn. Das Russische Fußvolk wurde nun von allen Seiten in den Flanken, auf der Fronte, und im Rücken angefallen, und ein entsetzliches Blutbad angerichtet. Diese Krieger stellten den Preußen noch nie erlebte Schlacht-Scenen dar. Hatten sie gleich, als Haufen betrachtet, ihre Stellungen in ihren Linien und Abtheilungen verlassen, so standen sie doch als einzelne Menschen wie die Bildsäulen in ihren Gliedern,

nachdem sie ihre Patronen verschossen hatten. Es war jedoch nicht jene bewunderungswerthe Tapferkeit, aus Ruhmbegier oder Vaterlandsliebe ihren Posten bis auf den letzten Augenblick zu behaupten; denn sie wehrten sich fast nicht in dieser Lage; vielmehr war es ein Stumpfsinn, sich da, wo sie standen, erwürgen zu lassen. Waren nun ganze Reihen zu Boden gestreckt, so zeigten sich immer neue Schaaren, die auf eine ähnliche Abfertigung ins Reich der Schatten zu warten schienen. Es war leichter, sie zu tödten, als in die Flucht zu schlagen. Nichts blieb daher den Preußen übrig, als niederzumetzeln, was nicht weichen wollte. Der ganze Russische rechte Flügel wurde also theils niedergehauen, theils in Moräste getrieben. Eine Menge dieser Flüchtlinge gerieth unter die Bagage; die Marketenderwagen wurden geplündert, und der Branntwein viehisch gesoffen. Vergebens schlugen die Russischen Officiere die Fässer in Stücken, die Soldaten warfen sich die Länge lang auf den Boden, um den so geliebten Trank noch im Staube zu lecken. Viele hauchten besoffen die Seele aus, andre mordeten ihre Officiere, und ganze Haufen liefen wie rasend auf dem Felde herum, ohne auf das Zurufen ihrer Befehlshaber zu achten.

So ging es auf dem rechten Flügel der Russen zu. Es war Mittag. Auf ihrem linken Flügel war bisher noch wenig geschehen. Nunmehr aber wurde auch dieser von den Preußen angegriffen; allein die Regimenter, die hier dem größten bereits errungenen Siege vollends das Siegel aufdrucken konnten, zeigten nicht ihre gewöhnliche Tapferkeit. Sie vergaßen den Ruhm des Preußischen Namens, verkannten ihre Kräfte, so wie die Kraft ihrer taktischen Künste, in dem entscheidendsten Augenblick, und wichen im Angesicht ihres Königs vor den geschwächten und schon halb geschlagenen Russen zurück. Die Unordnung war groß, und alle Heldenthaten des Preußischen linken Flügels schienen verloren zu seyn; allein Seydlitz kam mit seiner Cavallerie von diesem siegreichen Flügel herangeflogen, rückte in die von der weichenden Infanterie gemachte Oeffnung, hielt ein heftiges Musketen- und Kartätschenfeuer aus, und nun drang er nicht allein auf die Russische Cavallerie, sondern auch auf den bisher noch fest gestandenen Theil der Infanterie ein,

und trieb den vorgerückten Feind, der schon einige Batterien erobert hatte, in die Moräste. Dieses große Manöver der Reiterei wurde von dem Kern der Preußischen Infanterie, den Regimentern Prinz von Preußen, Forcade, Kalkstein, Asseburg, und einigen Grenadier-Bataillons, sämmtlich Truppen, die der König mitgebracht hatte, vortrefflich unterstützt. Diese Veteranen, ohne auf das Zurückweichen der neben ihnen stehenden Bataillons zu achten, das ihre ganz entblößte Flanke in Gefahr setzte, waren beständig im Vorrücken geblieben, und jetzt fielen sie zugleich mit der Cavallerie mit gefälltem Bajonet die Russische Infanterie an, und zeigten Wunder der Tapferkeit. Diese Angriffe waren so lebhaft, daß in dem Zeitraum von einer Viertelstunde der größte Theil des Schlachtfeldes von den Feinden verlassen war. Das Feuer hörte jetzt an allen Orten auf. Die Munition fing an zu fehlen. Man schlug und stieß nun auf einander los mit Flintenkolben, Bajonetten und Säbeln. Die Erbitterung beider Theile war unaussprechlich. Schwer verwundete Preußen vergaßen ihre eigne Erhaltung, und waren immer noch auf das Morden ihrer Feinde bedacht. So auch die Russen. Man fand einen von diesen, der tödtlich verwundet auf einem sterbenden Preußen lag, und ihn mit seinen Zähnen zerfleischte; der Preuße, mit dem Tode ringend und unfähig sich zu bewegen, mußte dieses Nagen dulden, bis seine Mitstreiter herbeikamen, und den Cannibalen durchbohrten.

Die Regimenter Forcade und Prinz von Preußen stießen bei einem Vordringen auf die Russische Bagage und Kriegskasse. Der größte Theil davon wurde erbeutet. Die gänzliche Ermattung beider Theile und die Nacht machten endlich dem Morden ein Ende, das zwölf Stunden gedauert hatte; nur allein die Kosaken schwärmten noch auf dem Schlachtfelde im Rücken der Preußen, um die Erschlagenen auszuplündern, und die wehrlosen Verwundeten umzubringen. Allein dieser Mordlust wurde bald gesteuert, da man die Beschäftigung der Unholde ausspähete. Ueber tausend Mann von ihnen, die von den alles-niederhauenden Husaren sehr gedrängt wurden, verließen in der Verzweiflung ihre Pferde, und warfen sich in die Schäferei von Quartschen, ein großes

steinernes Gebäude; hier schossen sie aus allen Löchern, und wollten sich nicht ergeben. Das Dach, worunter viel Heu und Stroh lag, gerieth in Brand, stürzte ein, und fast alle diese Kosaken erstickten, verbrannten, oder wurden niedergehauen.

Beide Heere blieben die Nacht über unterm Gewehr. Die Russen befanden sich in der schrecklichsten Unordnung; alle ihre Truppen waren wie ein Chaos vermischt. Gern hätten sie den Preußen die Ehre des Sieges unbedingt überlassen, allein der Rückzug war ihnen versperrt, da alle Brücken über die Flüsse abgebrochen waren. In dieser Verwirrung hielt der General Fermor noch am Abend der Schlacht um einen Waffenstillstand auf zwei bis drei Tage an. Sein Vorwand war, die Todten zu begraben. Auf dies sonderbare Ansuchen antwortete der General Dohna: „Da der „König, mein Herr, die Schlacht gewonnen, so werden auf „seinen Befehl die Todten beerdigt, und die Verwundeten „verbunden werden." Er belehrte ihn dabei, daß ein Waffenstillstand nach einer Schlacht eine ganz ungewöhnliche Sache sey. Den folgenden Tag wurde nur kanonirt. Der König wollte den Kampf förmlich erneuern; allein der Mangel an Munition bei der Infanterie, und die große Abmattung der Cavallerie, die mit Anstrengung aller ihrer Kräfte gefochten hatte, machten der Schlacht nothwendig ein Ende, und verschafften den Russen Gelegenheit, einen Ausweg aus ihrem Labyrinth zu finden. Sie zogen sich über Landsberg an der Warthe zurück. Diese Niederlage kostete ihnen 19,000 Todte und Verwundete, nebst 3000 Gefangenen; dabei verloren sie 103 Kanonen, viele Fahnen, ihre Kriegskasse, und eine Menge Bagage. Die Preußen zählten 10,000 Todte und Verwundete; desgleichen 1400 Gefangene oder Vermißte; auch hatten sie beim Weichen ihres rechten Flügels 26 Kanonen eingebüßt.

Diese kleine Kanonenzahl, die wenigen Gefangenen, und der Umstand, daß ein Theil der Russischen Armee in zerstreuten Haufen die Nacht auf dem Schlachtfelde zugebracht hatte, veranlaßte die Russen, sich den Sieg zuzuschreiben. Der Russische General Panin war jedoch so aufrichtig zu sagen: „Wir haben zwar den Wahlplatz behauptet, allein

„todt, verwundet und besoffen.“ Ob es gleich Fermor selbst gewesen war, der um Erlaubniß gebeten hatte, die Erschlagenen zu begraben, so sandte er doch Couriere mit der Nachricht des Sieges an alle alliirte Höfe und Armeen, daher man auch in Wien feierlich das Te Deum anstimmte. Nie wurde dieser kriegerische Fechterstreich häufiger gebraucht, als in diesem Kriege. Die Preußen allein verachteten dergleichen Künste. Wurden sie wirklich geschlagen, so gestanden sie es frei, in der festen Hoffnung, durch künftige Thaten das Verlorne wieder zu gewinnen. Der König, Herr des Wahlplatzes von Zarndorf, verfolgte den fliehenden Feind bis Landsberg. Er war so sehr von dessen gegenwärtiger Unmacht überzeugt, daß er ihn bloß durch einen Theil der Armee unter dem General Dohna beobachten ließ; ein andres Corps sandte er nun wieder gegen die Schweden, und mit den übrigen Truppen ging er nach Sachsen, wo seine Gegenwart höchst nöthig war.

Der König war so großmüthig, das außerordentliche Verdienst des Seydlitz zu erkennen; er gestand öffentlich, daß die Schlacht durch diesen General gewonnen worden sey. Friedrich hatte jedoch selbst seine eigene Person gar nicht geschont, sondern war so tief ins Russische Feuer gedrungen, daß seine Adjutanten und Pagen um ihn her verwundet und getödtet wurden.

Die Erinnerung an die von den Russen verübten Greuel erstickten bei den Preußischen Soldaten und Bauern auf einige Augenblicke alle Empfindungen der Menschlichkeit, so daß manche schwer verwundete Russen, die hülflos auf dem Schlachtfelde lagen, mit den Todten zusammen in Gruben geworfen, und also lebendig begraben wurden. Vergebens krümmten sich diese Unglücklichen unter den Leichen, und suchten sich empor zu arbeiten; neue Leichname wurden auf sie geworfen, die bald ihre schwachen Bewegungen hemmten. Unter den gefangenen Russen befanden sich die Generale Czernichef, Soltikow, Fürst Sulkowsky, und andre, die dem König nach der Schlacht vorgestellt wurden. Friedrich konnte die grausame Verheerung seines Landes nicht vergessen. Er warf daher verächtliche Blicke auf die vorgeführten Befehlshaber, und sagte, indem er sich von ihnen weg-

wandte: „Ich habe kein Siberien, wohin ich Sie schicken „könnte. Sie sollen in die Casematten von Cüstrin gesteckt „werden; haben Sie sich gute Quartiere zubereitet, so mögen „Sie solche nun auch beziehn.“ Dieser Befehl wurde auch vollzogen, so sehr auch der General Czernichef dem Commandanten darüber seinen großen Unwillen zeigte. Er fragte, ob Casematten eine Wohnung für Feldherren wären? Die Antwort des Commandanten war: „Sie, meine Herren, ha„ben ja in der Stadt kein Haus übrig gelassen, wo Sie „einquartiert werden könnten. Nehmen Sie also diesmal „nur so vorlieb.“ Man achtete nicht auf ihren Zorn, und so mußten die gefangenen Generale in die unter dem Festungs-Wall gewölbten Keller kriechen. Sie blieben jedoch nur einige Tage hier; denn der König erlaubte ihnen gleich darauf, sich in der nicht abgebrannten Vorstadt von Cüstrin einzumiethen.

Die Oesterreicher hatten indessen die Abwesenheit des Königs aufs beste zu benutzen gesucht. Jetzt konnten sie offensiv verfahren, und die Ueberlegenheit ihrer Armeen versprach ihren Unternehmungen den glücklichsten Erfolg. Alles kam auf die Geschwindigkeit der Ausführung an. In Schlesien zeigten die besetzten Päße und die vielen Festungen Hindernisse, deren Wegräumung lange Zeit erforderte. Die Kriegsoperationen in dieser Provinz wurden daher untergeordnete Entwürfe. Sachsen ließ schnellere Lorbeeren hoffen. Daun eilte deshalb mit der Haupt-Armee dahin, und ließ bloß den General Harsch mit 20,000 Mann in Schlesien zurück, um wo möglich Neisse zu belagern. Dieser Marsch des Oesterreichischen Feldherrn veranlaßte Keith, auch mit seiner Armee nach Sachsen zu gehen, um den Prinzen Heinrich zu unterstützen. Auch der Herzog von Zweibrücken war mit den Reichs-Truppen in Sachsen angelangt. Alles drohete nun den Preußen den Verlust dieser so nützlichen Krieges-Provinz. Der Prinz Heinrich, der das Land mit einer kleinen Armee bisher gedeckt hatte, mußte der Uebermacht weichen, und zog sich nach Dresden. Diese Königsstadt zu erobern, die Preußen in Sachsen wo nicht aufzureiben, doch gänzlich aus dem Lande zu vertreiben, und den König von der Elbe völlig abzuschneiden, dies war Dauns Entwurf. Es kam nur darauf an, den furchtbaren Feldherrn lange in

seinen eigenen Staaten aufzuhalten. Dann warnte daher den General Fermor, sich nicht mit dem Könige, diesem (nach seinem Ausdruck) schlauen Feind, den er noch nicht kenne, in ein Treffen einzulassen; er sollte vielmehr so lange vertheidigungsweise verfahren, bis man Sachsen befreit hätte. Der Courier fiel dem König in die Hände, der dies Schreiben nach der Zorndorfer Schlacht in Fermors Namen auf folgende Art beantwortete: „Sie haben Ursache gehabt, den „General Fermor zu warnen, sich vor einem schlauen Feind „zu hüten, den Sie besser kennen, als er; denn er hat Stand „gehalten, und ist geschlagen worden."

Prinz Heinrich, der sich auf Friedrichs Thätigkeit verließ, bemühte sich indessen, durch mannigfaltige Operationen seinen Posten gegen die zahlreichen Feinde zu behaupten, und es gelang ihm. Der Sonnenstein wurde von den Reichs-Truppen belagert und eingenommen. Der Preußische Commandant verlor den Muth, und ergab sich mit 1400 Mann zu Kriegsgefangenen. Daun machte nun einen Versuch, Dresden zu erobern. Er näherte sich dieser Residenz, die nur schwach besetzt war, und geringe Festungswerke hatte. Die Klugheit und Entschlossenheit aber des Commandanten, Grafen Schmettau, ersetzte alles. Er machte Miene, die prächtigen Vorstädte abzubrennen, die Häuser von sechs auch sieben Stockwerk hoch hatten, und über die Wälle hervorragten. Dieser Vorsatz setzte den Hof und die Stadt in die äußerste Bestürzung. Die Königliche Familie glaubte, daß dadurch sowohl das Schloß, als sie selbst der größten Gefahr ausgesetzt wären. Das Wehklagen war allgemein, da man anfing, die Häuser mit brennbaren Materialien zu füllen. Die Einwohner, der Magistrat, der Hof, alles flehte um Schonung; auch die Landstände sandten Abgeordnete mit Vorstellungen und Bitten. Schmettau berief sich auf die Nothwendigkeit, und auf die Pflicht, sich zu vertheidigen. Er führte an, daß die Sachsen von ihm als Feind keine Achtung für die Königliche Residenz erwarten könnten, wenn selbst ihre Bundesgenossen solche absichtlich aus den Augen setzten. Daher rieth er, sich mit ihren Vorstellungen nicht an ihn, sondern an diese ihre Alliirten zu wenden. Es geschah auch, aber Anfangs ohne Erfolg. Daun hatte sich mit

einer

einer leichten Eroberung geschmeichelt, und wollte diese angenehme Idee, die so große Vortheile versprach, nicht gerne aufgeben. In der Hoffnung, daß der Preußische Commandant sich vielleicht durch Worte schrecken ließe, drohte er, das Abbrennen der Vorstädte auf das grausamste zu rächen, und nach Eroberung der Stadt keines Preußen zu schonen. Schmettau erklärte, sich im äußersten Fall von Straße zu Straße zu vertheidigen, das Königliche Schloß zu seinem letzten Castell zu machen, und sich unter dessen Ruinen zu begraben. Es war der Plan, Pulver ins Schloß zu führen, die Vornehmsten des Hofes und des Adels dort mit Gewalt zu versammeln, und sodann wollte der Preußische General in dem Appartement des Kurprinzen, mitten unter der zagenden Königlichen Familie, die endlichen Unternehmungen der Feinde abwarten. Eine solche Drohung, so ungewiß auch deren Ausführung immer seyn mochte, war so wohl überdacht, und den Umständen so sehr angemessen, daß die Wirkung damals nicht fehlen konnte. Daun gab seinen Anschlag auf Dresden auf, und Schmettau ließ die Vorstädte stehen. Die brennbaren Sachen wurden sofort aus den Häusern genommen, und die Einwohner waren für jetzt beruhigt.

Indessen fiel Laudon in den Kottbusser Kreis ein, und erpreßte von diesem armen Lande übergroße Brandschatzungen. Die Einwohner wurden unter den schrecklichsten Drohungen gezwungen, alles, was sie an Geld und von eignem Werth hatten, selbst ihre Eßlöffel, ihre Schuhschnallen, ja sogar ihre Trauringe herzugeben; und da alles noch nicht zureichte, so wurden die Magistrats-Personen von Kottbuß, Köhler und Asterath, als Geißel mit fortgeschleppt. Es schien, als ob die Oesterreicher in Grausamkeit dem Beispiel der Russen folgen wollten; denn nicht allein Plünderungen, sondern auch das Anzünden der Dörfer, und überhaupt die größten Gewaltthätigkeiten bezeichneten diesen Einfall. So wurde ein Edelmann, Namens Pannewitz, auf seinem Gute überfallen, und nach geschehener Ausplünderung, da er große Geldsummen schaffen sollte, und nicht konnte, mit Säbeln zerhauen, aus dem Bette gerissen, und halb nackend und

blutend an den Schweif eines galoppirenden Pferdes gebunden, neben welchem er athemlos hertraben mußte.

Die ungeheure Ueberlegenheit der Oesterreicher und Reichs-Truppen in Sachsen gab indessen den Verbündeten Anlaß zu neuen und großen Entwürfen. Der Prinz Heinrich sollte auf einmal von vorne und im Rücken angegriffen, und gänzlich aufgerieben werden. Die Feldherren der verschiedenen Armeen hatten deshalb Zusammenkünfte gehalten, und alle Anstalten waren gemacht, als das Donnerwort: Friedrich kommt! den ganzen Plan auf einmal vernichtete. Er kam, und vereinigte sich mit dem Prinzen Heinrich. Sein Wunsch war eine Schlacht, um die Oesterreicher nach Böhmen zu treiben, und Schlesien zu Hülfe zu kommen, das nur schwach besetzt, und in großer Gefahr war. Die Feinde brandschatzten in dieser Provinz, und belagerten Neisse; auch Cosel hatten sie berennt. Fouquet stand mit einem Corps Preußen von 4000 Mann bei Landshut verschanzt. Er konnte die Unternehmungen der so sehr überlegenen Feinde zwar erschweren, aber nicht hindern. Daun vermied nun sorgfältig ein Treffen, und suchte den Marsch Friedrichs nach Schlesien durch wohlpostirte Corps zu verzögern. Sein Hauptlager bei Stolpen war eins der festesten in Sachsen. Es waren steile Anhöhen, durch Teiche, Moräste, Wälder und Hohlwege gedeckt. Der Feldherr sowohl wie seine Truppen waren muthig, fröhlich und andächtig. Der eingebildete Sieg ihrer Bundesgenossen bei Zorndorf gab Gelegenheit zur Anstimmung des Ambrosianischen Lobgesangs unter Trompeten- und Paukenschall; hierauf wurde aus allen Kanonen und Musketen Victoria geschossen, und Jubel geschrien. Nur die Vernünftigen dieses Heeres bezweifelten einen Sieg, den die Ankunft des Königs und die Abänderung aller ihrer großen Entwürfe hinreichend widerlegten. Verschiedene Corps Oesterreicher wurden aus ihren Posten vertrieben, und häufige Scharmützel fielen vor. Der Weg nach Schlesien wurde frei, allein Daun blieb unbeweglich stehn. Indessen gab Friedrich noch nicht die Hoffnung auf, ihn durch Abschneidung der Zufuhren und Zerstörung der Magazine nach Böhmen zurück zu drängen. Wegen der Reichs-Truppen war er unbesorgt, auf deren Abmarsch er ohnehin rechnete, da sie schon anfingen Mangel

zu leiden. Er lagerte sich daher bei Bautzen. Seine Truppen, die seit acht Wochen täglich in Bewegung gewesen waren, bedurften einiger Ruhe. Die Jahreszeit fing schon an rauh zu werden; die Infanterie mußte deshalb auf seinen Befehl Brandhütten, und die Cavallerie Ställe von Strauchwerk bauen.

Beide Armeen änderten endlich ihre Stellung. Daun nahm abermals ein festes Lager in einer geringen Entfernung von seinem vorigen, und die Preußen lagerten sich bei Hochkirch. Die Sicherheit dieses Lagers hing von der Behauptung der sogenannten Steinberge ab, die der Preußische General Retzow den Auftrag hatte zu besetzen; er fand sie aber schon im Besitz der Oesterreicher. Der König sandte ihm durch den Flügel-Adjutant Götzen Befehl zu, diese zu vertreiben, in der Meinung, es sey die Arrieregarde des Feindes. Allein das Kaiserliche Grenadier-Corps stand auf diesen Bergen, und zwar in einer kleinen Entfernung vom rechten Flügel der Haupt-Armee. Dieser Umstand machte den Angriff dieses Postens mit einigen wenigen Bataillons schlechterdings unausführbar. Friedrich war jedoch mit diesen Beweisen der Unmöglichkeit nicht zufrieden, und wiederholte den Befehl mit dem Zusatz: Retzow sollte ihm mit seinem Kopf für den Angriff haften. Dieser General, in der Potsdamschen Kriegs-Schule gebildet und grau geworden, hatte von dem militairischen Gehorsam sehr hohe Begriffe; er glaubte aber hier in einem der seltenen Fälle zu seyn, nicht gehorchen zu dürfen. Seine Antwort war: seinen Kopf lege er zu des Königs Füßen, dessen Befehle ihm heilig wären, aber noch heiliger wäre ihm sein Gewissen; er könne es nicht vor Gott und vor der Welt verantworten, ohne den mindesten Nutzen so viel brave Menschen aufzuopfern; er würde nicht angreifen, und überließe alles übrige dem Willen Sr. Majestät. Hierauf wurde ihm als Arrestant der Degen abgenommen.

Der mangelnde Besitz dieser Berge machte das Preußische Lager ganz unhaltbar. Der König aber, den man noch nie angegriffen hatte, und der Dauns übertriebene Behutsamkeit kannte, wollte selbst in dieser gefährlichen Stellung dem Feinde trotzen, und blieb stehen. Dieser verwegene Entschluß war die Quelle einer großen Begebenheit, die den König

seinem Untergang nahe brachte, seinen Heldengeist im glänzendsten Lichte zeigte, und zu den außerordentlichsten Scenen dieses Krieges gehört. Die gefährlichen und hier entscheidenden Anhöhen wurden von den Oesterreichern sorgfältig verschanzt, und zwar waren die dadurch gewonnenen Vortheile so groß, daß sie bei dem sonst so vorsichtigen Kaiserlichen Feldherrn die Idee erzeugten, den König in seinem Lager zu überfallen. Der Plan dazu wird dem General Laudon zugeschrieben. Er war mit Klugheit entworfen, und wurde mit Muth und Nachdruck ausgeführt. Alles bot dazu die Hand. Die Armeen standen so nahe an einander, daß der rechte Flügel der Preußen nur einen Kanonenschuß vom feindlichen Lager entfernt war; ein in den Kriegs-Jahrbüchern höchst seltner Fall. Die Kaiserlichen betrachteten diese kühne Annäherung als eine Geringschätzung ihres Heeres; sie hielten sich beleidigt, und wünschten eine Schlacht mit Sehnsucht. Die Menge der leichten Truppen beim Oesterreichischen Heere war vorzüglich zum Ueberfall geschickt, und da ihre Scharmützel Tag und Nacht nicht aufhörten, so konnten größere Entwürfe dadurch verdeckt werden. Die Preußen, unter Friedrichs Anführung beständig gewohnt selbst anzugreifen, träumten kaum die Möglichkeit eines Angriffs von dem behutsamen Daun, dessen Lager nie genug befestigt werden konnte, wenn er sich in der Nähe des furchtbaren Feldherrn befand. Daun kannte dessen unternehmenden Geist, dem nichts unmöglich schien, und die Schnelligkeit, womit Preußische Truppen geordnet, und gegen den Feind geführt werden könnten. Bei allen gut gewählten Maaßregeln war daher dennoch sein größtes Vertrauen auf die eingebildete Sicherheit Friedrichs und seines Heeres gesetzt.

Das Nachtheilige seiner Stellung war dem König nur zu wohl bekannt; er hielt es aber für schimpflich, sich zurückzuziehn; dabei hatte er einen Entwurf gemacht, den Prinzen von Baden-Durlach zu überfallen, wozu die gegenwärtige Stellung günstig war. Endlich aber beschloß er doch, das Lager zu verändern, so bald die Armee aufs neue mit Proviant versehen seyn würde. Die Stärke derselben war 30,000 Mann. Die Nacht vom 14ten zum 15ten October war zu diesem Aufbruch, und zugleich zu einem Angriff auf das bei

Reichenbach stehende Corps des Prinzen von Durlach festgesetzt. Das Leben vieler tausend Menschen also beruhete auf dem Unterschied eines einzigen Tages.

Es war aber schon am 13ten in der Nacht, als alle Colonnen der Oesterreichischen Armee ihr Lager verließen, um die Preußen zu überfallen. Der General Odonel führte die Avantgarde, die aus vier Bataillons und sechs und dreißig Schwadrons bestand; ihm folgte der General Sincere mit sechzehn, und sodann der General Forgatsch mit achtzehn Bataillons. Das Corps des Generals Laudon, das in einem Walde und dem Preußischen Lager fast im Rücken stand, wurde noch mit vier Bataillons und funfzehn Schwadrons verstärkt, wozu hernach noch die ganze Oesterreichische Cavallerie des linken Flügels stieß. Die Infanterie dieses Flügels aber führte der Feldmarschall Daun selbst an. Alle diese Truppen und noch einige kleine Corps waren bestimmt, die Preußen auf dem rechten Flügel, in der Fronte, und im Rücken anzufallen; dabei sollte der Herzog von Aremberg mit drei und zwanzig Bataillons und zwei und dreißig Schwadrons den Preußischen linken Flügel beobachten, und erst, wenn die Niederlage der Feinde an allen andern Orten vollendet wäre, denselben angreifen. Es befanden sich auch bei dem Vortrab freiwillige Grenadiere, die hinter den Cuirassieren aufsaßen, vor dem Preußischen Lager aber von den Pferden sprangen, sich in Haufen formirten, und so vorwärts drangen.

Die Zelte blieben im Oesterreichischen Lager stehn, und die gewöhnlichen Wachtfeuer wurden sorgfältig unterhalten. Eine Menge Arbeiter mußten die ganze Nacht hindurch Bäume zu einem Verhack fällen, wobei sie sangen, und einander beständig zuriefen. Durch dies Getöse wollten sie die Preußischen Vorposten hindern, den Marsch der Truppen wahrzunehmen. Die wachsamen Preußischen Husaren aber entdeckten doch die Bewegungen des Feindes, und gaben dem König sogleich Nachricht davon. Anfangs bezweifelte er die Bewegungen selbst; da aber die wiederholten Berichte solche bestätigten, so vermuthete er jede andre Ursache derselben, nur keinen förmlichen Angriff. Seydlitz und Ziethen befanden sich eben beim Könige, und erschöpften ihre Beredsamkeit,

seine Zweifel in diesen bedenklichen Augenblicken zu bekämpfen; sie brachten es auch dahin, daß Befehl an einige Brigaden geschickt wurde, aufzustehn, wobei mehrere Regimenter Cavallerie ihre Pferde satteln mußten. Dieser Befehl aber wurde gegen Morgen wieder aufgehoben, und der jetzt ganz unbesorgte Soldat überließ sich dem Schlaf ohne alles Bedenken.

Der Tag war noch nicht angebrochen, und es schlug im Dorfe Hochkirch fünf Uhr, als der Feind vor dem Lager erschien. Es kamen ganze Haufen auserwählter Soldaten bei den Preußischen Vorposten an, und meldeten sich als Ueberläufer. Ihre Anzahl wuchs so schnell und so stark, daß sie bald Vorposten und Feldwachen überwältigen konnten. Die Oesterreichische Armee, in verschiedene Corps getheilt, folgte der Avantgarde auf dem Fuße nach, und nun rückten sie colonnenweise von allen Seiten ins Preußische Lager ein. Viele Regimenter der Königlichen Armee wurden erst durch ihre eigenen Kanonenkugeln vom Schlaf aufgeschreckt; denn die anrückenden Feinde, die größtentheils ihr Geschütz zurückgelassen hatten, fanden auf den schnell eroberten Feldwachen und Batterien Kanonen und Munition, und mit diesen feuerten sie ins Lager der Preußen.

Nie befand sich ein Heer braver Truppen in einer schrecklichern Lage, als die unter der Aegide Friedrichs sorglos schlafenden Preußen, die nun auf einmal im Innersten ihres Lagers von einem mächtigen Feinde angegriffen, und durch Feuer und Stahl zum Todesschlaf geweckt wurden. Es war Nacht, und die Verwirrung über allen Ausdruck. Welch ein Anblick für diese Krieger, einer nächtlichen Vision ähnlich! Die Oesterreicher gleichsam wie aus der Erde hervorgestiegen, mitten unter den Fahnen der Preußen, im Heiligthum ihres Lagers! Einige hundert wurden in ihren Zelten erwürgt, noch ehe sie die Augen öffnen konnten; andre liefen halb nackend zu ihren Waffen. Die wenigsten konnten sich ihrer eigenen bemächtigen. Ein jeder ergriff das Gewehr, das ihm zuerst in die Hände fiel, und flog damit in Reih und Glied. Hier zeigten sich die Vortheile einer vortrefflichen Disciplin auf die auffallendste Weise. In dieser entsetzlichen Lage, wo Gegenwehr Vermessenheit schien, und der Gedanke an Flucht

und Rettung bei allen Soldaten natürlich aufsteigen mußte, wäre gänzlicher Untergang das Kriegsloos einer jeden andern Armee irgend eines Volks gewesen; selbst die besten an Krieg und Sieg gewöhnten Truppen unsers Welttheils hätten hier das Ziel ihrer Thaten und das Grab ihres Ruhms gefunden; denn Muth allein galt hier wenig, Disciplin alles.

Das Kriegsgeschrei verbreitete sich wie ein Lauffeuer durchs ganze Lager; alles stürzte aus den Zelten, und in wenig Augenblicken, trotz der unaussprechlichen Verwirrung, stand der größte Theil der Infanterie und Cavallerie in Schlachtordnung. Die Art des Angriffs nöthigte die Regimenter, einzeln zu agiren. Sie warfen sich dem Feinde nun allenthalben entgegen, und schlugen ihn auch an einigen Orten zurück; an mehrern aber mußten sie der Uebermacht weichen. Man tappte in der Dunkelheit mit den Händen, um die Feinde zu fühlen. Die Oesterreicher griffen nach den Blechmützen der Preußischen Grenadiere, und diese nach den Bärenmützen der Kaiserlichen, um sich einander zu erkennen und zu ermorden. Der anbrechende Tag diente nicht, die Verwirrung zu vermindern, denn ein dicker Nebel lag auf den streitenden Heeren. Die Preußische Reiterei, von Seydlitz angeführt, flog umher, und schnaubte nach Thaten. Sie wußte in der Dunkelheit nicht, wo sie den Feind suchen sollte. Fand ihn ihr Schwerdt zufällig, so war das Bluthad entsetzlich. Das Cuirassier-Regiment von Schönaich warf allein eine ganze Linie Oesterreichischer Infanterie über den Haufen, und machte an 500 Gefangene.

Das Dorf Hochkirch stand in Flammen, und diente in der Dunkelheit zur Beleuchtung des Mordspiels. Das Feuer wüthete in allen Häusern und Scheunen dieses Dorfs; dennoch wurde es von den Preußen aufs tapferste vertheidigt. Der Sieg schien von dem Besitz desselben wegen der Lage auf einer Anhöhe und einer großen hier befindlichen Batterie abzuhängen, daher Daun immer frische Truppen anrücken ließ. Nur 600 Preußen waren hier zu besiegen, die, nachdem sie kein Pulver mehr hatten, den kühnen Versuch machten, sich durch die große Menge Feinde durchzuschlagen. Ein kleiner Theil war so glücklich, es zu bewirken; das Loos aller übrigen aber war Tod, Wunden, oder Gefangenschaft.

Nun rückten ganze Regimenter Preußen an, und schlugen den Feind wieder aus dem Dorfe. Der Zugang zu demselben war so schmal, daß nur sieben Mann nebeneinander marschiren konnten. Es war daher unmöglich, sich bei den mit bewaffneten Schaaren besetzten Ausgängen mitten unter den Flammen in Linien zu formiren. Dennoch wurde alles versucht. Hier wurde nun der Hauptplatz des blutigsten Kampfes. Eine Kanonenkugel nahm dem Prinzen Franz von Braunschweig den Kopf weg; der Feldmarschall Keith bekam einen Schuß in die Brust, stürzte zu Boden, und gab ohne einen Laut seinen Heldengeist auf; auch der General Geist, und der Feldmarschall, Fürst Moriz von Dessau, wurden schwer verwundet zur Erde gestreckt. Die Preußen, von vorne und im Rücken angegriffen, mußten weichen, und die Oesterreichische Cavallerie hieb nun mit Vortheil in die tapfersten Regimenter des Preußischen Fußvolks ein. Der König führte in Person frische Truppen gegen den Feind an, der abermals zurückgeschlagen wurde. Die Oesterreichische Reiterei vernichtete jedoch wieder diese Vortheile der Preußen. Das Dorf wurde von den Kaiserlichen behauptet, nachdem sie bei diesem immer erneuerten schrecklichen Gefecht den Kern ihrer Grenadiere eingebüßt hatten.

Der König befahl nun, daß der in Unordnung gerathene rechte Flügel sich zurückziehn sollte, und schickte den General Saldern mit einigen Bataillons Veteranen ab, den Rückzug zu decken. Dieser mit seltenen Talenten begabte General, in der Kunst mit der Infanterie zu manövriren so einzig wie Seydlitz es bei der Cavallerie war, machte seine Dispositionen in diesen großen Augenblicken mit solcher Klugheit, daß er, ohne einen Musketenschuß zu thun, mit seinen wenigen Kriegern das siegende Heer hinderte, weiter vorzudringen.

Der Nebel verzog sich endlich, und beide Armeen übersahen nunmehr den mit Leichen besäeten Wahlplatz, und die allenthalben herrschende Unordnung. So sehr auch die Disciplin der Preußen Ordnung schuf, so war ihnen dennoch die Dunkelheit und das Terrain entgegen gewesen, ihre Taktik zu gebrauchen, und zweckmäßig zu kämpfen. Man formirte nun von beiden Seiten neue Schlachtordnungen. Die Oesterreicher waren in solcher Verwirrung, daß sie auf den

Anhöhen bei Hochkirch in dicken Haufen zu Tausenden herumschwärmten. Daun, ungeachtet aller erlangten Vortheile, glaubte nicht eine Armee besiegt zu haben, die alle menschliche Erwartungen betrogen hätte; die, obgleich in der Nacht mitten im Schlaf überfallen, dennoch so viel Stunden mit erstaunlicher Tapferkeit in Dunkelheit und Nebel gestritten, die mehresten ihrer Heerführer verloren hatte, und doch jetzt im Begriff stand, den Blutkampf zu erneuern. Dieses war auch die Absicht Friedrichs, als der Herzog von Aremberg, der mit seinem starken Corps unter Begünstigung des Nebels dem König in die Flanke gekommen war, den linken Flügel der Preußen angriff. Hier wurden einige tausend Mann über den Haufen geworfen, und eine große Preußische Batterie erobert. Dies waren aber auch die Gränzen des Sieges. Der König, der jetzt feindliche Truppen vorne und im Rükken hatte, zog seine tapfern Schaaren mitten unter diesem Mordgetümmel zusammen, und machte nach einem fünfstündigen verzweifelten Gefecht einen Rückzug, dem nichts als ein zweitausendjähriges Alter fehlt, um von allen Zungen gepriesen zu werden. Er wurde durch ein starkes Artilleriefeuer, und durch Linien von Cavallerie gedeckt, die in der Ebene von Belgern in großen Zwischenräumen aufmarschirten, hinter denen sich die Infanterie formirte. Die Oesterreichische Armee war in zu großer Unordnung, um einen solchen Rückzug zu stören; überdies hatte Daun auch schon bei Kollin zu erkennen gegeben, sein Grundsatz sey, daß man einem fliehenden Feinde eine goldene Brücke bauen müsse. Bloß die Cavallerie machte einen Versuch, die Preußen zu verfolgen, allein Seydlitz trieb sie bald wieder zurück. Das Heer zog ungestört fort, und schleppte über 1000 Gefangene mit.

Der Marsch Friedrichs ging nicht weit. Nur eine halbe Meile vom Wahlplatz, auf den sogenannten Spitzbergen, lagerte er sich mit seinen Truppen, die den größten Theil ihrer Artillerie und Bagage verloren, den kurzen Rock in der rauhen Jahreszeit zur Decke, und den Himmel zum Zelte hatten. Es fehlte ihnen sogar an Pulver und Kugeln, diesem großen Bedürfniß der Europäischen Heere. Die Preußische Armee verlor an diesem unglücklichen Tage nebst der

Bagage 101 Kanonen, 80 Fahnen, und 9000 Mann; die Oesterreicher 8000 Mann.

Fast alle Preußische Generale, die den Tag überlebten, waren verwundet. Selbst der König hatte eine, obwohl leichte Wunde. Er hatte sich ins stärkste Feuer gewagt; ein Pferd wurde ihm unterm Leibe erschossen, und zwei Pagen stürzten todt an seiner Seite nieder. Er war in der größesten Gefahr, gefangen zu werden. Schon hatten ihn die Feinde beim Dorfe Hochkirch umringt; er entkam aber durch die Tapferkeit der ihn begleitenden Husaren. Allenthalben gegenwärtig, wo der Kampf am blutigsten war, schien er sein Leben für nichts zu achten. Nie zeigten sich sein Geist und seine großen Fähigkeiten in einem so glänzenden Lichte, als in dieser Nacht, die, anstatt seinen Ruhm zu schwächen, ihn vielmehr außerordentlich erhöhte. Nicht der König, der mitten im Kriegsgetümmel alle Regierungs-Geschäfte besorgt, und seine Staaten so wie im Frieden durch eigene Verordnungen beherrscht; der in gefahrvollen Stunden die Flöte bläset, und gleich darauf die tief durchdachtesten Befehle ertheilt; der am Tage vor einer entscheidenden Schlacht Französische Verse macht, Gesetze entwirft, und Rechnungen durchsieht; nicht der Sieger von Leuthen, der auf Schlesiens Feldern Griechische Taktik durch Thaten lehrt, und ein ungeheures Heer streitbarer Völker vernichtet; nicht dieser außerordentliche Mann ist dem Philosophen, dem Geschichtforscher, dem Denker jedes Standes und jedes Volks so bewunderungswürdig, als der bei Hochkirch überfallene, geschlagene, aber doch nicht besiegte König, der seine schlafenden Krieger zusammenrafft, sie einem tapfern und weit stärkeren Feinde entgegen stellt, der mit allen Vortheilen versehen sich schon mitten im Lager befindet, und selbst durch Preußische Kugeln Preußen tödtet; der König, der in diesen schrecklichen Augenblicken seinen Keith fallen sieht, alle seine vornehmsten Feldherren verliert, und nun sich ganz allein überlassen durch die Kraft seines Geistes die zweckmäßigsten Maaßregeln ergreift, das Chaos seines Heeres im verworrensten Schlachtgedränge mitten unter Blut und Tod zur Harmonie umschafft, fünf Stunden lang kämpft, und sich mit großer Ordnung zurückzieht; der in dieser verzweifelten Lage ohne Kanonen, ohne

Munition und Bagage dem Feind noch Furcht einflößt, und gleich darauf fähig ist, durch den Entsatz entlegener belagerter Festungen seine Niederlage eben so wie einen großen Sieg zu benutzen: ein solcher Fürst erzwingt die Bewunderung aller Nationen und aller Zeitalter.

Nie war Daun behutsamer, als nach einem glücklichen Vorfall. Jetzt bezog er ein unbezwingbares, sehr verschanztes Lager bei Cannewitz, und vernachläßigte alle Maaßregeln, dem König zu schaden. Man hätte ihm sagen können, was ein Carthaginiensischer General nach der Schlacht bei Cannä zu Hannibal sagte: „Du weißt zu siegen, aber Deinen Sieg „zu benutzen, das weißt Du nicht.“ So auch Oesterreichs Feldherr, den seine Anhänger höchst unpassend mit dem großen Römer Fabius verglichen. Friedrich aber benutzte diese kostbare Zeit mit desto größerm Eifer, verschaffte sich in der Geschwindigkeit theils aus Dresden, theils von der Heinrichschen Armee die fehlenden Kriegsbedürfnisse und Proviant, gab Befehl zu neuen Transporten, zog eine Verstärkung von 6000 Mann an sich, die ihm der Prinz Heinrich zusandte, und rüstete sich, nach Schlesien zu marschiren. Er sagte: „Daun hat uns aus dem Schach gelassen; das Spiel „ist nicht verloren; wir wollen uns einige Tage erholen, und „alsdann aufbrechen, Neisse zu befreien.“ Es waren aber noch manche Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Das Lager war voller Kranken, und in Bautzen befanden sich alle in der Schlacht verwundete Preußen. Diese mußten erst fortgebracht, für die Bäckerei gesorgt, das nöthigste Feldgeräth angeschafft, Sachsen gedeckt, und der Feind, der die Straße nach Schlesien besetzt hielt, durch verstellte Märsche hintergangen werden. Alles wurde glücklich ausgeführt, und den 25sten October, eilf Tage nach der Schlacht, war Friedrich schon im vollen Marsch nach Schlesien, und zwar mit solchen Vortheilen, daß Daun selbst alle Hoffnung aufgab, es verhindern zu können. Allenthalben gingen die Preußen nun angreifend zu Werke, und machten Gefangene. Daun schickte jedoch unter Anführung der Generale Aremberg, Lascy und Laudon starke Corps ab, um wenigstens den Marsch des Königs zu erschweren. Laudon zeigte hiebei seine ganze Thätigkeit. Bald warf er leichte Truppen in Hohlwege, um

die Preußen aufzuhalten; bald kanonirte er sie aus vortheilhaften Stellungen; bald brach er aus Waldungen wie ein Strom hervor, und stürzte auf die marschirenden Feinde. Es war ein täglich erneuertes Treffen, wobei die kämpfenden Parteien beständig fortrückten. Durch alle diese Versuche aber wurde nichts ausgerichtet; bloß einige Preußische Pontons und Bagagewagen wurden erbeutet.

Der Oesterreichische General Harsch setzte indessen, beruhigt durch Dauns Zusicherungen, die Belagerung von Neisse fort, die, wie alle Preußische Festungen, wegen der im Felde nöthigen Truppen nur schwach besetzt war. Die Hoffnung, diesen wichtigen Ort zu erobern, war wegen der Entfernung des Königs, und da sich keine Preußische Armee in der Nähe befand, gleich Anfangs groß. Durch die Schlacht bei Hochkirch schien, vollends Neisse in den Augen von ganz Europa so gut wie verloren zu seyn. Doch der geschlagene, von starken Armeen umgebene, und vierzig Meilen entfernte Friedrich kam der bedrängten Festung zu Hülfe, und nach einem dreizehntägigen Marsch traf er den 5ten November drei Meilen von Neisse ein. Mehr bedurfte es nicht, um den Endzweck zu erreichen; denn an eben diesem Tage hob Harsch, obgleich er ansehnlich verstärkt worden war, die Belagerung auf, ließ eine [illegible] Menge Munition und Kriegsgeräthe in Stich, und zog sich nach Mähren zurück. Er hatte den Ort seit dem 4ten August berennt, und seit dem 5ten October beschossen; durch die tapfere Gegenwehr der Besatzung aber, die noch beim Abzug der Oesterreicher einen Ausfall that, und 800 Gefangene machte, waren alle Angriffe vereitelt worden.

Auch die bisher von den Oesterreichern blokirte Festung Cosel wurde jetzt befreit, und Schlesien ganz von feindlichen Truppen geräumt. Der Feldzug war nun in dieser Provinz zu Ende; allein in Sachsen, wo Daun mit der großen Armee zurückgeblieben, und das nur sehr schwach gedeckt war, hoffte dieser Feldherr noch auf ansehnliche Eroberungen vor Ende des Winters. Ganz Europa erwartete die Früchte des Hochkircher Sieges, wovon sich noch keine Spur zeigte. Es fehlte jedoch nicht an Entwürfen. Dresden, Leipzig und Torgau sollten in der Geschwindigkeit, und zwar zugleich, von ver-

schiedenen Corps weggenommen werden. Dann selbst ging auf die Hauptstadt los, mit dem Entschluß, sich nicht so, wie vorhin, von seinem Vorsatz abbringen zu lassen. Es befand sich nur ein kleines Corps Preußen in Sachsen; allein bei demselben herrschte große Thätigkeit. Der General Fink war dessen eigentlicher Anführer, ob es gleich unter dem scheinbaren Commando älterer Generale stand. Diese wackeren Befehlshaber, Hülsen und Ilsenplitz, setzten jedoch hier alle Eifersucht bei Seite, suchten den wahren Weg zur Ehre in dem Ruhm ihres Volkes, und in der Beförderung von Friedrichs Absichten; sie ehrten den Willen ihres Königs, und huldigten den größern Talenten des jüngern Generals. Man nahm die zweckmäßigsten Maaßregeln gegen die so große Uebermacht des Feindes, und verstärkte die Besatzung von Dresden. Der Commandant dieser Residenz, General Schmettau, sah sich nun in die traurige Nothwendigkeit gesetzt, die Vorstädte abbrennen zu lassen, da die Königliche Familie, durch eitle Hoffnungen getäuscht, sich diesmal bei der Gefahr leidend verhielt. Es hieß: man müßte sich in gegenwärtiger bedrängten Lage alles gefallen lassen; auch die Landstände schwiegen stille. Selbst der Magistrat, der sich von der Oesterreichischen Besitznehmung der Stadt die vortheilhaftesten Begriffe machte, und von dem Ende aller Kriegsdrangsalen träumte, begnügte sich jetzt, durch Achselzucken die Aeußerung des Commandanten zu beantworten, und das Schicksal seiner Mitbürger zu beklagen. So sehr hatten sich die Gesinnungen in einigen Monaten geändert, und so groß war die Täuschung! Nun war über die unglücklichen Bewohner der Vorstädte der Stab gebrochen.

Diese Vorstädte waren durch ihre Bauart den schönsten Städten in Europa gleich. Die hier befindlichen weitläuftigen, zum Theil ungeheuren Gebäude waren entweder Paläste und Gartenhäuser der Großen und Reichen, oder der Sitz einer Menge Fabrikanten, die hier die Größe der Sächsischen Industrie durch zierliche Arbeiten zeigten. Alle Anstalten wurden zum Brande gemacht. Schmettau wiederholte nochmals seine Vorstellungen; er betheuerte, bei Annäherung des Feindes unfehlbar zu diesem grausamen Mittel zu schreiten, und der Hof — — blieb gleichgültig. Der Feind näherte

sich; die Preußen zogen ihre Vorposten zurück, und nun wurde den 10ten November früh Morgens durch drei Kanonenschüsse das schreckliche Signal zum Brennen gegeben. In allen Zimmern, Kammern oder Räumen eines jeden Gebäudes lagen Haufen brennbarer Materialien mitten unter den schönsten Möbeln, den Kunst-Werkzeugen, und den Manufactur-Producten. Die Einwohner waren entflohen, und nur sehr wenige hatten die ihnen verstattete Frist nutzen können, ihre Habseligkeiten zu retten, da es an Wagen, Pferden und Lastträgern fehlte. Auf diese Art wurden in wenig Stunden 266 Gebäude ein Raub der Flammen. Diese gräßliche Brandscene wurde von Friedrichs Feinden mit zahllosen Zusätzen geschildert, deren Wahrheit den Preußischen Namen geschändet haben würde. Schmettau aber erhielt von dem Magistrat in Dresden ein ehrenvolles Zeugniß seines Betragens, wodurch die ihm angeschuldigten Grausamkeiten völlig widerlegt wurden.

Daun schien über diesen Brand bestürzt zu seyn, und ließ den Commandanten fragen, ob es auf Befehl seines Königs geschehen sey, daß er in der Residenz eines Monarchen eine bisher unter Christen unerhörte That begangen habe, wobei er ihm drohte, für alles verantwortlich zu werden. Schmettau bezog sich auf seine Pflicht, die ihm anvertraute Stadt bis auf den letzten Mann zu vertheidigen, und auf die bekannten Kriegsmaximen. Er versicherte dem Feldmarschall so wie vormals, daß er gegen seine ganze Macht von Straße zu Straße fechten, und sodann unter den Ruinen des Königlichen Schlosses sterben würde. Daun machte nun Anstalten, Dresden förmlich zu belagern; allein die üblen Nachrichten aus Schlesien von dem Entsatz von Neisse, von dem Rückzug der Kaiserlichen Armee nach Mähren, und von dem neuen Marsch Friedrichs nach Sachsen, vereitelte abermals seinen Plan; er zog ab. Die Entwürfe auf Torgau und Leipzig liefen eben so unglücklich ab. Beide Städte wurden fast zu gleicher Zeit von den Preußischen Generalen Dohna und Wedel entsetzt. Nichts blieb nun den Kaiserlichen und Reichs-Truppen übrig, als nach Böhmen zu marschiren; selbst das eroberte Fort Sonnenstein wurde wieder verlassen. So wie der Prinz Soubise nach dem Treffen bei

Lutternberg das Te Deum singen ließ, und dann über den Rhein zurückging, so zogen sich auch die Oesterreicher nach dem Siege bei Hochkirch in ihre Länder zurück, ohne in dem ganzen Feldzug einen Fuß breit Landes erobert zu haben. Dann bemühete sich, seine Armeen in ihren Winterquartieren so zu vertheilen, daß daraus eine ungeheure Truppenkette entstand, dergleichen noch nie in Deutschland, ja noch nie in Europa gezogen worden war. Mehr als 300,000 Soldaten formirten diesen gewaltigen Cordon, der sich vom Riesengebirge bis zu den Alpen erstreckte; er ging durch Oesterreicher formirt längs den Gränzen von Schlesien und Sachsen, die Reichsvölker setzten ihn durch Thüringen und Franken fort, und schlossen sich sodann an die Französischen Armeen an, die längs dem Main und dem Rhein postirt waren, und die Ufer dieses großen Flusses bis an die Gränzen der Schweiz commandirten.

Die Russen, die nach der Schlacht bei Zorndorf durch den Abmarsch des Königs wieder etwas Freiheit bekamen, ihre Operationen fortzusetzen, beschlossen jetzt, Colberg zu belagern, um einen Waffenplatz und ein Haupt-Magazin in den innern Preußischen Provinzen zu haben. Der Hafen dieser Stadt zeigte ihnen wegen der Zufuhr die größten Vortheile, und die sehr schwache Garnison eine leichte Eroberung. Das Schicksal von Pommern hing nun von 760 Mann Land-Miliz, einigen Invaliden, und funfzehn Artilleristen ab, die unter dem Befehl eines invaliden Majors die Besatzung von Colberg ausmachten. Dieser Commandant, Namens Heyden, gehörte aber nicht zu der gemeinen Klasse von Kriegern. Er machte die besten Anstalten zur Vertheidigung, und zeigte dabei den größten Muth, viel Kriegskenntniß und eine seltene Entschlossenheit. Der General Palmbach belagerte die Festung mit 10,000 Russen, bemächtigte sich des Hafens, und in fünf Tagen war auch der bedeckte Weg bereits in seinen Händen. Die Eroberung schien nun gewiß zu seyn, allein die Tapferkeit des Commandanten, der Muth seiner Soldaten und seiner braven bewaffneten Bürger, die wie alte Krieger fochten, setzten allen weitern Fortschritten ein Ziel. Ein großer Nachtheil für die Belagerten waren die Vorstädte, deren Häuser den Russen zum Schirm dienten;

Heyden wollte sie nicht abbrennen, um die Bürger zu schonen, auf deren Beistand er bei seiner schwachen Besatzung vorzüglich rechnen mußte. Diese im Scheibenschießen geübten Bürger kamen nicht von den Wällen, und schossen alles todt, was sich vom Feinde blicken ließ, und ihre Kugeln nur erreichen konnten. Der General Palmbach war über diese Bürger-Vertheidigung sehr aufgebracht; er ließ sich aber besänftigen, als er hörte, daß ein jeder Bürger die Vertheidigung der Festung in seinem Bürgereide angelobet müßte.

Es ereignete sich bei dieser Belagerung ein höchst sonderbarer Vorfall. Palmbach erhielt am sechsten Tage den ganz unerwarteten Befehl, sie aufzuheben. Es geschah sofort; allein er war nur anderthalb Meilen weit zurückmarschirt, als ein neuer Befehl kam, wieder umzukehren, und die Belagerung aufs eifrigste fortzusetzen. Heyden, dem dieser Rückzug bedenklich geschienen, hatte sich aus Vorsicht nicht übereilt, die Thore zu öffnen, um die Laufgräben so wie gewöhnlich zuwerfen zu lassen, wozu bei einem wirklichen Abmarsch immer noch Zeit war, daher die am folgenden Tage zurückkehrenden Russen alles fanden, wie sie es gelassen hatten. Die Aufforderung zur Uebergabe wurde erneuert. Der Commandant antwortete, er habe nicht die geringste Ursache sich zu ergeben, da die Festungswerke noch in dem besten Zustande wären, wobei er hinzufügte, man würde ihn durch Feuer so wenig zwingen, als man Cüstrin dadurch erobert hätte. Um diesen guten Zustand der Festung zu beweisen, befahl Heyden, daß der auffordernde Russische Officier mit unverbundenen Augen durch alle Werke geführt werden sollte. Er machte nun die zweckmäßigsten Anstalten zur weitern Vertheidigung. In Ermangelung der Artilleristen wurden 120 Mann von der Miliz Tag und Nacht geübt, das Geschütz zu bedienen; man verpflegte sie aufs beste; das Essen wurde ihnen täglich gekocht, und auf die Batterien gebracht. Ueberhaupt erhielt die Besatzung nebst dem Brod auch Fleisch, Speck und Gemüse, wovon man einen guten Vorrath gesammelt hatte; eine Anstalt, die nicht wenig diente, den Muth der Soldaten zu beleben, und sie gesund und bei gutem Willen zu erhalten.

Die Belagerer wurden beständig von ihrer Haupt-Armee verstärkt, und erneuerten dann ihre Angriffe mit frischen Truppen.

Truppen. Am funfzehnten Belagerungstage geschah abermals eine Aufforderung, worin der Commandant erinnert wurde, das Elend der Einwohner zu bedenken, wenn die Stadt mit Sturm überginge. Es hieß: er sey durch seine Lage und tapfre Gegenwehr bei einer so schwachen Besatzung, zumal da kein Entsatz zu hoffen, vor Gott, vor dem Könige, und vor der Welt gerechtfertigt. Heyden antwortete, wenn es auf ihn ankäme, würde er gewiß nach Möglichkeit Blut schonen; als ein Officier aber müßte er, seiner Pflicht eingedenk, das äußerste abwarten. Der Sturm unterblieb jedoch; desto eifriger aber wurde das Bombardement fortgesetzt; man warf Bomben und Granaten, und da diese anfingen zu mangeln, auch Steine in die Stadt. Endlich kam die Nachricht von dem Anzuge eines Preußischen Corps ins Russische Lager, da dann die neun und zwanzig Tage lang gedauerte Belagerung sogleich aufgehoben wurde. Nach diesem mißlungenen Versuch räumten die Russen ganz Pommern und Brandenburg, und gingen theils nach Polen, theils nach Preußen in die Winterquartiere. Der Preußische General Dohna bekam dadurch Gelegenheit mit seiner Armee nach Sachsen zu marschiren, und Leipzig zu entsetzen, das der Herzog von Zweibrücken mit den Reichs-Truppen belagert hatte, jetzt aber eilig verließ und nach Hause zog; auch der Kaiserliche General Haddick zog sich geschwind in die Reichs-Länder, nachdem der aus Pommern kommende General Wedel ansehnliche Vortheile über ihn errungen hatte. Der König, der nach dem Entsatz von Neisse wieder nach Sachsen gekommen war, ging nun abermals, nachdem er die Festungswerke von Sonnenstein schleifen lassen, nach Schlesien zurück, woselbst er seine Haupt-Armee in die Winterquartiere verlegte, und das seinige in Breslau nahm.

Die Operationen der Schweden waren in diesem Feldzuge eben so unbedeutend, wie in dem vorigen, obgleich sie mit 5600 Mann Infanterie und 2000 Reitern verstärkt wurden, und Frankreich die bestimmten Subsidien, nämlich 200,000 Reichsthaler ordentliche, und 400,000 Reichsthaler außerordentliche Hülfsgelder richtig bezahlt hatte. Sie begnügten sich, die von Truppen entblößten Preußischen Districte zu brandschatzen und zu plündern, und wenn es hier an Sub-

sistenz fehlte, so mußte Mecklenburg aushelfen, wo die Schweden starke Commandos hinschickten, um hier in dieser mitverbündeten Provinz, so wie in einem feindlichen Lande, Getreide-Lieferungen zu erpressen, die sie jedoch zu bezahlen versprachen.

Im August ging auch der Allianz-Tractat zwischen Schweden und Rußland zu Ende. Man erneuerte ihn ohne Abänderung auf zwölf Jahre. Die Kriegs-Operationen dieser Hülfsvölker aber blieben immer die nämlichen. Die Unthätigkeit ihrer Soldaten im Felde, und die damit verknüpfte Schande machten sie in den Augen der Bundesgenossen, der Feinde, ja bei ihren eigenen Landsleuten verächtlich. Die eigentlichen Ursachen dieser Unthätigkeit, die bereits oben erklärt sind, waren nur sehr wenigen bekannt. Man spottete dieser unmächtigen Krieger eben so sehr in Stockholm als in Wien und Berlin. Dies veranlaßte bei ihnen nach und nach eine größere Theilnahme am Kriege. Sie verleugneten nun ganz den seit Jahrhunderten behaupteten Character eines großmüthigen Feindes, und entehrten ihren martialischen Geist durch niedrige Handlungen. Sobald die Preußen sich ein wenig entfernten, so überließen sie sich dem zügellosen Plündern, und allen ersinnlichen Ausschweifungen. Das Brennen und Morden wehrloser Bürger ausgenommen, gaben sie jetzt bei ihren Verheerungen selbst den Kosaken nicht viel nach. Die Städte und Dörfer, wo sie hinkamen, wurden bis auf den Grund ausgeleert. Kein Mundbissen und keine Klaue wurde den unglücklichen Einwohnern übrig gelassen; selbst die Saat in dem Schooß der Erde wurde vernichtet. Kein Nationalhaß vermochte sie zu diesen Grausamkeiten; vielmehr waren sie anfangs mit der Politik ihrer Regierung sehr unzufrieden, und der Preußischen Sache geneigt; allein die Lust zum Raube stellte sich bald bei ihnen ein. Diese stählte ihre Herzen gegen fremdes Elend; hiezu kamen die Macht der Gewohnheit und die allgemein angenommenen Soldaten-Grundsätze, die im Kriege die Menschen verhärten und zu Tigern machen. Daher sah man diese Schweden, die täglich in geschlossenen militairischen Kreisen zu Gott beteten, ihre Andachtszirkel verlassen, um zu Verbrechen zu eilen, nach deren Vollendung sie sodann das Gebetbuch wieder ergriffen.

Die Einnahme von Berlin war der große Entwurf der Schweden im October, da Brandenburg so sehr von Truppen entblößt war; auch befanden sie sich nur noch fünf Meilen von dieser Residenz, als Wedel mit seinem Corps vorrückte, und sie zurücktrieb. Die Preußen ließen nicht eher nach, als bis sie den Feind unter die Kanonen von Stralsund verwiesen hatten. Fehrbellin in der Mark war die einzige Stadt, die sie auf der Flucht stark besetzten, um ihren Rücken zu decken; allein dieser Ort, den Schweden wegen einer großen hier vor hundert Jahren unter dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm erlittenen Niederlage so denkwürdig, wurde ohne Verzug von den Preußen angegriffen, mit Sturm eingenommen, und die Besatzung theils niedergehauen, theils zu Gefangenen gemacht.

Nunmehr hatte allenthalben der Feldzug ein Ende. Der im October geschlagene Friedrich war jetzt Meister von der Elbe und der Oder. In dem kleinen Zeitraum von sieben Wochen war er aus Sachsen nach Schlesien, dann wieder nach Sachsen zurück, und nun abermals nach Schlesien marschirt. Dabei waren in dieser kurzen Zeit Neisse, Cosel, Dresden, Leipzig, Torgau und Colberg befreit worden. Waren diese Operationen den Laien in der Tactik erstaunenswürdig, so waren sie es den Kriegern noch weit mehr, die die Schwierigkeiten der fortdauernden Bewegungen großer Armeen in ihrem ganzen Umfang kannten. Die Oesterreicher machten nun in Böhmen und Mähren neue Plane zum künftigen Angriff; die Russen in Preußen und Polen dachten auf Füllung ihrer Magazine; die Reichs-Truppen auf die Ruhe in ihren Winterquartieren im Mittelpunkte Deutschlands; und die Schweden, die sogar ihr eigenthümliches Pommern in Preußischen Händen sahen, waren jetzt für ihre eigne Sicherheit unter den Kanonen von Stralsund besorgt.

Fünftes Buch.

Auch der diesjährige Feldzug der Alliirten gegen die Franzosen war sehr merkwürdig. Schon im Anfange des Jahres wurde Richelieu zurückberufen, und mußte das Ober-Commando der Französischen Truppen dem Grafen von Clermont abtreten, der ein Geistlicher war, und nie eine Armee, selbst nicht einmal bei einer Musterung, versammelt gesehen hatte. Vor Richelieu's Abreise aber erhielt Halberstadt von den Franzosen noch einen sehr bösen Besuch. Dieser Heerführer hatte die Stadt und das ganze Fürstenthum am Tage nach der Roßbacher Schlacht verlassen, nachdem er in dieser aus zehn Städten und hundert Dörfern bestehenden Provinz innerhalb sechs Wochen über anderthalb Millionen Reichsthaler erpreßt hatte. Er allein hatte für Sauve-Garden, oder Schutzbriefe, 40,000 Reichsthaler erhalten. Eine Summe von 200,000 Reichsthalern war noch von der versprochenen Brandschatzung unbezahlt geblieben; da sich nun 3000 Mann Preußischer Truppen im Lande befanden, so verweigerten die ohnehin ganz entkräfteten Halberstädter auf Befehl ihres Königs diesen Rest. Richelieu beschloß, sie dafür zu bestrafen. Ein 12,000 Mann starkes, im Braunschweigischen postirtes, Corps rückte unter Anführung des Marquis von Boyer im Januar auf Halberstadt los. Man wollte die hier befindlichen Preußen aufheben, die sich aber ohne Verlust zurückzogen. Nun wurden die Erpressungen mit verdoppelter Härte erneuert, und mit der Drohung, daß diejenigen Häuser, worin man bei der Durchsuchung mehr als vier Reichsthaler an Geld, und mehr als drei Scheffel Getreide antreffen würde, geplündert und angezündet werden sollten; dabei wurden die Pechkränze in Bereitschaft gehalten. Durch diese Drohung vermocht brachten die Einwohner 4000 Scheffel Getreide, und 121,000 Reichsthaler an Geld und Silberzeug zusammen, die Armen mit Thränen zu sechzehn und acht Groschen; für das übrige gaben sie Wechsel. Dennoch geschah die militairische Durchsuchung der Häuser, wobei man schrecklich plünderte. Nun wurden die Stadtthore verbrannt, die Pfeiler abgeworfen, und die Mauern niedergerissen. Das letzte Verlangen dieser

Feinde war, daß die Einwohner von Halberstadt sich anheischig machen sollten, jedesmal, wenn Preußische Truppen in ihre Stadt einrücken würden, als Strafe dafür 100,000 Reichsthaler zu bezahlen. Die Abgeordneten weigerten sich jedoch standhaft, diese unverschämte Forderung einzugehn. Endlich zogen die Franzosen ab, und nahmen sechs Geißeln mit sich.

Die Besitznehmung der großen Deutschen Reichsstädte war besonders das Augenmerk der Französischen Befehlshaber. Schon im vorigen Jahre hatten sie sich gleich bei ihrem Einmarsch in Deutschland der Reichsstadt Cöln bemächtiget, unter dem Vorwand, daß der König von Frankreich Bürge des Westphälischen Friedens wäre. Die Reichsstadt Bremen hatte im August 1757 ein gleiches Schicksal, wovon die hier für Rechnung des Königs von England befindlichen Magazine mit Kriegsbedürfnissen als Ursache angegeben wurden. Man versprach dabei, nichts weder in der Regierung, noch in den Gesetzen der Stadt zu ändern, und drohte im Widersetzungsfall mit Gewalt. Die Einwohner nothgedrungen bewilligten das Ansuchen, und der General, Marquis von Armentieres, nahm sofort Besitz von der Stadt, der er durch edelmüthiges Betragen und gute Mannszucht das Unangenehme ihrer Lage sehr milderte. Der Aufenthalt der Franzosen allhier war jedoch diesmal nur von kurzer Dauer; denn vierzehn Tage nachher verließen sie Bremen wieder. Nach vier Monaten aber, noch vor Eröffnung des Feldzugs, erneuerten sie diesen Entwurf der Besitznehmung, da sie von einer ähnlichen Absicht des Herzogs Ferdinand von Braunschweig hörten. Es zeigten sich jedoch einige Schwierigkeiten bei der Ausführung; denn der Pöbel umringte das Rathhaus mit großem Tumult, und bedrohete den versammelten Magistrat, falls man die Franzosen einlassen würde. Das Volk wollte keine Vorstellungen anhören, und der Französische Befehlshaber keinen Aufschub gestatten. Er ließ die Kanonen aufführen, und seine Truppen mußten sich dem Wall mit Sturmleitern nähern. Man säumte nun nicht, mit diesem Befehlshaber, Herzog von Broglio, eine Capitulation zu schließen, die für die Stadt gar nicht demüthigend war. Er bewilligte alles, was der Magistrat forderte. Das Volk war dennoch mit

dieser Maaßregel höchst unzufrieden, besonders da die Nachricht kam, daß 3000 Hannoveraner im Anzuge wären. Der Pöbel rottete sich nun zusammen, bewaffnete sich mit Beilen und andern Instrumenten, und wollte das Zeughaus aufsprengen, um sich mit Waffen zu versehen, und die schon anrückenden Franzosen wieder herauszutreiben. Es kam auch zu Thätlichkeiten, wobei mehrere Einwohner erschossen und verwundet wurden; und nun hatte der Tumult ein Ende. Mit der Besitznahme dieser Stadt wurden die Operationen unter dem Befehl des Marschalls von Richelieu beschlossen, der nun nach Paris ging, um auf seinen Lorbeeren auszuruhn.

Der neue Feldherr Clermont traf die ihm anvertrauten Truppen in dem elendesten Zustande an. Er machte daher seinem Könige folgenden sonderbaren Bericht: „Ich habe „Ew. Majestät Armee in drei sehr verschiedene Haufen abge„theilt gefunden. Der eine ist über der Erde, aus Dieben „und Marodeurs zusammengesetzt, und in Lumpen gehüllt; „der zweite Haufen ist unter der Erde, und der dritte in den „Hospitälern.“ Er wünschte daher Verhaltungsbefehle, ob er den ersten zurückführen, oder so lange verziehen sollte, bis er mit den beiden andern Haufen vereinigt wäre.

Der Herzog Ferdinand gab ihm keine Zeit, seine Lage zu bessern. Er eröffnete den Feldzug schon im Februar, machte sich Meister von der Weser, und rückte auf Hannover los. Wo sich nur seine Vorposten zeigten, floh der Feind, und zwar so übereilt, daß alle Kranke, so wie eine Menge Geschütz und Bagage, zurückblieben. Selbst die in so vieler Rücksicht wichtige Stadt Bremen, wo St. Germain commandirte, wurde abermals von den Franzosen verlassen, desgleichen Lippstadt, Hamm, Münster und andere wichtige Plätze. Nur allein in Hoya an der Weser behauptete der Graf Chabot seinen Posten, bis ihn der Erbprinz, nachmaliger Herzog von Braunschweig, nach einem lebhaften Widerstande vertrieb, und 1500 Gefangene machte. Dies waren die Erstlinge jener Thaten, die diesem jungen Prinzen in kurzer Zeit einen Rang unter den größten Feldherren unsers Zeitalters erwarben, vom Schicksal bestimmt, Oraniens Rächer zu seyn, und fast ohne Schwerdtstreich das stolze Holland zu demüthigen.

Die Einnahme von Hoya bahnte den Weg nach Zelle, Hannover und Braunschweig. Die leichten Truppen der Alliirten triehen alles vor sich her. In dieser Bestürzung, wo die Franzosen allenthalben in der größten Unordnung sich zu retten suchten, wurden viele hunderte von ihnen Opfer der durch so mancherlei Gewaltthätigkeiten wüthend gemachten Hannöverschen Bauern. In einem Zeitraum von acht Tagen war ganz Hannover von den Feinden geräumt, die unaufhaltbar nach dem Rhein zogen, und alle ihre Magazine in Stich ließen. Die[illegible]igen, die sie nicht Zeit hatten zu zerstören, fielen den [illegible]ern in die Hände. Um diesen so verwirrten Rückzug zu sichern, opferte Clermont 4000 Mann auf, die er in Minden zurückließ. Dieser Ort wurde nun förmlich belagert. Der Commandant, Marquis von Morangiés, verlangte nach fünf Tagen einen freien Abzug, und da man dies nicht bewilligte, so drohte er, die Weser-Brücke zu sprengen, die Stadt in einen Aschenhaufen zu verwandeln, und sich nebst seiner Garnison unter den Ruinen zu begraben. Allein es blieb bei diesen Drohungen, die von den Belagerern verspottet wurden. Morangiés änderte nun geschwind seinen Entschluß; denn schon am nächstfolgenden Tage geschah die Uebergabe des Orts, wobei man die noch aus 3500 Mann bestehende Besatzung zu Gefangenen machte, und ein großes Magazin erbeutete. In Hessen war nur Marburg allein noch in Französischen Händen. Der Erbprinz von Braunschweig aber vertrieb sie auch hieraus, so daß sich jetzt in ganz Niedersachsen und Westphalen kein Feind mehr befand. Erst in Wesel machten die Franzosen Halt, nachdem von ihnen 11,000 Mann auf dieser Kriegsjagd in die Hände der Alliirten gerathen waren. In dieser Preußischen Festung nahm der Französische Feldherr das Hauptquartier, und sandte den größten Theil seiner Truppen über den Rhein.

Ferdinand hatte Mangel an Cavallerie. Einige Regimenter Hannöverscher und Hessischer Reiterei, und einige tausend Preußische Dragoner und Husaren, die sich bei seiner Armee befanden, waren zu dem großen Dienst im Felde nicht hinreichend. Das Brittische Parlament beschloß daher Cavallerie nach Deutschland zu senden, und auch mit Englischer

Infanterie Ferdinands Heer zu verstärken. Emden war dazu der bequemste Landungsplatz. Dieser Ort war aber in den Händen der Franzosen; sie hatten ihn wegen des Hafens zu einem Waffenplatz und zum Hauptmagazin bestimmt, und ihn mit 3800 Mann besetzt. Auch dieser Entwurf wurde vernichtet. Zwei Englische Kriegsschiffe erschienen, und blokirten den Hafen. Ein Schrecken überfiel die Besatzung; sie fürchtete zu Wasser und zu Lande zugleich angegriffen und abgeschnitten zu werden. Nichts blieb übrig als ein Abzug, der auch gleich unternommen wurde. Dieser aber [illegible]ah mit großem Verlust. Die bewaffneten Böte der [illegible]nder, die Preußischen Husaren, die Hannöverschen Jäger, alles wetteiferte in Thätigkeit. Viele von diesen abziehenden Franzosen wurden getödtet, und noch mehrere gefangen genommen; dabei wurden alle Verwundete und Kranke ihrem Schicksal überlassen. Man erbeutete eine Menge Bagage, Munition und große Magazine; auch die mitgenommenen Geißeln wurden befreit. Bei dieser übereilten Flucht vergaßen die Franzosen die Besatzung der Vechte, eines benachbarten Forts, abzurufen, die sich gleich darauf mit einem Zug von hundert Stücken Geschütz zu Kriegsgefangenen ergab.

Alle kriegführende Heere, der Preußen, der Oesterreicher, der Russen, Schweden und Reichsvölker, lagen noch in ihren Winterquartieren, als im Monat März diese, große unerwartete Revolution vorging, wo die siegtrunkenen Französischen Armeen wie das Wildpret in den beschneieten Wäldern gejagt, ganz Nord-Deutschland von ihnen gereinigt, und die Kriegsscene völlig geändert wurde. Bloß Wesel war noch in ihren Händen. Diesen Ort zu erobern, und sie vollends über den Rhein zu treiben, war Ferdinands Entwurf. Erst aber bezog er mit seiner Armee in Westphalen die Winterquartiere, und erwartete die Brittische Cavallerie.

Die Französische Nation, die noch die Schande des Roßbacher Tages nicht vergessen hatte, war durch diesen neuen höchst unerwarteten Auftritt aufs tiefste gebeugt. Ein großes Heer Franzosen auf der Flucht vor einer Hand voll Deutschen, die in Eil zusammengezogen waren, und denen es sogar an Reitern fehlte, und überdies vor eben den überwundenen Deutschen, über die sie wenig Monate zuvor den

Stab gebrochen, die sie mit Verachtung und Spott behandelt, in einen Landwinkel eingezwängt, und genöthigt hatten, ihre Rettung in einer erniedrigenden Capitulation zu suchen: dies war mehr als der Gallische Stolz ertragen konnte. Man glaubte schon den unternehmenden Ferdinand über den Rhein, im Herzen Frankreichs, ja vor den Thoren von Paris zu sehen. Diese Begebenheit schien den Preußischen Gegnern so außerordentlich, daß selbst die Höfe von Wien und Petersburg ein Verständniß zwischen Frankreich und Preußen muthmaßten, und nur mit vieler Mühe gelang es den Franzosen, diesen Verdacht zu vernichten. Der Hof von Versailles zeigte bald seinen Ernst. Es wurden die lebhaftesten Maaßregeln genommen, und alle Truppen aus den innersten Theilen des Königreichs in Bewegung gesetzt. Diese mußten in größter Eil die Armee am Rhein verstärken; die Gränz-Festungen wurden schleunig in besten Vertheidigungsstand gesetzt, und um den Muth der Nation zu beleben, die jetzt mehr Frieden als Krieg wünschte, ward das Gerücht verbreitet, daß nächstens durch Spaniens Vermittelung der Friede erfolgen würde.

Der Herzog von Belleisle, der jetzt in Versailles das Wort führte, wandte seine Aufmerksamkeit auf die Quelle der Mißbräuche. Er machte Verordnungen, deren Nothwendigkeit, besonders in Kriegszeiten, bei allen disciplinirten Armeen Verwunderung erregen mußte. Es hieß: daß die Hälfte der Officiere bei ihren Regimentern bleiben sollten; ferner, daß die Officiere sich nicht ohne Urlaub von der Armee entfernen sollten; geschähe es, so wurde ihnen jetzt dafür die Strafe zuerkannt, ihre Besoldung zu verlieren. Auch schickte Belleisle eine Anzahl Officiere nach der Bastille, und schrieb Briefe an alle Regiments-Befehlshaber bei den Französischen Armeen voll strenger Befehle und Drohungen. Diese wurden jedoch wenig geachtet. Das Uebel hatte tiefe Wurzel geschlagen, und ohne eine völlige Umschmelzung der ganzen Militair-Verfassung der Franzosen war es nicht zu hemmen. Es herrschten bei ihren Heeren auf Märschen, in Lägern, ja selbst auf dem Schlachtfelde keine Subordination, keine Disciplin, keine Ordnung; dagegen desto mehr barbarische Gebräuche, willkührliche Gesetze und Ausschweifungen. Man fand alles in den Französischen Lägern, was nur der

Luxus in den glänzendsten Königsstädten zur Schau auskramen kann. Alle und jede Bedürfnisse, von den einfachsten bis zu den künstlichsten, waren hier vorhanden. Kramladen ohne Zahl, ganze Magazine von seidenen Stoffen, Galanterie-Waaren, wohlriechenden Essenzen, Sonnenschirmen, Haarbeuteln und Schminkdosen. Einst befanden sich bei der Armee des Prinzen Soubise 12,000 Wagen, die Krämern und Marketendern gehörten, ohne den Troß der Officiere zu rechnen; die Armee selbst war damals nicht über 50,000 Mann stark. Bei der Garde du Corps hatte die aus 139 Reitern bestehende Schwadron des Herzogs von Villeroy allein 1200 Pferde in ihrem Gefolge. Ein kleiner Theil derselben diente zum Reiten, die übrigen mußten Wagen schleppen. Diese ungeheure Menge Fuhrwerk erschwerte die Subsistenz der Truppen außerordentlich, vermehrte die Unordnung in Lägern und auf Märschen, und hemmte die Bewegungen der Heere. Man gab Bälle im Lager, und nicht selten verließ der Französische Officier seine Feldwacht, um in der Nähe eine Menuet zu tanzen. Man spottete über die Befehle der Heerführer, und gehorchte ihnen nur, wenn man es bequem fand.

Diese Französische Sinnes- und Handlungsart, die auf so mancherlei Weise mit den Deutschen militairischen Gebräuchen und Grundsätzen contrastirte, erzeugte bei den Deutschen Truppen eine Verachtung gegen die Franzosen, die weder der dieser Nation eigene Muth, noch ihr thätiger Ehrgeiz zu schwächen vermochte. Hiezu kamen die großen Vorfälle. Kaum zeigt sich Friedrich den Franzosen, so gewinnt er einen glänzenden Sieg, und zwar auf die leichteste Weise. Ferdinand zieht zerstreute Truppen mitten im Winter zusammen, und jagt die siegträumenden Franzosen in wenig Wochen fast ohne Schwerdtstreich bis an den Rhein. Der zweimal so starke Feind flieht allenthalben, giebt seine Magazine preis, und denkt bloß auf Rettung des Lebens. In der That war der Zustand dieser Truppen, da sie am Rhein anlangten, bedauernswürdig; es war ein colossales Bild des menschlichen Elends: abgemattet, abgehungert und abgerissen. Die nothwendigsten Bedürfnisse, die mannigfaltigen Kauf-Artikel ihrer Marketender und Krämer, waren eine Beute von Ferdinands leichten Truppen geworden. Es fehlte den

Franzosen an Brod, und was ihnen fast eben so schrecklich war, an Haarpuder. Die Lustigkeit verließ sie jedoch nicht; sie sangen, sie hüpften, und erschienen auf ihren Märschen in komischen Aufzügen. Man gestattete ihnen Freiheiten, die man bei andern Truppen für unanständig gehalten hätte. Oft steckten sie auf dem Marsch die Brode auf die Spitzen ihrer Bajonette, und trugen sie hoch in der Luft; das Fleisch hingen sie an das Gefäß ihres Degens. Viele von den gemeinen Soldaten hatten keine Strümpfe, daher die Beine bloß mit den Stiefeletten bedeckt waren. Papierne Manschetten waren bei ihnen nichts ungewöhnliches. Bei keiner Armee herrschte solche Fröhlichkeit, die sowohl auf Märschen als im Lager, bei Tag und bei Nacht, bei guten und üblen Vorfällen, ununterbrochen fortdauerte.

Alle diese Dinge vermehrten die Verachtung bei den Deutschen Kriegern, die nie gegen ein wahrhaft tapfres Volk größer gewesen ist. Man verbarg sie nicht einmal in den nachtheiligsten Lagen. Hier ist davon ein sonderbares Beispiel: Ein Preußischer Husar wurde von den Franzosen gefangen, und ins Hauptquartier gebracht. Clermont selbst wollte ihn sprechen; denn die Gefangennehmung eines Preußischen Husaren war hier ein seltner Vorfall. Dieser Krieger gehörte zu dem schwarzen Regiment. Ein jeder Reiter desselben, seinen Leib in Kleidungsstücke gehüllt in der Farbe des Trauerns, trug überdies einen Todtenkopf, das Sinnbild der Verwesung, an der Stirn; er war ein lebendiges memento mori; und schon der bloße Anblick eines solchen Todes-Predigers mit einem scharfen Säbel in der Faust, um dem Sittenspruch den stärksten Nachdruck zu geben, flößte Schrecken ein; auch waren diese schwarzen Husaren den tapfersten Regimentern des Französischen Heeres furchtbar. Man hatte die Sage verbreitet, daß sie bei Widersetzung nie Pardon gäben, und die Husaren bestätigten dies Gerücht, um desto leichter zu siegen. Es wirkte auch über allen Glauben. Ganze Schaaren flohen vor wenigen Husaren, und nicht selten brachten einzelne dieser schwarzen Reiter ganze Trupps von Gefangenen ins Lager der Alliirten.

Die Unterredung des Französischen Feldherrn mit dem gefangenen Husaren geschah durch Dolmetscher. Auf die

Frage, wo Ferdinand sich gelagert hätte, war die Antwort: „Da, wo ihr ihn nicht angreifen werdet.“ Man fragte ihn, wie stark die Armee seines Königs sey? er antwortete: sie möchten sie aufsuchen und zählen, wenn sie Muth genug dazu hätten. Clermont hielt sich durch diese Kühnheit nicht beleidigt. Sie gefiel ihm vielmehr, und veranlaßte ihn, den Husaren zu fragen: ob sein König viel solcher Soldaten hätte, wie er? Der Mann mit dem Todtenkopf antwortete: „Ich gehöre zu den schlechtesten, sonst wäre ich jetzt nicht „euer Gefangener.“ Eine solche Sinnesart außerhalb Frankreich zu finden, war den Franzosen ein Räthsel. Man entließ den Husaren, und Clermont schenkte ihm einen Louisd'or. Der Preuße nahm ihn an, allein obgleich ausgeplündert und ohne einen Heller im Besitz, gab er im Angesicht des Feldherrn das Goldstück einem Französischen Soldaten, mit der Erklärung, daß er von den Feinden seines Volks keine Geschenke annehmen wollte. Man trug ihm Dienste und eine Officierstelle an; er aber antwortete mit Hohngelächter, daß er ein Preuße sey.

Wir nehmen nun den Faden der Geschichte wieder auf. Sobald die Truppen in den kurzen Winterquartieren sich wieder erholt hatten, eröffnete Ferdinand den Feldzug mit dem kühnen Entwurf, den Krieg, wo nicht in Frankreich selbst, doch an die Gränzen dieses Reichs hinzuspielen. Da aber die Französische Armee an den Ufern des Rheins, und zum Theil vortheilhaft, postirt war, und der Deutsche Feldherr auch keine Pontons hatte, so zeigte ein Uebergang über diesen großen Fluß außerordentliche Schwierigkeiten. Sie wurden jedoch durch vortreffliche Maaßregeln überwunden, und den 1sten Junius in der Nacht ging die alliirte Armee theils in Fahrzeugen, die man von den Holländern gemiethet, und zu einer Schiffbrücke gemacht hatte, theils in flachen Böten unweit Cleve glücklich über den Rhein. Der dadurch einigen Holländischen Ländereien zugefügte Schade wurde den Eigenthümern mit 4000 Gulden vergütet. Ferdinand wünschte sehnlich eine Schlacht; Clermont aber vermied sie sorgfältig, und hatte sich mit seiner weit stärkern Armee bei Rheinfelden bis an die Zähne verschanzt. Ihn dort anzugreifen, war Verwegenheit. Nichts blieb übrig, als ihn weg

zu manövriren. Dies gelang seinem kriegsverständigen Gegner, und in vierzehn Tagen nach dem Uebergang über den Rhein sah man die Französische Armee in den Ebenen von Crefeldt. Es kam hier den 23sten Junius zu einer Schlacht. Ferdinand zeigte dabei seine erhabenen Kriegstalente. Er ordnete drei Angriffe an, wovon jedoch zwei verstellt waren; ein Umstand, der durch die kunstvolle Einrichtung dem Feinde verborgen blieb. Die Hauptscene war eigentlich auf dem linken Flügel der Franzosen in einem Gehölz, von dessen Besitz das Schicksal des Tages abhing. Hier commandirte der General St. Germain, der in der Hoffnung, unterstützt zu werden, sich gegen die überlegene Macht aufs tapferste vertheidigte; auch war das ganze Grenadier-Corps ihm zu Hülfe gesandt; allein diese Truppen verfehlten den Weg. Endlich drang der Erbprinz von Braunschweig mit der Infanterie ins Holz, und nach einem hartnäckigen Gefecht von drei Stunden wurde der Feind glücklich herausgetrieben. Die Französische Cavallerie verlor in dieser Schlacht einen großen Theil ihrer besten Reiter, und die Preußischen Dragoner, die durch gewisse Spottreden der Franzosen aufgebracht waren, rächten solche jetzt nachdrücklich. Die Alliirten hatten in diesem Treffen nur 1500 Todte und Verwundete, die Feinde aber zählten über 7000 Mann. Der Sieger Ferdinand ging auf dem Wahlplatz herum, betrachtete gerührt die verstümmelten Leichname, und sagte zu seinen Officieren, die ihm Glückwünschten: „Dies ist das zehnte Schauspiel dieser Art, das „ich in meinem Leben sehe. Wollte Gott, daß es das letzte „wäre!“

Nach der Schlacht rückte der Erbprinz mit einem Corps vorwärts, nahm Rüremonde durch Capitulation ein, und schickte streifende Parteien bis an die Thore von Brüssel. Man brandschatzte in Brabant und im Bisthum Lüttich. Die Hauptfolge dieses Sieges aber war die Belagerung von Düsseldorf, wo die Franzosen ihr Haupt-Magazin hatten. Am sechsten Tage, nachdem eine große Anzahl Häuser durch Bomben und Kugeln in die Asche gelegt waren, ging die Stadt über. Die Besatzung erhielt einen freien Abzug; der ungeheure Vorrath aber von Proviant, Munition, und eine Menge Geschütz, wurden den Eroberern überlassen. Man

erschrak in Frankreich über diesen neuen Verlust; die Bastille wurde gefüllt, und Clermont zurückberufen. Der Dauphin wollte sich nun selbst an die Spitze der Armee stellen, welches jedoch nicht gestattet wurde. Man nahm indeß neue Maaßregeln, die Ehre der Französischen Waffen zu retten. Die Armeen wurden mit Rekruten, Bedürfnissen und mannigfaltigen Instructionen versehen. Das Commando am Rhein erhielt jetzt der erfahrne Marschall von Contades; dabei wurde dem Prinzen Soubise der Befehl zugeschickt, mit seiner durch 6800 Mann Würtemberger verstärkten Armee, es koste was es wolle, wieder in Hessen einzudringen. Diese Provinz schien wegen Ferdinands Entfernung eine gewisse Eroberung, und zugleich ein Mittel zu seyn, die Armee der Alliirten vom Rhein abzuziehn. Soubise rückte nun vor, und obgleich seine Avantgarde von der Hessischen Land-Miliz geschlagen wurde, so drang er doch mit 30,000 Mann ins Herz der Provinz in. Der Hessische General, Prinz von Isenburg, hatte nur 7000 Mann sie zu vertheidigen; mit diesen bezog er ein vortheilhaftes Lager zwischen Cassel und Minden. Er erkannte sein Unvermögen, mit so wenigen, zum Theil irregulairen Truppen, einer großen Armee Widerstand zu thun, und wünschte daher bloß Zeit zu gewinnen, um den Erfolg der Operationen am Rhein zu erwarten. Diesem Plan gemäß wollte er sich zurückziehn. Seine Truppen aber, die jetzt von den Franzosen die verächtlichsten Begriffe hatten, wollten davon nichts hören. Er war gezwungen Stand zu halten, und so kam es zwischen ihm und den detaschirten Corps des Herzogs von Broglio, der 12,000 Mann, größtentheils Deutsche, im Französischen Sold stehende, Regimenter, gegen ihn anführte, am 23sten Julius bei dem Dorfe Sangershausen zu einem Treffen. Es war sehr hitzig. Die Hessen stritten wie Löwen, und machten fünf Stunden lang den Sieg streitig; endlich aber wichen sie der Uebermacht. Isenburg verließ das Schlachtfeld mit einem Verlust von 1500 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen, und fast seiner ganzen Artillerie. Dreihundert von diesen muthigen Hessen ertranken in der Fulda, da sie, um der Kriegsgefangenschaft zu entgehn, über diesen Fluß zu schwimmen versuchten. Durch den Sieg wurden die Franzosen Meister von der We-

ser, und konnten sich im Hannöverschen und Westphalen weiter ausbreiten. Das schon im vorigen Jahr so schwer heimgesuchte Hessen fühlte jetzt abermals die Geißel des Krieges. Man versuchte für das unglückliche Land zu capituliren; Contades aber trieb mit den Abgeordneten seinen Spott, und sagte, daß er ein Soldat sey, und nicht schreiben könne.

Die Engländer waren durch die Schlacht bei Crefeldt und Ferdinands Progressen am Rhein ganz für einen Landkrieg gestimmt worden, da diese Insulaner bis jetzt nur allein vom Seekriege hatten hören wollen. Die gesetzgebende Gewalt dieses Reichs sowohl als das Volk, alles wünschte die nachdrücklichsten Maaßregeln, um die Franzosen zu Wasser und zu Lande zu bekämpfen. Der große Pitt hielt immer noch das Ruder des Brittischen Staats in seinen gewaltigen Händen, und beherrschte die stolze Nation nach Gefallen. Durch seine alles besiegende Beredsamkeit, und durch seinen tiefdurchdringenden Geist, war er gleichsam unumschränkt im Königlichen Conseil sowohl als im Parlament. Sein Grundsatz war, eine Sache ganz zu unterlassen, oder sie mit allen Kräften auszuführen. Das Parlament bewilligte, 18,000 Mann nach Deutschland zu schicken. Wäre dieses früher geschehen, so würde sich Ferdinand jenseits des Rheins behauptet haben, auch hätte man wahrscheinlich die von den Alliirten berennte Festung Wesel erobert. Allein jetzt war die Lage dieses Feldherrn kritisch. Er hatte eine Armee von 80,000 Mann unter Anführung eines erfahrnen Generals gegen sich; die Lebensmittel fingen bei seinen Truppen an zu mangeln, dabei hatte ein lange anhaltendes Regenwetter die Wege von Grund aus verdorben, und die Ufer überschwemmt. Die Märsche waren daher außerordentlich beschwerlich. Die Franzosen hatten sich der Maas versichert, und jetzt waren sie darauf bedacht, die alliirte Armee vom Rhein abzuschneiden. Ferdinand wollte schlagen; Contades hingegen, seiner Vortheile sich bewußt, vermied sorgfältig ein Treffen. Indessen erforderte das bedrohte Hannover schleunige Hülfe; hiezu kam die Besorgniß für die Subsistenz der Truppen, und für die Sicherheit der Englischen Hülfsvölker, die in Nord-Deutschland landen sollten, und leicht abgeschnitten werden konnten.

Diese Betrachtungen nöthigten den Deutschen Feldherrn, über den Rhein zurückzugehn; allein die Schwierigkeiten dabei waren sehr groß; der Fluß breit und stark strömend; der Feind mit einer gewaltigen Uebermacht in der Nähe und sehr wachsam. Die alliirte Armee hatte bei Rees eine Brücke über diesen Fluß geschlagen; in der Stadt war ein starkes Magazin, ein großer Geldvorrath, und ein Feld-Hospital. Zur Bedeckung sowohl der Stadt als der Brücke befand sich hier der General Imhof mit 3000 Mann. Dieser wurde nun von 10,000 Mann Franzosen unter dem Commando des Generals Chevert angegriffen. Alles war an der Behauptung dieses Postens gelegen. Die Rettung oder der Untergang der alliirten Armee hing davon ab. Ferdinand war unvermögend, Hülfe zu senden, so daß Imhof sich bloß auf seine und seiner Truppen Tapferkeit verlassen mußte. Sein Lager war durch Gräben und Hecken gedeckt. Der Feind kannte dieses Terrain nicht, das Imhof sorgfältig benutzte, und anstatt die Franzosen zu erwarten, ihnen vielmehr entgegen ging. Der Angriff war hitzig, und desto wirksamer, da man ihn von dem kleinen Corps gar nicht erwarten konnte. In einer halben Stunde Zeit war der so überlegene Feind zurückgeschlagen; er eilte nach Wesel, und ließ eilf Kanonen, viel Munition, eine Menge Wagen und einige hundert Gefangene zurück. Die Franzosen flohen mit solcher Eil, daß sie unterwegs ihre Waffen von sich warfen. Auf dem Wege nach Wesel fand man über 2000 Musketen.

So unbedeutend auch dieser Vorfall in einem so blutigen thatenvollen Kriege war, so vertrat er doch hier die Stelle des größten Sieges. Denn er entschied den Besitz der großen Magazine in Rees und Emmerich, so wie der Schiffbrücke, ohne welche es Ferdinand unmöglich gewesen wäre, den Rhein zu passiren; so daß dieser vortrefliche Feldherr mit seinen braven Truppen ohne Lebensmittel, ohne Pontons, kurz ohne Hoffnung, in einen Erdwinkel eingeschlossen, ein Raub der Feinde geworden wäre. Nun aber war der glückliche Uebergang nicht mehr zweifelhaft. Der Deutsche Feldherr hinterging die Franzosen durch falsche Märsche und Stellungen, um seine Absicht zu verbergen. Der angeschwollene Rhein verursachte jedoch, daß man die Brücke bei Rees abbre-

abbrechen, und solche bei Griethausen schlagen mußte. Die Franzosen machten den letzten Versuch, sie durch vier Fahrzeuge von einer besondern Bauart zu vernichten, die von Wesel ausliefen; allein diese wurden durch bewaffnete Böte aufgefangen, so daß den 9ten und 10ten Julius die ganze alliirte Armee glücklich über den gewaltig strömenden und von den Feinden stark besetzten Rhein ging, ohne einen Mann zu verlieren; ein Rückzug, der noch meisterhafter als selbst der Uebergang war. Bald nachher wurde Imhof mit einem Corps den Englischen Truppen entgegen geschickt, die in Emden gelandet waren, und sich mit den Bundesgenossen ohne Hindernisse bei Ebsveld vereinigten.

Die Ankunft dieser Engländer erregte bei den Deutschen große Freude. Es waren 10,000 Soldaten, und also die erste Division von den 18,000 Mann, die das Parlament bewilligt hatte. Diese Krieger formirten ein überaus schönes Corps an Menschen und Pferden, das sich auch durch viel äußerlichen Glanz auszeichnete. Ein Grenadier-Regiment hatte mit Gold und Silber reich gestickte Mützen mit dem Motto: Nec timor, nec pavidus. Ein Cavallerie-Regiment ritt lauter Rothschimmel; ein anderes Blauschimmel; ein drittes bloß schwarze, und ein viertes bloß kastanienbraune Pferde, sämmtlich auserlesen und Parade-Pferden ähnlich. Außer den lastragenden Thieren führte dies Corps über 1000 Bagagewagen mit sich.

Unter den Brittischen Truppen, die nach Deutschland kamen, befanden sich auch 2000 Bergschotten, die sich bald durch Muth und Thätigkeit den Feinden kennbar machten. Die Bergschotten, die so viel Eigenthümliches in ihren Sitten haben, sind die Bewohner der Schottischen Gebirge und der Hebridischen Inseln. Sie rühmen sich ihrer unvermischten Abkunft von den alten Caledoniern, die nie, weder von den Römern, noch von den Dänen, den Sachsen, oder den Normännern unterjocht wurden, und auch jetzt noch in einer mindern Unabhängigkeit von der Regierung, wie ihre Landsleute, leben. Ihre Sprache ist noch jetzt die alte Gälische, in welcher Ossian sang, und mit dieser Sprache hat sich auch großentheils ihre alte Kleidung, ihre Lebensart und Sitte unverändert erhalten. Immer noch wie ehemals singt

der Bergschotte in der bemoosten Hütte die Heldengeschichte seines Volks; theilt noch jetzt an dem gastfreien Herde gerne sein Haferbrod mit dem unbekannten Wanderer, hängt jetzt noch nach patriarchalischer Sitte an dem Haupt seines Stammes, seinem Lehnsherrn, den er mehr als den König von England ehrt.

Diese Bergschotten sind von festem Gliederbau, sehr gelenkig, leicht zu Fuß, und bei harter Kost zu Beschwerlichkeiten jeder Art gewöhnt. Sie sind sehr tapfer und überhaupt vortreffliche Soldaten, allein Feinde einer strengen Disciplin; sie tragen keine Beinkleider, sondern an deren Stelle einen gestreiften wollenen Mantel, der um die Hüften geschlagen wird, und über die Knie herabhängt. In einen solchen Mantel gehüllt schlafen die Bergschotten ohne Zelte unter freiem Himmel, wenn sie sich nicht in die Erde graben, wozu sie eine eigene Geschicklichkeit besitzen. Ihre Habseligkeiten werden nicht so wie bei andern Kriegsvölkern in Tornistern und auf dem Rücken getragen, sondern vorne vor dem Unterleib, wo sie in einen spitzen Beutel von Seehundsfellen eingeschnürt sind. An den Füßen tragen sie Strümpfe von selbstgewirkten Zeugen, die aber nur die halben Beine bedecken, und auf dem Kopfe haben sie Mützen mit einem Federbusch geziert. Ihre Waffen sind eine Flinte mit einem Bajonet, ein paar Pistolen im Gürtel, ein großer Degen, und ein langes am Vorderkörper hangendes Messer. Ihre Feldmusik besteht in Trommeln und Dudelsäcken, welche letztere in Schottland überhaupt in Ehren gehalten werden. Zu ihren sonderbaren alten Kriegsgebräuchen gehört, daß jedes Bataillon einen Hirsch hat, der auf allen Märschen an der Spitze des ersten Haufens mitgeführt wird.

Die Bergsoldaten zeigten auch jetzt in Deutschland ihre gewöhnliche Tapferkeit in mancherlei auffallenden Thaten. Unter andern überfielen sie unweit Dillenburg ein Französisches Cavallerie-Regiment; die Reiter versuchten eiligst ihre Pferde zu besteigen, allein sie wurden theils niedergehauen, theils zu Gefangenen gemacht; und nun bestiegen die Bergschotten die erbeuteten Pferde, und kamen beritten ins Hauptquartier zurück.

Ferdinand nahm jetzt, um seinen Truppen Erholung zu verschaffen, vortheilhafte Stellungen an dem Fluß Lippe, wobei er Hannover deckte. Das eroberte Düsseldorf mußte jetzt wieder verlassen werden. Die Hannöversche Besatzung verließ diese Festung, nachdem sie alle Kanonen vernagelt, und das Pulver in den Rhein geworfen hatte. Auch Cleve wurde verlassen. Beide Oerter nahmen die Franzosen gleich wieder in Besitz. Isenburg wurde an der Weser postirt, und der General Oberg mußte mit 9000 Mann Hessen decken. Oberg bezog das feste Lager bei Sondershausen, und versuchte alle Mittel, um von den Franzosen in seinen Verschanzungen angegriffen zu werden. Soubise, der ihm mit 30,000 Mann gegenüber stand, wollte dieses nicht, sondern bemühte sich, ihm in den Rücken zu kommen. Diese Besorgniß trieb Oberg aus seinem Lager. Nun wurde er am 10ten October von dem überlegenen Feind bei Lutternberg auf allen Seiten angegriffen. Das Terrain war viel zu weitläuftig, um es mit so wenigen Truppen allenthalben zu vertheidigen. Die Hessen wehrten sich jedoch tapfer, und schlugen die feindliche Infanterie zurück, wurden aber in dem Augenblick des Sieges von der Französischen Cavallerie in der Flanke und im Rücken angefallen. Der Mangel an Reiterei auf Hessischer Seite vermehrte diesen Unfall, und nöthigte Oberg zum Rückzug. Die Alliirten verloren dabei 1500 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen, nebst acht und zwanzig Kanonen.

Die Sachsen, von denen kurz zuvor ein 10,000 Mann starkes Corps zu der Französischen Armee gestoßen war, hatten an diesem Siege vielen Antheil; auch wurden in der Folge von den Franzosen wenig Vortheile erfochten, wozu diese braven Truppen nicht thätig das ihrige beitrugen. Dennoch mußten sie von ihren stolzen Bundesgenossen allerhand Demüthigungen dulden, und ging es übel, so legte man es ihnen zur Last. Diese Sächsischen Krieger waren größtentheils Ueberläufer von der Preußischen Armee, geborne Sachsen, die nicht wider ihren Regenten fechten wollten. Man hatte sie in zwölf Regimenter vertheilt, und jetzt standen sie in Französischem Sold. Sie führten vier und zwanzig Kanonen mit sich, ein Geschenk der Dauphine, und mit

ihrem Namen geziert. Es war ein Tribut, den diese Prinzessin ihrem bedrängten Vaterlande zollte. Ihr Bruder, der Prinz Xavier, zweiter Sohn des Königs von Polen, war Anführer dieses Corps. Dieser Prinz, von allen Talenten zum Kriege entblößt, ein schlechter Feldherr, ein schlechter Patriot, und auch als ein schlechter Regent durch seine sonderbare Landes-Administration in Sachsens Annalen unvergeßlich, brachte das ihm eigene stolze Wesen zur Armee mit, das die Sächsischen Soldaten aufregte, die voll guten Willen waren, und eine bessere Behandlung zu verdienen glaubten. Man murrte nicht allein, sondern es wurden ganz laut in Gegenwart des Prinzen Schimpfreden ausgestoßen. Xavier, an einem Hofe erzogen, wo ein Asiatischer Luxus regierte, und Morgenländische Ehrfurchtsbezeugungen Sitte waren, konnte bei diesen Beleidigungen seinen Sinnen kaum trauen. Er dachte auf schreckliche Strafen. Ein Sächsischer General aber gab ihm den weisen Rath, bei dieser Volksstimme ja zu schweigen, und sein Betragen zu ändern. Er that beides, und seine Soldaten, die von seinen Kriegstalenten ihre Begriffe nicht änderten, ehrten jetzt wenigstens in ihm den Sohn ihres Königs.

Der Sieg bei Lutternberg verschaffte Soubise den Marschallstab. Er durchzog nunmehr die benachbarten Provinzen, erpreßte überall starke Brandschatzungen, und drang bis an die Mauern von Hameln. Die Regierung in Hannover war in großer Unruhe, und abermals wurden das Archiv und andere Sachen von Wichtigkeit nach Stade in Sicherheit gebracht. Ferdinands Märsche und Stellungen verhinderten jedoch das weitere Vordringen der Franzosen, und die Vereinigung ihrer Armeen, die nach einigen fruchtlosen Unternehmungen die Winterquartiere bezogen. Die Haupt-Armee unter Contades stand zwischen der Maas und dem Rhein, die Truppen des Prinzen Soubise aber längs den Ufern des Rheins und des Mains. Hessen wurde ganz von ihnen geräumt. Hier nahm nun der Prinz von Ysenburg seine Winterquartiere; der Herzog Ferdinand hingegen verlegte seine Truppen in Westphalen, und nahm sein Hauptquartier in Münster.

Durch die Thätigkeit dieses großen Feldherrn wurden die Franzosen gehindert, die grausamen Befehle ihres Hofes

zu vollziehen, die nicht eines erleuchteten Volks, sondern der Irokesen würdig waren. Man beschloß in Versailles, bereits im Sommer, ohne Rücksicht auf Menschlichkeit, die erhaltenen Vortheile aufs äußerste zu benutzen. Louvois, Minister Ludwigs des vierzehnten, hatte schon im vorigen Jahrhundert das barbarische Beispiel von Verheerungsbefehlen gegeben, die der große Türenne in der unglücklichen Pfalz gezwungen ausführen mußte. Dies Französische Experiment, von den Tartaren entlehnt, und von allen Europäischen Nationen, selbst von den Franzosen, seit hundert Jahren einstimmig mit Infamie gebrandmarkt, wurde jetzt zur ewigen Schande dieses gesitteten Volks abermals hervorgesucht. Der Kriegs-Minister Belleisle schrieb an den Marschall Contades: „Ich weiß keine andre Quelle für unsre dringenden Bedürf„nisse, als das Geld, das wir aus den feindlichen Ländern „ziehn. Diese müssen uns auch außer dem Gelde alles, was „nur zur Subsistenz gehört, verschaffen: Heu, Stroh, Hafer, „Brod, Korn, Vieh, Pferde, ja sogar Menschen, um unsre „ausländische Regimenter zu rekrutiren. Bis Ende des Sep„tembers (1758) wird es nöthig seyn, eine gänzliche Wüste „aus allen Gegenden zu machen, die vor der Fronte des Cor„dons liegen, den wir im Winter ziehen wollen, damit es „dem Feinde ganz unmöglich ist, sich uns zu nähern.“ In den folgenden Briefen an Contades waren diese Befehle noch bestimmter. Unter dem 5ten October hieß es: „Sie, mein „Herr, müssen ganz Westphalen in eine Wüste verwandeln, „und in den Ländern an der Lippe und in Paderborn, als „den fruchtbarsten Provinzen, muß alles bis auf die „Wurzeln in der Erde ausgerottet werden.“ — Ein Glück war es, daß die Französischen Kriegs-Befehlshaber nicht ganz genau diese grausame Vorschrift befolgten, obwohl sich manche auf eine Art betrugen, die hinreichend ihren bösen Willen anzeigte.

Die Characteristik des vorigen Feldzugs war die außerordentliche Anzahl großer Schlachten, Treffen, und wichtiger Gefechte. Der jetzige zeichnete sich aus durch die vielen größtentheils aufgehobenen Belagerungen. In Schlesien und Sachsen wurden die Festungen Schweidnitz und Sonnenstein, so wie in Westphalen Minden und Düsseldorf förmlich bela-

gert und erobert; dagegen hob Friedrich die Belagerung von Olmütz auf, die Russen, die von Cüstrin und Colberg, die Oesterreicher, die von Neisse und Dresden, und die Reichsvölker die Belagerungen von Torgau und Leipzig. So hatte sich das Kriegsglück gewendet, daß in der Mitte des Decembers für die Preußen und ihre Bundesgenossen kein Feind mehr in Schlesien, in Sachsen, in Brandenburg und in Pommern, so wenig wie in Hessen und im größten Theil von Westphalen zu finden war.

Sechstes Buch.

(1759.)

Der Französische Hof hatte unter seinem neuen Minister, dem Herzog von Choiseul, der mit lebhaftem Eifer an der Fortsetzung des Krieges arbeitete, das Jahr 1758 (30sten December) mit einem neuen Allianz-Tractat beschlossen. In demselben Monat war auch zwischen England und Preußen die neue Convention zu Stande gekommen, in welcher Friedrich jährlich vier Millionen Reichsthaler Subsidien-Gelder zugesagt wurden. Im vierten Artikel hatten sich beide verbunden, weder einen Separat-Frieden, noch ohne beiderseitige Zustimmung einen Waffenstillstand mit ihren Feinden zu machen. Frankreich brauchte nun seinen ganzen Einfluß sowohl in Petersburg, um den Haß der Kaiserin gegen den König von Preußen zu befestigen, als in Constantinopel, um dem neuen Sultan, der jetzt, zur Zeit des geendigten Waffenstillstandes mit Oesterreich, den Thron der Osmannen bestiegen hatte, das Schwerdt in der Scheide zu halten. Auch wurde zwischen Rußland, Schweden und Dänemark ein Bündniß geschlossen, um allen fremden Kriegs-Flotten den Durchzug im Sunde zu verwehren.

Nie zog ein Krieg in Europa die Aufmerksamkeit und Theilnahme entfernter Nationen mehr auf sich, als der gegenwärtige. Es war dabei merkwürdig, daß theils die Bewunderung der Thaten Friedrichs, theils die natürliche Neigung der Menschen, bei einem ungleichen Kampf sich für den

Schwächern zu interessiren, Preußen allenthalben Anhänger erwarben, und dies in Ländern, wo man sich zuvor um diese Monarchie gar nicht bekümmert hatte, und ihre Existenz nur aus der Geographie kannte. Die Spanier, die mit allen Kräften ihres großen Reichs nie die Hälfte der Truppen in's Feld stellten, die der, durch den Umfang und den Reichthum seiner Staaten sehr beschränkte, König Friedrich seinen Feinden jetzt entgegen führte, waren nie theilnehmender an Deutschlands Fehden als jetzt, um dies ihnen unerklärbare Räthsel zu ergründen. In Holland prägte man auf Friedrichs Feinde satyrische Denkmünzen. In Neapel war man wegen des unerwarteten Ausgangs eines jeden Feldzugs, in fast jeder Unternehmung gegen Preußen, so betäubt, daß die große Entfernung der kriegenden Heere, die Alpen, und alles andere aus dem Gedächtniß der Neapolitaner verschwand. Sie hielten es nach allen jetzt erlebten militairischen Phänomen nicht für unmöglich, den Krieg in Italien, und vielleicht gar die Preußen in der Nähe des Vesuvs zu sehen; daher die Truppen in diesem Königreich vermehrt, und die Wachen in der Hauptstadt verstärkt wurden.

So sehr aber auch die Thaten Friedrichs und seine Standhaftigkeit im Unglück ihm allenthalben Anhänger und Bewunderer erwarben, so hatte er doch eine Menge Privatfeinde in allen Ländern, die ihm nach Möglichkeit zu schaden suchten. Die Preußischen Provinzen, so wie Sachsen, waren voll von Spionen. Man ließ deren in der Kursächsischen Hofliverei gekleidet nach Dresden kommen, wo sie von den vornehmsten Personen unterrichtet, und dann wieder fortgeschickt wurden. Der Zufall aber entdeckte die wichtigsten der darauf gegründeten Anschläge. Der Sächsische Minister, Graf Wackerbart, hatte ein Verständniß mit Friedrichs Feinden, das entdeckt wurde; da man dann diesen Minister auf die Festung Cüstrin brachte, nach einigen Monaten aber wieder in Freiheit setzte, unter der Bedingung, sich nach Polen zu begeben. In Zerbst befand sich ein Französischer Kundschafter, der Marquis Fraigne, den der dortige Hof schützte, und der auch auf dem Fürstlichen Schlosse wohnte. Friedrich verspottete diesen unüberlegten Schutz, ließ ihn abholen, und nach Magdeburg transportiren.

Die Preußischen Truppen waren nie thätiger als diesen Winter. Heinrich rückte, trotz der rauhen Jahreszeit, der hohen Gebirge, und der ungangbaren Wege, die andern Soldaten unübersteigliche Hindernisse gewesen wären, in Böhmen ein, forcirte die Pässe, und zerstreute die feindlichen Truppen. Hülsen fand bei Kommotau den Oesterreichischen General Reinhardt auf einem Berge verschanzt; er griff ihn an, und nahm sein ganzes aus 2500 Mann bestehendes Corps gefangen, ohne daß ein einziger entkam. Hülsen wandte sich darauf nach Saatz, und der Prinz Heinrich nach Budin. Hier, so wie in Lowositz und Leutmeritz, nahm man alle Magazine weg, die eine Armee von 50,000 Mann auf fünf Monate mit Brod, und 25,000 Mann Cavallerie über einen Monat mit Fourage hätten versorgen können. Dieser ungeheure Vorrath wurde verdorben, eine neu erbaute Brücke vernichtet, und hundert funfzig Schiffe auf der Elbe verbrannt. Das Magazin in Saatz setzten die Oesterreicher selbst in Flammen, damit es nicht den Preußen in die Hände fallen sollte.

Auch gegen die Reichs-Truppen wurden von Sachsen aus Diversionen gemacht. Prinz Heinrich rückte selbst in Franken ein, und schickte verschiedene Corps aus, um vorwärts zu dringen. Diese vertrieben allenthalben die aus so vielen Völkerschaften bunt zusammengesetzten Executions-Schaaren, deren militairische Verfassung, Disciplin, und sehr geringfügige Thaten, in diesem thatenvollen Kriege, einen sonderbaren Contrast mit den großen Deutschen Heeren machten, welche die Augen der Welt auf sich zogen. Ihre jetzige Flucht ging von allen Seiten nach Nürnberg, wo sich ihre Haupt-Armee in einem unangreifbaren Lager befand; sie geschah mit großem Verlust, und der Gefangenen wurden immer zu Hunderten gemacht; dabei büßten sie eine Menge Bagage, Fahnen und Kanonen ein, und auch ihre Magazine, die sie im Bisthum Bamberg an mehrern Oertern angelegt hatten, wurden vernichtet. Das Magazin in der Stadt Bamberg setzten die Reichs-Truppen selbst in Brand. Bald nachher trafen die Preußen hier ein. Die Stadt unterwarf sich, und der General Knoblauch wollte sie in Besitz nehmen, allein einige tausend Oesterreicher, größtentheils Kroaten,

hatten nicht Lust sie zu verlassen. Dies veranlaßte ein Gefecht in den Straßen, mit dem gräßlichsten Geschrei vergesellschaftet, wobei die friedliebenden Einwohner sich in die Keller verkrochen. Kein Mensch ließ sich sehen; die Stadt schien ausgestorben zu seyn, daher einige offenstehende Kramläden geplündert wurden. In wenig Stunden aber waren die Oesterreicher vertrieben, und die Unordnung hatte ein Ende. Die Einwohner bequemten sich zu starken Contributionen, und für die Summe, die sie nicht gleich baar erlegen konnten, gaben sie Wechsel. Der Kaiser annullirte sie zwar, da die Stadt aber vor einem künftigen Besuch von den unternehmenden Preußen nicht sicher war, so beschloß sie weislich, die Wechsel zu bezahlen. Es befanden sich in Franken mehrere kleine Oesterreichische Corps, die man zurücktrieb. Erfurt wurde durch Capitulation erobert, und mußte eine Brandschatzung von 100,000 Reichsthalern erlegen.

Bei Kronach wurde der General Riedesel mit 2500 Mann gefangen, und Würzburg so wie andre Reichsverbündete Städte, wo die Preußen auf diesem Zuge hinkamen, wurden in Contribution gesetzt. Alles glückte, nur nicht die Absicht des Prinzen Heinrich, die Haupt-Armee des Reichs selbst zum Treffen zu bringen.

Ein anderes Corps Preußen fiel in Mecklenburg ein. Dies Herzogthum war auch eine von Friedrichs Hülfsquellen. Der Herzog hatte seine Schwäche und die Stärke seines mächtigen Nachbarn gar nicht berechnet, und war so unvorsichtig gewesen, sich auf dem Reichstage zu Regensburg öffentlich gegen den König von Preußen zu erklären, den er haßte, und schon vor dem Kriege gröblich beleidigt hatte; er gab zuerst seine Stimme, ihn als einen Reichsfeind zu behandeln, und so trat er an die Spitze der auf eine Achtserklärung dringenden Fürsten, ohne die Folgen zu überlegen. Er wollte dadurch seinen thätigen Antheil an einem Kriege zeigen, worin der Sieg der mächtigen Verbündeten nicht einen Augenblick zweifelhaft schien; dabei schmeichelte er sich, an der Seite des Stärkern, mit großen Vortheilen; aber an deren Stelle traten nun Verwüstungen seines ohnehin von der Natur wenig begünstigten Landes. Auf diese Weise mußten die armen Mecklenburger für die politischen Sünden

Die Russen hatten sich indessen in Polen zusammengezogen, und bedroheten die Preußischen Staaten mit einem neuen Einfall. Friedrich schickte ihnen den General Dohna, der in Pommern nichts mehr zu thun fand, mit einem starken Corps entgegen, um ihr Vorrücken, wo nicht zu verhindern, doch zu erschweren. Es gelang ihm, die feindlichen Magazine in Bromberg, Rogosno und Znin zu vernichten; allein sein Hauptzweck war ein Treffen, weshalb er auch über die Warthe gegangen war, und da er den Feind hier nicht dazu bringen konnte, so richtete er seinen Anschlag auf Posen, wo sich das Haupt-Magazin der Russen befand. Diese Stadt aber war mit einer guten Verschanzung umgeben, und von einem starken Corps besetzt, zu dessen Verstärkung noch mehr Truppen im Anzuge waren. Der Entwurf wurde daher aufgegeben. Das Recht des Stärkern zeigte sich bei dieser Invasion auffallend; denn Dohna, ohne Rücksicht auf den neutralen Boden, schrieb in Polen Lieferungen aus, ohne sie zu bezahlen. Sie wurden mit Gewalt zusammengetrieben, eine Menge von den Einwohnern, Unterthanen der Republik, als Rekruten ausgehoben, und unter die Regimenter gesteckt. Dabei wurde ein Preußisches Manifest publicirt, worin man die Nothwendigkeit dieser Maaßregeln zu rechtfertigen suchte.

Der Mangel an Lebensmitteln nöthigte endlich die Preußen, sich nach der Oder zurückzuziehn. Die Russen, denen es ebenfalls an Subsidien zu fehlen anfing, und die sich überdies mit den Oesterreichern zu vereinigen wünschten, rückten auch auf diesen Fluß los. Der Feldmarschall Soltikow war an Fermors Stelle gekommen, der um Erlaubniß gebeten hatte, das Ober-Commando wegen seines schwachen Gesichts niederzulegen. Er blieb jedoch bei der Armee, und diente unter seinem Nachfolger, wodurch er sich den Ruhm eines großen Patrioten bei Hofe erwarb, und bei der Armee sein Ansehn befestigte. Er war noch immer die vornehmste Triebfeder aller Entschließungen, und konnte sich an den Oesterreichern, die ihn beleidigt hatten, rächen, ohne verantwortlich zu seyn. Auch die Preußen erhielten jetzt einen andern Anführer. Der König, unzufrieden mit Dohna, der mehr als eine Gelegenheit die Russen mit Vortheil anzugreifen

nicht benutzt, und überhaupt eine den Preußischen Heerführern ganz ungewöhnliche Nachlässigkeit gezeigt hatte, nahm ihm das Commando, und gab es dem General Wedel. Dieser Feldherr überbrachte Dohna und allen andern Generalen einen Königlichen Befehl, der eine bei den Preußischen Armeen unerhörte Vollmacht anzeigte. Friedrich schrieb: „So „lange sein Commando dauert, stellt er meine Person voll„kommen vor, und so muß ihm auch gehorsamt werden. Er „soll bei den Truppen das seyn, was ein Dictator zu der „Römer Zeiten war.“

Wedel traf den 22sten Julius bei der Armee ein. Er kannte weder seine Truppen, ihre Stärke und Schwäche, noch seinen Feind und die Gegend. Er hatte indessen bestimmte Befehle, ohne Verzug die Russen anzugreifen, wenn er ihre Vereinigung mit den Oesterreichern nicht auf eine andere Art hindern könnte. Laudon war zu diesem Endzweck mit 30,000 Mann auf dem Marsch. Die Russen eilten, zu ihm zu stoßen, und da sie den 23sten Julius, den Tag nach Wedels Ankunft, ihren Zug fortsetzten, so glaubte der Preußische General, den Angriff nicht länger verschieben zu dürfen. Das Treffen geschah bei dem Dorfe Kai, nahe bei der Oder, unweit der Brandenburgischen Gränze. Die Armeen waren an Stärke einander sehr ungleich; überdies war die Stellung der Russischen bei diesem Treffen sehr vortheilhaft; die Preußen hingegen waren durch Moräste bei ihrem Angriff eingeengt, und konnten dem Feinde nicht Kanonen genug entgegenstellen. Man focht von vier Uhr Nachmittag bis zum Untergang der Sonne. Wedel wurde geschlagen, und mußte sich mit einem Verlust von 5000 Todten, Verwundeten und Gefangenen über die Oder zurückziehen; Soltikow aber rückte bis Crossen vor, und setzte Berlin der größten Gefahr aus.

Nichts hielt jetzt mehr die Vereinigung der verbündeten Armeen auf. Laudon theilte die seinige, ließ Haddick mit 12,000 Mann zurück, und stieß mit 18,000 Mann, größtentheils Cavallerie, den 3ten August zu den Russen. Die Bewegungen, und überhaupt die Operationen dieser beiden Oesterreichischen Generale, ihren großen Endzweck zu erreichen, und alle Hindernisse zu übersteigen, waren musterhaft.

Endlich kamen die Preußen aus dem Walde heraus, und näherten sich den Russischen Verschanzungen. Diese wurden nun von drei Batterien beschossen. Die Russen beantworteten dies Feuer durch hundert Kanonen, die sie auf dem linken Flügel zusammengehäuft hatten. Nun gab der König Befehl, die feindlichen Batterien zu stürmen. Die dazu bestimmten Grenadiere arbeiteten sich durch den Verhack, avancirten durch einen Grund, und erstiegen endlich dessen Anhöhen, die ganz nahe an den Russischen Verschanzungen waren, daher das Kartätschenfeuer in ganzen Lagen auf die Preußen traf. Sie ließen dennoch den Muth nicht sinken, sondern verdoppelten vielmehr ihre Schritte, und erstiegen mit gefälltem Gewehr die Batterien der Russen; auch die Sternschanze wurde erobert. Nunmehr hörte hier aller Widerstand auf. Der Feind wurde mit einem entsetzlichen Gemetzel aus allen Verschanzungen herausgeschlagen. Der ganze Russische linke Flügel suchte seine Rettung in der Flucht, nahm den Lauf nach dem Kirchhof des Dorfes Kunersdorf, und ließ alle Artillerie in Stich.

Die Schlacht fing zu Mittag an, und um sechs Uhr des Abends waren die Preußen schon Meister von allen Batterien dieses Flügels, von hundert und achtzig Kanonen, und einigen tausend Gefangenen. Der Sieg schien so entschieden, als es die feindlichen von Kollin und Hochkirch nur immer gewesen waren, und schon wurden vom Schlachtfelde Couriere mit dieser angenehmen Nachricht nach Berlin und Schlesien geschickt, als auf einmal das Kriegsglück sich auf eine höchst unerwartete Weise änderte.

Die Preußische Infanterie hatte nun alles gethan, allein der Sieg konnte nicht benutzt werden; denn die Preußische Cavallerie befand sich auf dem andern Flügel, wo sie die Oesterreicher in Zaum hielt, und die Kanonen hatten nicht so geschwind folgen können. Dieser mißliche Umstand war desto nachtheiliger, da das Terrain so sehr die Wirkung des Geschützes begünstigte, als die Bewegungen des Fußvolks einschränkte. Endlich kamen einige Kanonen auf den Anhöhen an, allein in zu geringer Anzahl, um das angefangene große Werk zu vollenden. Unterdessen rückte der König mit dem andern Flügel auch auf die Russen los; ein gleiches that das

Finkische

Finkſche Corps. Dieſes Vorrücken aber war wegen des Erdreichs mit vielem Verzug verbunden; bald mußten die Truppen ſich zwiſchen den ausgedehnten Teichen durchziehn, bald über ſchmale Brücken paſſiren. Die Ruſſen benutzten dieſe Zwiſchenzeit, ſich zu ſammeln, und ihr Geſchütz nach Möglichkeit zu gebrauchen; und Laudon, der mit den Oeſterreichern bisher noch keinen Antheil an der Schlacht genommen hatte, ſetzte ſich jetzt auch in Bewegung, nachdem Friedrich den General Seydlitz von ſeinem Beobachtungspoſten abgerufen hatte, den dieſer Feldherr, weil er das Unglück vorausſah, nach vergeblichen Vorſtellungen höchſt ungerne, und nur auf wiederholte Königliche Befehle verließ. Seine Reiterei mußte nun vorrücken; ſie zog ſich zwiſchen den Teichen durch, formirte ſich unter dem Ruſſiſchen Kanonenfeuer, und näherte ſich dem Feinde; allein die ſchrecklichen Kartätſchenlagen, die ganze Züge Mann und Roß zu Boden ſtreckten, brachten dieſe muthige Reiterei in Unordnung, und zwangen ſie zum Rückzug.

Indeſſen war noch nichts für die Preußen verloren, vielmehr waren ihre Vortheile entſchieden. Die Ruſſen, 80 ja 100 Mann hoch zuſammengedrängt, formirten auf einer Anhöhe ein Chaos, das durch funfzig Kanonen gedeckt war, die einen Kartätſchenhagel herabſchleuderten. Die Preußen waren durch einen Marſch von funfzehn Stunden, durch die entſetzliche Blutarbeit, und durch die Hitze eines ſehr ſchwülen Sommertages, ſo abgemattet, daß ſie kaum Athem ſchöpfen konnten. Dennoch war die Schlacht für ſie gewonnen, und die größte Wahrſcheinlichkeit vorhanden, daß die Ruſſen, deren Verluſt außerordentlich war, ſich in der Nacht zurückziehn würden. Sie hätten jetzt gerne dem Sieger die Ehre des Tages unbedingt überlaſſen, allein ſie hielten ſich in ihrer letzten Verſchanzung ſicherer, als auf der Flucht am hellen Tage. Friedrich glaubte aber nichts gethan zu haben, ſo lange noch etwas zu thun übrig blieb. Er war der Meinung, die er bei dieſer Gelegenheit auch öffentlich äußerte, daß man die Ruſſiſche Armee nicht allein beſiegen, ſondern vernichten müſſe, weil ſie immer wieder käme, ihre Verheerungen zu erneuern. Die Preußiſchen Generale ſetzten dieſen Behauptungen nichts als den gegenwärtigen kraftloſen Zuſtand

der Truppen entgegen. Seydlitz selbst stellte dieses dringend vor, und seine Vorstellungen schienen auch der Sache den Ausschlag zu geben, denn schon wankte der König, als der General Wedel, dem Friedrich, ungeachtet seines schlechten Kriegsglücks, beständig gewogen blieb, sich eben näherte, und von ihm mit der Frage beehrt wurde: „Wedel, was meint er?“ Dieser, ein Hofmann, stimmte ganz für die Meinung des Königs, und nun hieß es: Marsch!

Die Russen hatten eine große Batterie auf dem Juden-Kirchhof, die den ganzen Kampfplatz bestrich, die sie aber aus Schrecken bei einem von dem Prinzen von Würtemberg angeführten Cavallerie-Angriff verließen. Die Preußische Infanterie war nur achthundert Schritte von dieser verlassenen Batterie entfernt, die sie jetzt in Besitz zu nehmen eilte. Nichts schien diese Einnahme zu hindern, und das Ziel war nur noch ungefähr hundert und funfzig Schritte, als Laudon in diesem kritischen Augenblick ankam, seine Infanterie in die Batterie warf, und die Laufbahn der Preußen mit einem Kartätschenhagel aufhielt. Ihre Bemühungen, sich zu nähern, halfen nichts; sie vermehrten nur ihre Unordnung, die Laudon benutzte. Er ließ rechts und links seine Cavallerie auf sie losbrechen, die entsetzlich unter den Preußen wüthete.

Der Sieg hing nun von der Eroberung des sogenannten Spitzberges ab, den der Kuhgrund deckte. Dieser Grund war 400 Schritte lang, 50 bis 60 Schritte breit, und 10 bis 15 Fuß tief, dabei an allen Seiten sehr steil, und von Laudons besten Truppen besetzt. Die Preußen stürzten sich hinein, und bemühten sich, den entgegengesetzten steilen Rand zu erklettern, allein aller Muth war fruchtlos; denn wem es glückte, mit der größten Anstrengung sich diese jähe Höhe hinauf zu arbeiten, fand entweder gleich seinen Tod, oder wurde in den Abgrund zurückgestürzt.

Die Natur behauptete endlich ihre Rechte. Aller Muth konnte die fehlenden Kräfte der Preußen nicht ersetzen. Der Spitzberg wurde wiederholt angegriffen, aber nicht erstiegen. Das entsetzliche unaufhörliche Feuer der Russen und Oesterreicher aus grobem Geschütz und Musketen, fiel wie ein Todesregen auf die Preußen, und schmetterte alles zu Boden. Fink, der mit seinem Corps andere Anhöhen zu stürmen ver-

suchte, strengte auch vergebens alle Krafte an. Friedrich selbst setzte sich der größten Gefahr aus; seine Uniform wurde von Kugeln durchlöchert, zwei Pferde wurden ihm unterm Leibe erschossen, und er selbst, jedoch leicht, verwundet. Ein goldnes Etui, das er in der Tasche hatte, rettete sein Leben, und hielt die Kugel auf, die das Gold zusammendrückte, und sodann ermattet dabei liegen blieb. Eben so nahe war er der Todesgefahr, da sein schwer verwundetes Pferd in Begriff war zu stürzen. Der Flügel-Adjutant Götz rettete noch den König, indem er schnell hinzu sprang, und ihm sein eigenes gab. Man hat den König aufs dringendste, diesen so höchst gefährlichen Ort zu verlassen. Er antwortete aber: „Wir „müssen alles versuchen, um die Schlacht zu gewinnen, und „ich muß hier so gut, wie ihr, meine Schuldigkeit thun.“ Die Russen fochten mit der größten Erbitterung; sie warfen sich reihenweise wie todt zur Erde, ließen die Preußen über sich wegmarschiren, sodann sprangen sie auf, und feuerten ihnen im Rücken. Alle Versuche, die Russen und Oesterreicher vom Berge zu treiben, waren fruchtlos.

Nun wagte es die Preußische Cavallerie, die Anhöhen anzugreifen, allein alle Reiter-Taktik des Seydlitz vermochte hier nichts. Diese Cavallerie, gewohnt unter seiner Anführung feindliche Cavallerie, wenn gleich doppelt und dreifach so stark, über den Haufen zu werfen, Infanterie in allen Stellungen in die Flucht zu schlagen, sogar Batterien zu erobern, und die größten Schwierigkeiten des Terrains zu besiegen, erlag hier im unmöglichen Kampf unter den hoch gestellten Kanonen der Russen. Er selbst, dieser tapfre Befehlshaber, wurde verwundet. Ein gleiches Schicksal hatte der Prinz Eugen von Wirtemberg, der einen zweiten Angriff versuchte; ihm folgte der General Puttkammer, der mit den weißen Husaren auf den Feind zustürzte, allein todtgeschossen wurde; auch die übrigen vornehmsten Befehlshaber der Preußischen Armee, die Generale Fink und Hülsen wurden verwundet. Alle Truppen der Preußen zu Pferde und zu Fuß geriethen nun in große Unordnung. In diesem gefährlichen Augenblick brach Laudon hinter dem rechten Flügel mit frischen Truppen hervor, und fiel die ganz abgematteten Preußen auf der Seite und im Rücken an. Dieser Feldherr,

der so oft im Kriege den glücklichen Zeitpunkt zu treffen wußte, führte hier Cavallerie an, die in der Entfernung vom Schlachtgetümmel gehörig formirt, in bester Ordnung in die zerrütteten Haufen der Preußen drang. Die Schlacht war nun bald entschieden. Ein panisches Schrecken schien die ganze Preußische Armee zu ergreifen. Die Truppen flohen in den Wald, und nach den Brücken. Alle wollten zugleich herüber. Hieraus entstand ein entsetzliches Gedränge, und eine unaussprechliche Verwirrung, die eigentlich den Verlust der großen Menge Artillerie veranlaßte. Man ließ außer allen bereits eroberten Kanonen noch 165 Preußische zurück. Der König selbst war dem Augenblick nahe, gefangen zu werden, da er sich unter den letzten auf dem Schlachtfelde befand, und einen Hohlweg zu passiren hatte. Nur allein der außerordentliche Muth und die seltene Geistesgegenwart des Rittmeisters Prittwitz rettete ihn von diesem großen Unglück. Friedrich hielt es schon für unvermeidlich, daher er auch wiederholt ausrief: „Prittwitz, ich bin verloren.“ Dieser heldenmüthige Officier aber, der nur hundert Husaren hatte, womit er den Tausenden ihn umringenden Feinden die Spitze bieten wollte, antwortete: „Nein, Ihro Majestät! „das soll nicht geschehn, so lange noch ein Athem in uns ist.“ Anstatt sich bloß zu vertheidigen, griff er immer selbst an, scharmuzirte, und hielt dadurch die Feinde ab, einen regelmäßigen Angriff zu wagen. In dieser Zeit rückten die streitenden Husaren immer vorwärts. Friedrich gelangte endlich sicher zu den übrigen Truppen, und belohnte seinen Retter durch Königliche Geschenke und hohe Kriegswürden.

Nie war die Standhaftigkeit dieses Monarchen so außerordentlich erschüttert worden, als an diesem unglücklichen Tage. In wenig Stunden hatte ihn das Kriegsglück von der Höhe eines unbezweifelten Sieges in die Tiefe einer vollkommenen Niederlage herabgestürzt. Er versuchte alles, um seine fliehende Infanterie zum Stehen zu bringen; allein Vorstellungen und dringendes Bitten, sonst von den Lippen eines Königs und zwar dieses Königs so wirksam, nichts wollte hier helfen. Man sagte, daß er in dieser verzweiflungsvollen Lage sich laut den Tod gewünscht. Seine lebhafte Einbildungskraft stellte ihm in den ersten Augenblicken

die Folgen dieser verlornen Schlacht als schrecklich dar, so daß er von eben dem Schlachtfelde, wo er wenig Stunden zuvor Sieges-Couriere abgefertigt hatte, jetzt Befehle nach Berlin sandte, welche Sicherheits-Maaßregeln und schleunige Rettung zum Gegenstande hatten. Er glaubte den Feind schon in seiner Residenz, und diese geplündert und verwüstet zu sehen; dabei hielt er sich für unvermögend, ihn daran zu hindern. Seine Truppen waren so zerstreut, daß er am Tage nach der Schlacht kaum 5000 Mann beisammen hatte; alle eroberte Kanonen waren wieder verloren gegangen, und hiezu waren noch fast alle Preußische gekommen. Der General Wunsch, der ein kleines Corps Preußen auf der andern Seite der Oder befehligte, um nach dem gehofften Siege den Russen den Rückzug über diesen Fluß zu versperren, war gegen Ende des Treffens zu Frankfurt angelangt, und hatte die Russische Besatzung zu Gefangenen gemacht; da aber die verlorne Schlacht diese Vortheile vernichtete, und ihn jetzt großer Gefahr aussetzte, so mußte er die Stadt wieder verlassen. Die einbrechende Nacht war dem König günstig. Er zog seine Armee zurück, und gewann einige Anhöhen, die der Feind nicht anzugreifen wagte.

Der Befehl des Königs zur Rettung von Berlin war indessen abgesandt worden. Seine eigenen Worte waren: er wäre jetzt außer Stande, die Stadt zu schützen, daher alle die vornehmsten und reichsten Einwohner sich nach Möglichkeit mit ihrem Vermögen entfernen möchten. Der Jäger, Ueberbringer dieses Befehls, wurde durch einen glücklichen Zufall von den Kosaken gejagt, und traf erst nach vier Tagen in Berlin ein. In dieser Zeit hatten sich die Sachen bereits sehr geändert. Man war hier von dem ersten Schrekken zurückgekommen. Es geschahen daher Gegenvorstellungen von Seiten des Magistrats beim Könige, mit denen er jetzt auch sehr zufrieden war. Die Königliche Familie mußte sich jedoch aus Berlin entfernen, und ihre Residenz in Magdeburg nehmen, wohin auch die Archive gebracht wurden.

Diese Schlacht war ein wahres Mordfest. Noch war keine in diesem Kriege so blutig gewesen. Die Preußen hatten 8000 Todte 15,000 Verwundete, und 3000 von ihnen waren gefangen worden. Fast alle Preußische Generale und

Officiere von Rang waren verwundet. Die Russen und Oesterreicher hatten 24,000 Mann Todte und Verwundete, nach Soltikows eigenem Geständniß, der in einem Briefe an seine Monarchin von der Schlacht Nachricht gab, und in Ansehung des Verlustes sagt: „Ew. Majestät werden sich darüber nicht wundern. Sie wissen, daß der König von Preußen seine Niederlagen allemal sehr theuer verkauft.“ Auch sagte dieser Feldherr: „Wenn ich noch einen solchen Sieg erfechte, so werde ich, mit einem Stabe in der Hand, allein die Nachricht davon nach Petersburg bringen müssen.“

Friedrich schlief die Nacht nach der Schlacht angekleidet auf dem Streh in dem Dorfe Oetscher in einer durch die Kosaken zerstörten, allen Winden offen stehenden Bauerhütte; um ihn her lagen seine Adjutanten auf der bloßen Erde, und einige Grenadiere bewachten diese Gruppe. Am folgenden Tage ging Friedrich über die Oder, zog die Flüchtlinge an sich, vereinigte sich mit Wunsch, rief den General Kleist mit 5000 Mann aus Pommern zurück, und ließ aufs schleunigste Geschütz aus seinen Arsenälen kommen, und so war er, der am Abend der Schlacht nur 5000 Mann beisammen hatte, in einigen Tagen wieder an der Spitze von 28,000 Mann. Die Russen, die ihn ungeachtet seiner Niederlage fürchteten, verschanzten sich. Friedrich flößte abermals durch eine Rede seinen Truppen Muth ein, und in wenig Wochen war Berlin gesichert, seine Armee mit allem versehen, und so verstärkt, daß sie nicht allein im Stande war, das Kurfürstenthum Brandenburg zu decken, sondern daß auch Wunsch sich mit seinem Corps entfernen, und nach Sachsen marschiren konnte.

Unter den Preußen, die in dieser Schlacht bei Kunersdorf als Opfer des Kriegs-Dämons fielen, befand sich auch der Major Kleist; ein edler Deutscher, verehrungswürdig durch seinen Character, und unsterblich durch seine Gesänge. Er sagt in einem seiner Gedichte:

„Vielleicht sterb' einst auch ich
„Den Tod für's Vaterland.“

Diese Ahnung traf an diesem mordvollen Tage ein. Kleist führte ein Bataillon gegen den Feind an, und eroberte damit drei Batterien. Die rechte Hand wird ihm durch eine Kugel

zerschmettert; er nimmt den Degen in die linke, und nun rückt er mit seinen Soldaten, die ihn wie ihren Vater liebten, auf die vierte Batterie los. Ein Kartätschenschuß streckt ihn zu Boden. Er wird aus dem Schlachtgetümmel getragen, in einen Graben gelegt, und so seinem Schicksal überlassen. Es war grausam gegen ihn. Die Kosaken fielen über den in Blut schwimmenden Kleist her, rissen ihm alles vom Leibe, und nun lag der Held, der unsterbliche Dichter des Frühlings *), nackend wie ein Wurm im Morast, und wünschte sich Lumpen. Sein Zustand jammerte einige Russische Husaren, die vorbei ritten; sie warfen ihm einen alten Mantel, etwas Brod, und einen halben Gulden zu. Allein andere Kosaken kamen, und nahmen auch diese Almosen weg. Er mußte also nackend, und ohne Verband, die ganze Nacht durch, bis zum folgenden Tage in seinem Blute schwimmen. Dieser schreckliche Zustand, und das unreine Wasser, das in seine Wunden drang, machten solche tödtlich. Er starb in Frankfurt als ein Gefangener einige Tage nach der Schlacht. Die Russen gaben ihm ein ehrenvolles Leichenbegängniß. Viele ihrer Officiere vereinigten sich mit den akademischen Lehrern, und begleiteten den Trauerzug. Der Sarg war ohne Degen. Diesen Mangel zu ersetzen, nahm ein Russischer Officier den seinigen, legte ihn darauf, und nun ging der Weg zum Grabe, über das Preußens Krieger wehklagten, und die Deutschen Musen trauerten.

Die Russen ließen diese kostbaren Augenblicke, den Krieg zu endigen, jetzt unbenutzt. Nachdrückliche Operationen gleich nach der Schlacht hätten dies unfehlbar bewirkt. In Petersburg aber war die Freude über den Sieg bei Kunersdorf ausnehmend. Soltikow wurde zum Feldmarschall, und der Fürst Gallizin zum General en Chef ernannt; alle General-Lieutenants bekamen den Andreas-Orden, und ein jeder Soldat das Geschenk eines sechsmonatlichen Soldes; Laudon erhielt von der Kaiserin Elisabeth einen goldenen, reich mit Diamanten besetzten Degen, und jedes Oesterrei-

*) So ist der Titel eines beschreibenden Gedichts, das 1749 zuerst erschien, und unter seinen Gedichten vorzugsweise genannt zu werden verdient.

chische Regiment, das der Schlacht beigewohnt hatte, 5000 Rubel. Der Petersburger Hof, der sich der ungereimten Prahlerei seiner Feldherren nach der Niederlage bei Zorndorf längst geschämt hatte, betrachtete diesen Sieg als den ersten und einzigen, den die Russischen Truppen gegen Friedrich, als Heerführer, gewonnen hatten; obwohl der Sieg nicht durch sie, sondern durch die Oesterreicher eigentlich erfochten worden war. Elisabeth ließ ihn daher auf Gedächtniß-Münzen abbilden, und schickte zwei damit beladene Wagen zur Armee, mit dem Befehl, sie zum Andenken des Tages unter die Soldaten zu vertheilen.

Die Russen hatten nun innerhalb drei Wochen eine Schlacht und ein Treffen gewonnen, und dennoch verschlimmerten diese feindlichen Siege die Lage des Königs eben nicht außerordentlich; denn das Schreckliche derselben war nicht sowohl durch seine Niederlagen, als durch seine Entfernung von Sachsen und Schlesien erzeugt worden, die seine Feinde benutzt hatten. Er war jetzt von beiden Provinzen abgeschnitten, und besonders für Berlin besorgt. Eine Vereinigung der großen Russischen mit der großen Oesterreichischen Armee, die in der Lausitz stand, war nun zu befürchten. Daun und Soltikow hielten deshalb in Guben eine Zusammenkunft. Es wurde darin beschlossen, daß die Russen in den Preußischen Provinzen an der linken Seite der Oder bleiben sollten; nach der Eroberung von Dresden wollten beide Armeen nach Schlesien marschiren, und hier Winterquartiere nehmen, im Fall die vorhabende Belagerung von Neisse den Oesterreichern glücken sollte. Nach diesem Entwurf trennten sich beide Feldherren. In Erwartung des Schicksals von Dresden blieben die Russen in ihrem Lager bei Fürstenwalde ganz ruhig, und begnügten sich, die Schleusen am Friedrich-Wilhelms-Kanal, der die Oder mit der Spree verbindet, zu zerstören. Diese Schleusen, ein Denkmal der Größe des in der Brandenburgischen Geschichte verewigten Kurfürsten, wurden nun von den barbarischen Feinden völlig zu Grunde gerichtet.

Die Oesterreicher waren indessen in Schlesien eingedrungen. Fouquet, der mit einem Corps die Päße dieser Provinz deckte, verstattete mit kluger Vorsicht dem Kaiserlichen Ge-

neral Harsch an der Spitze einer zahlreichen Armee den Eingang. Dieser Oesterreichische Feldherr wurde krank, der General de Ville übernahm nun das Commando, drang tiefer ins Land, und seine leichten Truppen streiften bis Breslau. Fouquets Stellungen und Märsche, wodurch die feindliche Armee größtentheils von Böhmen abgeschnitten wurde, veränderten aber geschwinde den Plan des Kaiserlichen Befehlshabers, der durch Brodmangel sich jetzt in der größten Verlegenheit befand, und dem jetzt, da alle Hauptstraßen besetzt waren, nichts als ein schleuniger Rückzug über unwegsame Gebirge übrig blieb. Dieser erfolgte zwölf Tage nach dem Einmarsch unter beständig nachtheiligen Gefechten. Der Entwurf auf Schlesien war nun für jetzt vereitelt; desto besser glückte es aber den Feinden in Sachsen, das nun, von Preußischen Truppen entblößt, Oesterreicher und Reichs-Truppen herbeilockte.

Noch nie in diesem Kriege hatten die letztern eine so bequeme Gelegenheit gehabt, Eroberungen zu machen, als jetzt bei der Entfernung der Preußischen Truppen. Ihre erste Unternehmung war auf Leipzig gerichtet, dessen Commandant, der General Hausen, der an die Vertheidigung eines offnen Orts nicht denken konnte, die Stadt sofort dem Herzog von Zweibrücken übergab, und einen freien Abzug erhielt. Gleich nachher erschien der General Kleefeld mit 5000 Mann vor Torgau, einem Ort, der mit Wall und Mauern umgeben, aber keine Festung war. Er forderte die Stadt auf, unter der sonderbaren Drohung, daß bei der geringsten Verzögerung die Preußischen Städte, Halle, Halberstadt und Quedlinburg drei Tage hinter einander geplündert, und sodann in Brand gesteckt werden sollten. Der Commandant, Oberst Wolfersdorf, antwortete, er würde sich aufs äußerste vertheidigen, die bedroheten Städte gingen ihn nichts an, doch wolle er deshalb des Königs Befehle einholen, wenn man einen sechstägigen Waffenstillstand bewilligte. Kleefeld war damit zufrieden, unter der Bedingung, wenn der Herzog von Zweibrücken es genehmigen würde. Die Absicht des Commandanten war, Zeit zu gewinnen, um Verstärkung zu erhalten, die auch aus Wittenberg anlangte, bevor die abschlägige Antwort des Herzogs, begleitet von

5000 Mann frischer Truppen nebst einer Anzahl schwerer Kanonen und Mörser, einging. Die von dem Prinzen von Stollberg jetzt befehligten und auch durch Oesterreichische leichte Truppen verstärkten Belagerer suchten sich der Vorstädte zu bemächtigen, allein die Preußen schlugen sie zurück, und setzten die Vorstädte in Brand. Hierauf folgten zwei Stürme hinter einander, die aber auch abgeschlagen wurden; nun legten die Belagerer eine Batterie bei der Elbe an; ein glücklicher Ausfall vertrieb sie jedoch auch hier. Diese Unfälle verursachten, daß man dem Commandanten eine ehrenvolle Capitulation antrug; da diese aber ausgeschlagen wurde, so schritten die Belagerer zu einem General-Sturm, der auch fruchtlos ablief, den man aber mit verdoppelten Kräften noch zum viertenmal wiederholte. Während der Zeit, daß der größte Theil der Besatzung die Stürmenden von den Mauern abhielt, that Wolfersdorf mit vierhundert Mann einen Ausfall, kam den Stürmenden in den Rücken, und schlug sie mit großem Verlust zurück.

Der Commandant durfte dennoch das Ende der Belagerung nicht so bald hoffen; kein Entsatz war zu erwarten, und was das übelste war, so fehlte es an Pulver. Dieser Mangel entschied alles. Wolfersdorf hatte durch seine tapfere Vertheidigung die Preußische Ehre gerettet, und da ihm der Prinz von Stolberg jetzt von neuem eine sehr gute Capitulation antrug, so nahm er sie an. Die Preußen erhielten einen freien Abzug mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel, nebst aller ihrer Artillerie; dabei wurde festgesetzt, daß von beiden Seiten keine Ueberläufer angenommen werden sollten. Kaum aber waren die Truppen zum Thore hinaus, wo die Kroaten in zwei Reihen standen, so wollte man schon die Capitulation brechen. Als das Preußische Bataillon Grolmann, das größtentheils aus angeworbenen Sachsen bestand, an den Ort kam, wo sich fast alle feindliche Generale als Zuschauer des Zuges befanden, so rief der General-Adjutant des Prinzen von Stolberg und andere Officiere mit lauter Stimme: „Wer ein braver Sachse ist, wer gut Kaiserlich „gesinnt, oder von der Reichs-Armee ist, der trete aus, „Se. Durchlaucht geben ihm Schutz!“ Dieser Zuruf wirkte augenblicklich, und fast das ganze Bataillon lief auseinander;

einige versteckten sich hinter die aufmarschirten Kroaten, andere hinter die Pallisaden, theils auch im Stadtgraben und unter der Elbbrücke.

Diesem schändlichen Auftritt machte jedoch Wolfersdorfs Entschlossenheit sehr bald ein Ende. Er rief den Flüchtlingen zu: sie sollten in ihren Zügen bleiben, oder er würde sie todtschießen lassen; auch schoß er gleich selbst einen nieder, und rief allen seinen Officieren, Jägern und Husaren zu, seinem Beispiel zu folgen; zugleich befahl er den übrigen Truppen, Halt zu machen, und sich zum Schlagen zu rüsten. Der Prinz versuchte, ihn durch Drohungen zu schrecken, allein Wolfersdorf, mit der Pistole in der Hand, betäubte ihn durch folgende Worte: „Da Ew. Durchlaucht die Capitula„tion nicht halten, so bin ich auch nicht weiter daran ge„bunden. Ich werde Sie also mit Ihrem ganzen Gefolge „gefangen nehmen, in die Stadt zurückgehen, und mich aufs „neue zu wehren anfangen. Reiten Sie nur gleich in die „Schanze, oder ich lasse Feuer geben.“ Die Preußischen Truppen marschirten auch wirklich schon wieder zurück, während daß die Jäger und Husaren die Ausreißer wie wilde Thiere todtschossen. Der Lärm wurde entsetzlich, und die des Krieges so wie der Kriegsgebräuche unkundigen Reichs-Generale wußten sich nicht aus dieser Verlegenheit zu retten, bis der Kaiserliche General Luzinsky, Anführer der Kroaten, herzu kam, und dem Prinzen von Stolberg mit einer sehr ernsthaften Miene sagte, daß man alle Punkte der Capitulation halten müsse. Man gab nun alle Ueberläufer wieder heraus; auch die sich versteckt hatten, wurden hervorgesucht, und alle mußten wieder in Reih und Glied treten. Wolfersdorf nutzte die durch seinen Muth erlangte Superiorität, und verlangte, daß die zu seiner Bedeckung bis Wittenberg bestimmten Kaiserlichen Truppen von seinem Befehl abhängen, und auf dem Marsch immer zweitausend Schritt von den Preußen entfernt bleiben sollten. Alles wurde bewilligt.

Nun traf die Reihe zum Angriff Wittenberg, das mit drei Bataillons besetzt war. Zwei derselben formirten eins derjenigen Sächsischen Regimenter, die bei Pirna zu Preußischen Soldaten gestempelt wurden. Diese Sachsen warteten nur auf eine günstige Gelegenheit, ihre Freiheit zu erlangen.

Das dritte Bataillon war eben so unzuverläßig; es bestand aus Ueberläufern und Gefangenen. Auf eine solche Besatzung glaubte also der Commandant, General Horn, sich nicht verlassen zu können; er nahm daher ohne Verzug die angetragene Capitulation an, und erhielt mit seinen Truppen und der Artillerie einen freien Abzug nach Magdeburg. Die Reichs-Truppen hatten außer Leipzig auch die Städte Belgern, Strehlen und Mühlberg besetzt, wodurch sie Meister von der Elbe bis nach Dresden wurden. Alle diese Vorfälle ereigneten sich, während daß Friedrich mit den Russen beschäftigt war.

Ob nun gleich diese von ihrem Siege fast gar keine Vortheile zogen, so entspann sich doch daraus eine Kette von Unglücksfällen für den König, der sie in keiner Epoche seiner Kriege so sehr gehäuft erlebt hatte. Das nächste Unglück war der Verlust von Dresden. Die Oesterreicher hatten beständig ihr Augenmerk auf die Eroberung dieser Residenz gerichtet, und nun wagten sie vereinigt mit den Reichs-Truppen, 30,000 Mann stark, in der Abwesenheit des Königs, einen neuen Versuch, es zu belagern. Das Geschütz dazu langte bald aus Prag an. Der General Schmettau war zur Gegenwehr vorbereitet. Er verließ deshalb die Neustadt, die von der Altstadt durch die Elbe getrennt ist, und schränkte sich allein auf die Vertheidigung dieser letztern ein. Die Neustadt wurde nun von den Oesterreichern besetzt. Der Kaiserliche General Guasco drohte, die Stadt aus achtzehn Batterien zu beschießen; Schmettau versprach ihm, mit hundert Kanonen die Antwort zu geben. Allein auf einmal verbreitete sich die Nachricht von der Schlacht bei Kunersdorf. Die Feinde nutzten die erste Bestürzung, den Commandanten auf seine gefährliche Lage bei der schwachen Besatzung aufmerksam zu machen, und ihm die Unmöglichkeit des Entsatzes vorzustellen; dabei trug man ihm eine ehrenvolle Capitulation an. Schmettau hatte sich immer als einen sehr entschlossenen, thätigen und muthvollen Befehlshaber gezeigt; auch jetzt verläugnete er diesen Character nicht. Er verlachte alle Drohungen, die nun täglich auf eine abgeschmackte Weise gehäuft wurden. Der Herzog von Zweibrücken ließ ihm sagen, daß, wenn die Dresdner Vorstädte von den Preußen abgebrannt würden, so sollte die ganze Besatzung niedergehauen, das

von den Reichs-Truppen jetzt besetzte Halle geplündert, eingeäschert, die dortigen Salinen verheert, und alle Preußische Länder in Grund und Boden verwüstet werden. Schmettau beantwortete dies Compliment dadurch, daß er sogleich die Vorstädte anzünden ließ. Nunmehr folgte eine Botschaft nach der andern, wobei die Generale Maquire und Guasco selbst Unterredungen mit dem Preußischen Commandanten hielten. So nachtheilig auch des letztern Lage war, so durfte man doch die nachdrücklichste Gegenwehr erwarten; allein ein Schreiben Friedrichs veränderte alles.

Der König hatte diesem General Schmettau, gleich nach der Schlacht bei Kunersdorf, sein Unglück gemeldet, mit der Aeußerung, daß es sehr schwer seyn würde, Dresden zu entsetzen, er möchte daher im Nothfall nur eine vortheilhafte Capitulation zu gewinnen suchen, und besonders auf die Erhaltung der Kassen bedacht seyn. Schmettau wurde etwas bestürzt, noch aber gab er nicht die Hoffnung auf. Der Herzog von Zweibrücken ließ ihm sagen, daß wenn er bei einem Angriff nur Miene machte, sich zu vertheidigen, so sollte keines Preußen geschont werden. Bei dem Commandanten waren alle solche Drohungen vergeblich, da hingegen die seinigen ihre Wirkung thaten; denn auf die dem Kurfürstlichen Hofe, der sich äußerlich ruhig befand, gemachte Erklärung, daß bei dem ersten Kanonenschuß, den der Feind von der Seite der Neustadt thun würde, dieser schöne Theil von Dresden in Brand gesteckt werden sollte, unterblieb hier der Angriff, und Schmettau konnte nun seine Besatzung zusammen halten, und mit ihr jenseits der Elbe den Angriffen auf die Thore der Altstadt die Spitze bieten. Er suchte Zeit zu gewinnen, in der Hoffnung eines Entsatzes, oder wenigstens etwas vom König zu hören; er erfuhr aber nichts, und fing nach und nach an, den Schilderungen der Kaiserlichen Generale von der gänzlichen Entkräftung Friedrichs Glauben beizumessen.

Die Maaßregeln zum Entsatz blieben ihm ganz verborgen, denn die Stadt war völlig berennt. Diese seine Lage währte sieben und zwanzig Tage, beständig vom Feinde durch kleine Angriffe geneckt, gedrängt, und bedroht. Nun

verlor er alle Hoffnung. Sein persönlicher Muth galt hier nichts, auch nicht seine Zuversicht, durch Entschlossenheit und die Macht der Preußischen Disciplin seine größtentheils mißvergnügten Soldaten in Zaum zu halten, und sie noch ferner zur Vertheidigung zu zwingen; denn seine ganze Sorge war jetzt, die ungeheure Geldmasse zu retten, die man in der Stadt niedergelegt hatte. Hier, als im Mittelpunkt des Landes, befanden sich die Einkünfte desselben, die Contributions-Gelder und die Kriegskasse für die Truppen; auch hatte man andre Gelder an diesem vermeintlichen Sicherheitsort in Verwahrung gebracht. Alle diese Summen betrugen über fünf Millionen Reichsthaler. Die Nothwendigkeit also, zumal bei der jetzigen Lage von Friedrichs Angelegenheiten, einen so großen Schatz zu retten und ein Metall in Sicherheit zu bringen, das Friedrich so überaus nöthig brauchte, dessen Mangel alle Kriege endigt, und selbst die tapfersten Heere auseinander sprengt, gab hier den Ausschlag. Schmettau wußte nicht, daß ein Hülfs-Corps bereits im Anzuge war. Die Belagerer aber, die von dessen Ankunft und Fortschritten in Sachsen wohl unterrichtet waren, und Dresden schon so gut wie gerettet hielten, vergaßen alle ihre Drohungen, und räumten fast jede Bedingung ein, die Schmettau verlangte. Er capitulirte, da man eben anfangen wollte die Stadt förmlich zu beschießen, und erhielt mit seiner Besatzung, ihrer Bagage, der ganzen Artillerie, Munition und Pontons, so wie mit allen Geldwagen, einen freien Abzug, verbunden mit allen militairischen Ehrenbezeugungen. Es wurde auch festgesetzt, daß alles Eigenthum, den Preußischen Unterthanen gehörig, mitgenommen, und kein Ueberläufer von den Kaiserlichen Truppen aufgenommen werden sollte; wobei der Kaiserliche General Maquire sein Ehrenwort gab, „alles aufs genaueste nach den klaren Worten und ohne die „mindeste Chicane zu erfüllen.“ Die Magazine blieben jedoch zurück. Man fand hier allein an Korn, Gerste und Hafer 30,000 Scheffel, 12,700 Centner Mehl, und viele andere Proviant-Artikel, wodurch die Oesterreicher, die schon wegen des fehlenden Proviants an ihren Rückzug nach Böhmen dachten, in Stand gesetzt wurden, sich in Sachsen zu behaupten.

Kaum war diese Capitulation geschlossen, vom Reichs-Feldmarschall Herzog von Zweibrücken unterzeichnet, und ein Thor von den Eroberern in Besitz genommen, so langte Wunsch mit seinem Corps nach sehr forcirten Märschen zwei Meilen von Dresden an. Seine Soldaten hatten alle Kräfte angestrengt, und konnten in der nämlichen Stunde ihren Marsch nicht fortsetzen; da sie überdies den Kaiserlichen General Brentano, der mit einem Corps ihnen entgegen kam, zweimal zurückgeschlagen hatten. Wunsch wußte von der Capitulation nichts, und war daher entschlossen, die Neustadt zu stürmen. Seine Annäherung belebte den ganz gesunkenen Muth der Preußen in Dresden, und einige Officiere der Besatzung waren der Meinung, daß man die ganze, förmlich unterzeichnete Capitulation vernichten, und die Oesterreichischen Truppen, die das eine Thor besetzt hielten, unverzüglich herauswerfen müßte. Schmettau, immer noch für seine Schätze besorgt, deren Rettung der König ihm so sehr empfohlen hatte, wollte von dieser verwegenen Maaßregel nichts hören, obgleich eine glückliche Ausführung nicht unwahrscheinlich war. Der Vice-Commandant, Oberst Hofmann, glaubte indessen pflichtmäßig es auch ohne Befehl thun zu müssen, setzte sich zu Pferde, und forderte die Hauptwache auf, ihm zu folgen. Der commandirende Officier aber, Hauptmann Sidow, weigerte sich zu gehorchen, worauf Hofmann ihn wie einen Feigherzigen behandelte, und eine Pistole auf ihn abfeuerte, die jedoch nicht traf. Einige Soldaten von der Hauptwache, um ihren Officier zu rächen, feuerten nun auch, und streckten in einem Augenblick den braven Obersten zu Boden. Alle Hoffnung der Preußen war nun verschwunden. Wunsch marschirte zurück, und Dresden wurde von den Oesterreichern ganz besetzt.

Die so feierlich zugesicherte Capitulation aber ward fast in allen Punkten gebrochen, und die nicht gefangene, sondern für frei erkannte Besatzung auf das schändlichste behandelt. Die Kaiserlichen Officiere und Gemeinen, ja die Generale selbst, wetteiferten gleichsam, um durch ein unedles Betragen einander zu übertreffen. Man riß die Preußischen Soldaten mit Gewalt aus den Gliedern heraus, und zwang sie zum Oesterreichischen Dienst. Die Officiere wurden mit

den niederträchtigsten Schimpfworten belegt, mit Bajonetten und Kolben herumgestoßen, geprügelt, verwundet, ja getödtet. Die Oesterreichischen Officiere selbst, uneingedenk ihres Standes, oder vielmehr unbekannt mit den Grundsätzen von Ehre und Großmuth, waren Handlanger, ja eigentlich die Haupt-Acteurs bei diesem ehrlosen Geschäft, und schrien ihren Soldaten beständig zu: „Schießt die Hunde todt! Feuer auf die „Canaillen!" So ging es durch alle Haufen. Die Ober-Befehlshaber selbst, die Generale Maquire und Guasco, blieben mit ihren Mißhandlungen nicht zurück. Sie vergaßen ihr gegebenes Ehrenwort, das ihnen als Officieren, als Feldherren, und als Anführern Deutscher Krieger des achtzehnten Jahrhunderts, hätte dreifach heilig seyn sollen. Die den Preußen durch die Capitulation gesicherten Gewehre, Pontons und Kriegsgeräthe wurden ihnen mit Gewalt entrissen, die so fest versprochenen Wagen und Schiffe zum Transport verweigert, und auf ihre Beschwerden mit Drohungen geantwortet; ja nicht einmal die in der Capitulation bestimmte Frist in Dresden zu bleiben, wurde den Preußen gestattet; sie mußten zwei Tage früher die Stadt räumen. Nach Ueberwindung zahlloser Hindernisse glückte es endlich dem General Schmettau, durch Klugheit und Entschlossenheit seine Gelder und seine Besatzung als eine Beute davon zu bringen.

Nie betrug sich der Befehlshaber einer Festung in einer höchst kritischen Lage besser wie Schmettau. Er verdient, trotz seines Unglücks, die warme Bewunderung des Philosophen, die dieser dem glücklichen Commandanten, der alle Stürme abschlägt, und seine Festung behauptet, nur kalt zollt. In der Unwissenheit aller Vorfälle außerhalb der Stadt, und durch Friedrichs eigenen Brief nicht zu Hoffnungen ermuntert, gab er den sehr gerechten Besorgnissen nach, und befolgte genau die Befehle seines Monarchen. Friedrich konnte ihn daher nicht als oberster Feldherr strafen, allein er that es als König mit seiner Ungnade, und durch die Entfernung von dem Felde der Ehre. Er, der die großen Folgen des Verlustes von Dresden stark ahnete, und bald stark fühlte, konnte und wollte dem General sein Unglück nicht verzeihen, obgleich dieser ihm die so mühsam geretteten Königlichen Schätze zuführte, den so ernstlich empfohlnen Gegenstand

seiner

seiner Sorgfalt. Sein bewiesener Eifer war unbezweifelt; er wurde aber nicht geachtet, weil er dem Glück nicht hatte befehlen, oder noch mehr, des Königs begangene Fehler nicht hatte wieder gut machen können. Diese Fehler waren groß; denn Wunsch hatte ausdrücklichen Befehl, nicht gleich zu dem Entsatz des hart bedrängten, mit Schätzen und Magazinen so sehr gefüllten, Dresdens zu marschiren, sondern er sollte erst Wittenberg und Torgau, wo nichts zu verlieren war, zu erobern suchen, und sodann nach Sachsens Hauptstadt eilen. Ein früherer Marsch hätte sie unfehlbar gerettet. Auch wurde kein Versuch in sieben und zwanzig Tagen gemacht, durch heimlich abgeschickte Boten dem Commandanten Nachrichten zu überbringen.

Ueberhaupt war keine Armee in diesem Kriege so schlecht mit Kundschaftern versehen, als die Preußische, denn der König belohnte sie nicht; einige Dukaten, die er glücklichen Spionen reichen ließ, standen mit der von ihnen überwundenen großen Lebensgefahr in keinem Verhältniß. Und doch erkannten die größten Feldherrn die Nothwendigkeit, diese Art Menschen zu gebrauchen. Keiner benutzte sie besser als der Prinz Eugen, der sie königlich belohnte, und auch von ihnen vortrefflich bedient wurde. Manche seiner großen Thaten bei eingeschränkten Hülfsmitteln hatte er den geheimen Nachrichten seiner Kundschafter zu verdanken. Friedrich wollte sich dazu des berüchtigten Räubers Käsebier bedienen, der in Stettin in Eisen lag, und dem sein Rechtsurtheil dies verdiente Schicksal auf Lebenslang bestimmte. Der Muth und die Verschlagenheit dieses Deutschen Cartouche ließen als Spion große Dienste von ihm hoffen. Er wurde auch deshalb gleich im Anfang des Krieges in Freiheit gesetzt. Käsebier, weniger eingedenk dieser Begnadigung, als der erlittenen Strafe, versprach zwar alles, allein er kam nie wieder.

Der Prinz Heinrich war indessen mit der großen Armee aus Schlesien nach Sachsen gekommen, hatte vermittelst eines außerordentlich forcirten Marsches den Oesterreichischen General Wehla bei Hoyerswerda überrumpelt, 600 seiner Soldaten erlegt, und ihn selbst mit 1800 Mann gefangen genommen. Dieser Marsch, einer der sonderbarsten, die je

gemacht worden, ging durch eine zehn Meilen lange Strecke eines von dem Feinde fast allenthalben besetzten Landes, und dauerte sechs und funfzig Stunden, in welcher langen Zeit man kein Lager aufschlug, sondern den Truppen nur zweimal eine Ruhe von drei Stunden bewilligte. In den funfzig übrigen Stunden ging der Marsch Tag und Nacht ununterbrochen fort, wodurch der Plan der Oesterreicher ganz vernichtet wurde. Der Prinz Heinrich hatte hierbei, wie bei mehrern seiner Kriegsoperationen einen vortrefflichen Gehülfen. Dies war sein Adjutant, der Hauptmann Kalkreuth, ein Mann von seltenen Eigenschaften, zum Feldherrn geboren, schon damals als Jüngling bewundert, nachher als General von der Armee angebetet. Er war der unzertrennliche Gefährte Heinrichs, so lange der Krieg dauerte.

Die Russen standen um diese Zeit in der Lausitz, so wie auch Daun. Heinrich, der in der mißlichen Lage des Königs keine Schlacht wagen konnte, richtete sein Augenmerk auf die feindlichen Magazine. Es glückte ihm auch, durch klug entworfene Unternehmungen die beträchtlichsten zu vernichten. Nun fingen die Lebensmittel an, den feindlichen Armeen zu fehlen. Die Oesterreicher hatten die größte Mühe, für ihren eignen Unterhalt zu sorgen, und boten daher den Russen, die sie nach Sachsen gezogen hatten, anstatt des Proviants Geld an, um sich damit zu versehen. „Meine Soldaten essen „kein Geld," antwortete Soltikow, und nahm seinen Marsch durch Schlesien nach Polen. Laudon begleitete ihn, und wandte alle Bemühungen an, ihn zur Belagerung von Glogau zu bewegen. Dieser Entwurf aber wurde ganz vereitelt, da die verbundenen Armeen bei Beuthen an der Oder zu ihrem Erstaunen ein Preußisches Lager erblickten. Hier stand der König und deckte Glogau, entschlossen alles zu wagen, selbst eine Schlacht unter den nachtheiligsten Umständen, um diese Festung zu retten. Da er nur 24,000 Mann stark war, und einen Ueberfall besorgte, so mußten seine Truppen alle Tage des Morgens das Gewehr in die Hand nehmen. Die Russen wagten es jedoch nicht, ihn anzugreifen, sondern gingen über die Oder, zertrümmerten die Brücke mit Kanonenschüssen, um nicht verfolgt zu werden, marschirten längs dieses Flusses, und schienen ihre Absichten nun auf Breslau

zu richten. Ueberall aber fanden sie Preußen, und die Päße wohl besetzt.

Der König war noch in der Nähe der Russen, als er sehr heftig vom Podagra befallen wurde. Nie war seine Besorgniß größer; denn man mußte von den Russen, sobald sie davon Nachricht erhielten, einen Angriff vermuthen. Friedrich, ganz außer Stande, selbst zu commandiren, hätte sodann, unter Höllenschmerzen des Leibes und des Geistes, im Bette sein Schicksal erwarten müssen, das man voraus sehen konnte. Von dieser trostlosen Lage erfuhren jedoch die Russen nichts, und der König wurde abermals durch sein Glück gerettet. Da er weder ein Pferd besteigen, noch das Fahren aushalten konnte, so ließ er sich von Soldaten nach Kbben, einem an der Oder gelegenen Städtchen, hintragen. Hier versammelte er seine Generale, machte ihnen die Heftigkeit seiner Krankheit bekannt, die ihn von der Armee entfernte, und gab ihnen folgenden Auftrag: „Versichern Sie „meinen braven Soldaten, daß, obgleich ich in dieser Campagne „viel Unglück gehabt habe, ich doch nicht eher ruhen werde, „als bis alles wieder hergestellt ist. Sagen Sie ihnen, daß „ich mich auf ihre Bravour verlasse, und daß mich nichts als „der Tod von meiner Armee trennen soll." Und nun dictirte er unter den heftigsten Schmerzen die Anordnung wegen der Cantonirungs-Quartiere.

Die Russen setzten indessen ihren verheerenden Marsch fort. Herrnstadt war die Grenze ihres Schlesischen Zuges. Da sich dieser offene, aber durch die Natur befestigte, und mit einigen hundert Preußen besetzte Ort nicht ergeben wollte, wurde er durch Feuerkugeln in einen Aschenhaufen verwandelt, und nach dieser That ging der Marsch der Russen unaufhaltsam nach Polen. Laudon fragte bei Soltikow an: was in dieser Lage die Bestimmung seines Corps seyn sollte? Soltikow antwortete: „Machen Sie damit, was Sie wollen, „ich werde nach Posen marschiren." Noch blieb Laudon eine Zeitlang beim Russischen Heere; endlich aber trennte er sich von demselben höchst mißvergnügt, und zog sich nach den Oesterreichischen Staaten zurück.

Am Ende des Octobers waren ganz Schlesien und Brandenburg von den Russen und Oesterreichern befreit. Zwölf

brennende Dörfer und die flammende Stadt Guran bezeichneten den Abzug der ersten, mit vielen andern Verheerungen, da Sengen und Brennen durchaus zu ihren Märschen gehörte. Denn bei allen ihren Einfällen in Brandenburg und Schlesien machten sie wiederholt bekannt, daß auf hohen Befehl den Preußischen Unterthanen nichts als Luft und Erde übrig bleiben sollte.

Die Thätigkeit des Generals Wunsch hatte alle Erwartungen übertroffen. Das ihm zugetheilte Corps war nur 5000 Mann stark, und mit diesen hatte er seinen Marsch nach Sachsen angetreten, um dies mit Feinden angefüllte Land wieder zu erobern. Kaum zeigte er sich vor Wittenberg, wo die Besatzung 2000 Mann stark war, so verlangte der Commandant zu capituliren. Wunsch, um nicht aufgehalten zu werden, bewilligte ihm einen freien Abzug, und eilte nach Torgau. Auch der Reichs-General Kleefeld, der hier commandirte, erbot sich gleich zur Uebergabe; man wollte aber seine Bedingungen nicht eingehn. Der Preußische Befehlshaber griff daher in der Nacht die Vorstädte an, trieb die Kroaten heraus, und rüstete sich zum Sturm. Nun erfolgte die Capitulation; die Besatzung erhielt einen freien Abzug, mußte aber ihre Artillerie und Munition zurück lassen. Sodann nahm Wunsch seinen Zug nach Dresden, wo die Belagerer sein aus aller Art Truppen zusammengesetztes Corps, Grenadiere, Musquetiere, Frei-Bataillone, Dragoner und Husaren, für eine ganze Armee hielten. Dies verursachte die Erleichterung der vorgedachten Capitulation von Seiten der besorgten Kaiserlichen und Reichs-Generale, und nun blieb für Wunsch nichts mehr übrig, als ein Rückmarsch nach Torgau, da diese Stadt in der kurzen Zwischenzeit von neuem berennt worden war. Man hatte nur 500 Mann zur Besatzung darin gelassen, und jetzt rückte der General St. André mit einem starken Corps Reichs-Truppen und Oesterreicher vor die Stadt.

Noch in der nämlichen Stunde, als Wunsch diese Nachricht erhielt, setzte er sich mit seinen leichten Truppen in Bewegung, ließ die übrigen folgen, und rastete nicht eher, bis er, dem Feinde unbemerkt, Torgau erreichte. Hier ließ er unter seine abgematteten Soldaten Wein austheilen, und

stellte sie in Schlachtordnung. Die Reichs-Truppen wurden endlich die aufmarschirten Preußen gewahr, und rüsteten sich zum Kampf, wobei sie, des Siegs gewiß, nicht einmal die Zelte abbrachen. Wunsch ließ ihnen auch dazu keine Zeit; er fiel mit seiner Reiterei über sie her, griff sie von vorne und in der Flanke zugleich an, und warf alles über den Haufen, ehe noch die Preußische Infanterie recht zum Schuß kommen konnte. Das ganze Corps von 10,000 Mann, worunter vier Cuirassier-Regimenter, zwei Dragoner-Regimenter, 1200 Grenadiere und 2000 Kroaten waren, flohen nach dem Walde zu, und ließen das Lager mit allen Feldgeräthschaften zurück.

Dies große Gefecht hatte die Folgen des glänzendsten Sieges, weil es den Preußischen Waffen die schon etwas sinkende Achtung wieder verschaffte, und der König dadurch, bis auf Dresden, wieder Herr von Sachsen wurde. Die edle Handlung eines Reichs-Generals bei diesem Gefecht verdient aufgezeichnet zu werden. Ein Preußischer Dragoner vom Regiment Plettenberg focht, durch Kriegswuth begeistert, wie ein Held aus den Ritterzeiten; er warf alles vor sich zu Boden, und ohne sich um seine tapfern Mitstreiter zu bekümmern, drang er allein tief in die feindlichen Bataillone ein; hier verweilte er so lange mit seiner Blutarbeit, bis er hart verwundet mit seinem tödtlich verwundeten Pferde zur Erde stürzte. Die ihn umringenden feindlichen Soldaten wollten ihn vollends niedermachen, allein der General St. André hielt sie mit den Worten zurück: „Einen so braven „Mann von einem so braven Regiment muß man retten.“ Er befahl sogleich für ihn Sorge zu tragen, und sobald er wieder hergestellt war, schickte er ihn mit einem Geschenk an Geld und einem Empfehlungs-Schreiben ohne Ranzion (Lösegeld) wieder zu seinem Regiment.

Der König, der von der Schwäche des Wunschischen Corps nicht eine so schleunige Wiedereroberung Sachsens erwartet hatte, ließ bald nachher den General Fink mit einem stärkern Corps ebenfalls dahin aufbrechen. Zur Rettung von Dresden kam auch dieser General zu spät; allein er blieb doch nicht unthätig, sondern vereinigte sich mit Wunsch, und griff nun den 21sten September bei Corbitz ein großes

von Haddick commandirtes Oesterreichisches Corps an, schlug es nach einem blutigen Gefechte, das den ganzen Tag dauerte, und machte 500 Gefangene.

So wurden, zum Erstaunen der Welt, die verbündeten, siegreichen großen Heere der Feinde gezwungen, vertheidigungsweise zu verfahren; sie wurden jetzt von der weit geringeren, geschlagenen und getrennten Preußischen Armee in allen ihren Bewegungen gefesselt, und damit zugleich alle ihre Entwürfe vereitelt.

Siebentes Buch.

Nach allen den großen Unfällen, die Friedrich und seine Heere seit einigen Monaten betroffen hatten, war das Kriegstheater für den Rest des Feldzuges allein noch auf Sachsen eingeschränkt. Daun machte allerhand Entwürfe, den Prinzen Heinrich von hier zu vertreiben; da aber durch des letztern Wachsamkeit und überlegene Kriegstalente alle Versuche vereitelt wurden, und er nicht allein Stand hielt, sondern auch Mittel fand, Leipzig und Wittenberg zu decken, so machte der Oesterreichische Feldherr den großen Entwurf, den Preußischen Heerführer von diesen Städten abzuschneiden, und ihn selbst in seinem Lager einzuschließen. Zu diesem Zweck theilte Daun seine Armee in verschiedene Corps. Das stärkste derselben commandirte der Herzog von Aremberg. Heinrich, der etwas von dem Vorhaben des Feindes errieth, und unter den Papieren eines Adjutanten dieses Herzogs, der gefangen wurde, die weitern Nachrichten fand, schickte nun sofort die Generale Fink, Wedel, Wunsch und Rebentisch mit ihren Corps auf abgesonderten Wegen. Alle stießen auf den Feind, der sich beständig zurückzog. Endlich trafen die Preußen den 26sten October bei Pretsch unweit Düben auf das große Arembergische Corps, das auch in großer Verwirrung auf den Rückzug dachte, den der Kaiserliche General Gemmingen mit einem Grenadier-Corps decken sollte. Der Preußische General Platen aber, an der Spitze von Dragonern und Husaren, stürzte in Carriere auf die in Anschlag liegenden

Oesterreichischen Grenadiere los, warf sie über den Haufen, machte 1500 Gefangene, und zerstreute die übrigen.

Der immer noch kranke König ließ sich bald nachher nach Glogau bringen, wo er bis zur Wiederherstellung blieb. Er schickte den General Hülsen mit dem größten Theil seiner Armee auch nach Sachsen, wo die Preußen nun so sehr das Uebergewicht bekamen, daß Daun für rathsam fand, das feste Lager von Plauen zu beziehen, um Dresden zu decken. Diese Stadt war nun noch von allen kürzlich gemachten Eroberungen der Oesterreicher in Sachsen allein in ihren Händen. Ihnen auch diesen so wichtigen Ort zu entziehen, war Friedrichs Hauptabsicht, sobald die Truppen aus Schlesien in Sachsen angekommen waren, und sich mit dem Prinzen Heinrich vereinigt hatten. Diesen Entwurf desto nachdrücklicher auszuführen, verließ der König, obgleich noch nicht völlig hergestellt, Glogau, und traf am 13ten November nach einer zwanzigtägigen Abwesenheit wieder bei der Armee ein. Alles kam darauf an, die Daunsche Armee, die ungeachtet des Besitzes von Dresden auf einen Winkel von Sachsen eingeschränkt war, zum Rückzug nach Böhmen zu nöthigen. Dieser Rückzug wäre vielleicht von selbst erfolgt, allein der König wünschte, ihn zu beschleunigen. Fink wurde deshalb mit 11,000 Mann nach Maxen im Gebirge geschickt, und der Oberst Kleist mußte mit einem Corps in Böhmen einfallen. Diese letztere Expedition war auch nicht unglücklich; er machte Gefangene, brandschatzte und plünderte, um wegen der in Schlesien und der Mark verübten Grausamkeiten Repressalien zu gebrauchen.

Finks Stellung drohete, dem Feinde die Zufuhr von Böhmen zu sperren; sie war aber selbst äußerst gewagt, und Fink, in der Entfernung vom Könige, nebst seinem Corps von dem ganzen Kaiserlichen Heere umgeben. Diesem General ahnete seine kritische Lage; er erdreistete sich daher, vor seinem Abmarsch dem Monarchen einige Vorstellungen zu thun; sie wurden aber ungnädig aufgenommen. Friedrich antwortete mit einem Machtspruch, der oft die unmöglich scheinendsten Dinge möglich gemacht hatte: „Er weiß, daß „ich keine Difficultäten leiden kann. Mache Er, daß Er „fortkommt.“ Fink marschirte nun nach Maxen, und ließ

den Paß von Dippoldiswalde durch den General Lindstädt mit 3000 Mann besetzen, wodurch die Gemeinschaft mit Freiberg offen blieb. Der König war aber mit dieser Disposition nicht zufrieden, und schrieb ausdrücklich: „daß es „besser seyn würde, wenn er das ganze Corps zusammenzöge, „weil er dadurch im Stande sey, den Feind mit mehrerem „Nachdruck zu empfangen. Ueberdies könnten die wenigen „Bataillone bei Dippoldiswalde bald über den Haufen ge„worfen werden, weil der Feind gewiß mit einer starken „Macht ankommen würde, wenn er etwas unternehmen wollte.“ Friedrichs Befehl wurde nun vollzogen, wobei Fink jedoch sogleich die Stellung der Feinde meldete, und daß ihnen nun der Weg, ihn anzugreifen, völlig offen sey. Die folgenden Briefe des Generals Fink an den König wurden alle von den Oesterreichern aufgefangen, und aus dieser Quelle entstand für Friedrich das große Unglück, ein so starkes Corps ganz zu verlieren.

Der 21ste November war der unglückliche Tag, der den Preußischen Kriegern unvergeßlich seyn wird. Fink wurde von 40,000 Mann auf allen Seiten angegriffen. Er war größtentheils im Grunde, die Feinde aber auf Anhöhen postirt. Hiezu kam ihre große Uebermacht. Auf der einen Seite stand Daun mit der großen Oesterreichischen Armee, auf der andern der Herzog von Zweibrücken mit den Reichs-Truppen. Die Preußen fochten jedoch mit großer Tapferkeit. Das feindliche Feuer aber war ganz auf einen Punkt gerichtet. Das mitten unter den Linien der Preußen liegende Dorf Mazen wurde von den Angreifenden in Brand gesteckt. Hieraus entstand Unordnung. Auch richteten die Haubitz-Granaten der Oesterreicher unter der Preußischen Wagenburg große Verwirrung an, und diese theilte sich bald der ganzen Infanterie mit. Der Rückzug war den Preußen abgeschnitten. Es fehlte ihnen endlich an Munition, nachdem man den ganzen Tag gefeuert, und alle Patronen verschossen hatte. Die Hoffnung dieser Truppen, vom König entsetzt zu werden, war sehr gering, weil er ihre Noth nicht kannte, ja nicht einmal ahnete. Fink hätte sich bei so vielen Gelegenheiten als ein kriegserfahrner Feldherr voll hohen Muths gezeigt; auch jetzt entfiel ihm der Muth nicht. Er wollte sich durchschla-

gen, und versammelte deshalb die Generale, denen er sein Vorhaben eröffnete. Allein die gänzliche Unmöglichkeit, mit Gewalt durch die stark besetzten Hohlwege durchzudringen, ließen keine Wahl übrig, als gänzliche Aufopferung aller Truppen, oder Gefangenschaft. Fink glaubte dem König durch das erstere keinen Dienst zu leisten, da so viele Oesterreichische Kriegsgefangene in Preußischen Händen waren, die folglich ausgewechselt werden konnten, und gab daher der Menschlichkeit Gehör. Wunsch schlug vor, mit der Cavallerie einen Versuch zu machen, in der Nacht zu entkommen, und brach auch wirklich auf. Die Infanterie aber konnte nicht folgen, und Fink, dieser Feldherr, von dem Friedrich gesagt, daß er ein zweiter Türenne werden würde, war nun gezwungen zu capituliren.

Daun wollte von keinen andern Bedingungen hören als Gefangenschaft, und bestand sogar darauf, daß Wunsch mit der Cavallerie zurückberufen werden und sich auch ergeben sollte. Vergeblich schützte Fink vor, daß dieser General ein abgesondertes Corps commandire; der Oesterreichische Heerführer bestand darauf, und der bedrängte Fink mußte alles eingehen. Wunsch kehrte auf Befehl um, allein er unterschrieb die Capitulation nicht, wurde aber doch gefangen. Die Bagage (das Gepäck) der Preußen blieb ungeplündert. Dies war der Haupt-Artikel der Uebergabe; allein 71 Kanonen, 24 Standarten und 96 Fahnen wurden den Oesterreichern zur Beute. Das ganze, aus sechzehn Bataillons und fünf und dreißig Schwadronen bestehende, Corps streckte nun das Gewehr, neun Generale und 11,000 Mann Fußvolk und Reiter; nur einige Husaren entkamen, und brachten dem König diese so schreckliche Nachricht.

Der Preußische Kriegsruhm schien dadurch in den Augen der Menge verdunkelt; allein ein ähnliches Schicksal traf die tapfersten Völker. Friedrich glaubte jedoch, daß dies Unglück hätte vermieden werden können; auch wurden nach geendigtem Kriege die Generale Fink, Rebentisch und Gersdorf vors Kriegsgericht gefordert, und da ihre Vertheidigung nicht hinreichend befunden ward, verdammte dies militairische Tribunal, unter dem Vorsitz des Generals Ziethen, alle drei zur Festungsstrafe. Rebentisch blieb noch einige Zeit im

Dienst, allein die andern beiden verloren sogleich ihre militairischen Würden. Fink starb als Ober-Befehlshaber der Dänischen Armee, und Rebentisch als General in Portugal.

Diesem Unglück folgte gleich darauf ein anderes. General Dierke stand mit 3000 Mann am Elbufer unweit Meißen. Der König rief diesen General zurück. Er mußte über den Fluß, der voll von Eis war. Der General Beck, einer von Theresiens besten Feldherren, benutzte diesen Umstand, und rückte mit einem starken Corps an; nur wenige Fahrzeuge waren vorhanden, und diese wurden von dem angreifenden Feind bald zertrümmert. Nun mußte sich Dierke nach einem blutigen Gefecht mit allen den seinigen, die noch nicht über den Fluß gesetzt waren, ergeben. Auf diese Weise fielen abermals 1400 Preußen den Oesterreichern in die Hände.

Der sonst so behutsame Daun wurde durch diese erlangten Vortheile angefeuert, sich der so sehr geschwächten Armee des Königs zu nähern, in der Meinung, daß sie sogleich davon fliehen würde. Er fand sie aber in Bereitschaft, ihn zu empfangen, und zog sich daher ruhig wieder zurück. Auch der Kaiserliche General Maquire wähnte, daß er sich nur zeigen dürfe, um das von den Preußen besetzte Freiberg in Besitz zu nehmen. Er rückte mit 16,000 Mann an, begleitet von einem ungeheuren Troß von Wagen und entbehrlicher Bagage, der seine unbezweifelte Erwartung bewies. Die Preußen aber standen in Schlachtordnung, und zeigten ihm durch Kanonenkugeln den Rückweg.

Die besten Hülfsquellen Friedrichs waren immer die Fehler seiner Feinde. Auch jetzt wurden die Erwartungen aller Menschen betrogen. Daun, anstatt seine großen Vortheile zu nutzen und vorwärts zu dringen, bezog wie ein Besiegter das feste Lager hinter dem Plauenschen Grunde. Friedrich hingegen, der fast die Hälfte seiner Armee, und zwar am Ende des Feldzuges, verloren hatte, wo alle Regimenter ohnehin sehr geschwächt waren, und der jetzt wenig mehr als 20,000 Mann beisammen hatte, änderte seine Stellung dennoch nicht, sondern behauptete, außer dem kleinen Bezirk um Dresden, ganz Sachsen. Indessen ließ er, um der großen Ungleichheit der beiderseitigen Armeen einigermaßen abzuhelfen, 12,000 Mann von den alliirten Truppen kommen.

Diese, unter Anführung des Erbprinzen von Braunschweig, stießen am Ende des Decembers bei Freiberg zum Könige. Kaum war diese Verstärkung angelangt, so rückte Friedrich, ohne die rauhe Jahreszeit zu achten, vorwärts, und verjagte alle voran postirte feindliche Truppen. Sein Vorsatz war, den General Maquire bei Dippoldiswalde anzugreifen; allein das feste, durch Verschanzungen, Batterien, Felsen und Hohlwege gesicherte Lager der Oesterreicher zeigte unübersteigliche Hindernisse, daher der König nach Freiberg zurückging.

Nun folgte eine sonderbare, höchst unglückliche Winter-Campagne, die eine sehr große Menge Menschen wegraffte. Die Armee des Königs wurde in der Nachbarschaft von Dresden in die kleinen Städte und Dörfer verlegt, und zwar so gedrängt, daß nur ein geringer Theil der Soldaten unter Dach kommen konnte. Ganze Regimenter lagen die Hälfte des Winters in kleinen Dörfern, die sie nachher mit größern vertauschten. Die Officiere bewohnten die Stuben oder Kammern, und die Soldaten bauten sich Brandhütten, worin sie Tag und Nacht wie die Tartaren sich um das Feuer lagerten. Der Winter war dieses Jahr ungewöhnlich strenge, und der Schnee lag viele Wochen lang Knie tief. Das Holz wurde von den Soldaten selbst herbei geschleppt, oft aus einem entlegenen Walde. Diese Holz-Transporte dauerten wegen der entsetzlichen Kälte den ganzen Tag fort, so daß man immer große Haufen von Lastträgern bei allen Dörfern herumziehn sah. Nach dem Maaß, daß die Kälte grimmig und das Holz selten wurde, folgte jeder Einzelne dem Naturgesetz, das ihm seine Selbsterhaltung zur ersten Pflicht macht; er verschonte weder Ställe und Scheunen, noch Häuser. Der Soldat war auf sein Commisbrod eingeschränkt, wovon er unaufhörlich Wassersuppen kochte. Wegen der vielen Kranken folgten die Wachen und Commandos schnell auf einander, und hatte der Soldat diese überstanden, so konnte er doch in dem kurzen Zwischenraum der Ruhe nicht pflegen. Wenn er kein Holz auf dem Rücken hatte, und mit keinen Eisschollen oder Schneewasser zum Kochen belastet war, so lag er der Länge nach in der Asche, um seinen Körper zu braten. Wenn aber das Feuer den Vordertheil des leicht bekleideten Leibes fast verzehrte, so erstarrte der Hintertheil vor Frost.

Dies war aber noch nicht alles. Es stand ein kleines Lager bei Wilsdruf, eine Meile von Dresden. Der König wollte dies Lager nicht abbrechen lassen. Vier Bataillone mußten es besetzen. Diese wurden alle vier und zwanzig Stunden abgelöst, so daß die ganze Infanterie bei der Königlichen Armee diese Rolle nach der Reihe beständig fortspielen mußte. Die Zelte blieben stehen; auch waren sie eingefroren, und die Leinwand den Brettern ähnlich. Die Oesterreicher waren durch dies Beispiel gezwungen, ein Gleiches zu thun. Beide Heere also zeigten der Welt eine noch nie in den Jahrbüchern nordischer Kriege aufgezeichnete Handlung; in einer sehr geringen Entfernung von einander, in einem sehr harten Winter, trotzten sie dem kalten Klima und den Seuchen, und hielten unter leinenen Dächern das Feld, bis eine bessere Jahreszeit ihren Leiden ein Ende machte.

Die große Kälte aber war diesen Winter sehr anhaltend, und täglich erfroren den schlecht bekleideten Soldaten die Glieder. Im Lager waren keine Brandhütten, die Feldwachen hatten nur brennende Holzhaufen, wenn es nicht (wie oft der Fall war) an diesem so nöthigen Bedürfniß ganz fehlte, und für die Officiere waren bretterne Häuschen gehaut. Die gemeinen Soldaten, um ihr von der Kälte erstarrtes Blut flüssig zu machen, liefen entweder wie die Unsinnigen im Lager herum, oder uneingedenk des Kochens verkrochen sie sich in ihre Zelte, wo sie aufeinander lagen, um wenigstens einige Theile ihres Körpers an den Leibern ihrer Kameraden zu erwärmen. In dieser Lage war Angriff und Vertheidigung gleich unmöglich, und nie kehrte ein Regiment aus diesem Lager in die elenden Winterquartiere zurück, ohne die Zahl der Kranken zu vermehren. Haufenweise wurden die Todten zu Grabe getragen, und dieser einzige Winterfeldzug kostete dem Könige mehr Menschen, als zwei große Schlachten gethan haben würden. Der Verlust war indessen minder merkbar, weil der Abgang beständig durch Rekruten ersetzt wurde. Die Oesterreicher hatten kein besseres Schicksal; sie lagen hinter dem Plauenschen Grunde in Dörfern zusammengedrängt, die durch den Tharandter Wald und durch eine Kette von Hohlwegen gegen den Angriff der Preußen gesichert waren. Dauns Behutsamkeit ging noch weiter; Schanzen

wurden auf Schanzen gehäuft, und alle Wege und Fußsteige, selbst die, die auf die höchsten Berge führten, durch Verhacke unzugänglich gemacht. Diese elenden Cantonirungs-Quartiere waren das Grab mehrerer Tausende von Theresiens Kriegern; es rissen Seuchen unter ihnen ein, so daß im Januar in der kurzen Frist von sechszehn Tagen 4000 Mann starben.

Die Rekrutirung bei den Preußen wurde jedoch dermaßen betrieben, daß der König bereits im Februar die von dem Herzog Ferdinand erhaltenen Truppen wieder zurücksenden konnte. Dieser Umstand erregte gewaltiges Aufsehn in Wien, weil er zum Beweise diente, daß der große, bei Kunersdorf, bei Maxen, und bei so vielen andern Unfällen des vorigen Feldzuges erlittene, Verlust trotz der allmälig versiegenden Hülfsquellen schon wieder ersetzt seyn müßte. In diesem Zeitpunkt wurde der Preußische General Czettritz gefangen. Unter seinen Papieren fand man in Manuscript den geheimen Unterricht Friedrichs für seine Generale, der bald nachher von den Oesterreichern durch den Druck bekannt gemacht wurde.

Der Krieg gegen die Schweden hatte in diesem Feldzuge, so wie immer, wenig Auszeichnendes. Da der Preußische General Manteufel nach der Schlacht bei Kunersdorf zum Könige stoßen mußte, bekamen die Schweden, die jetzt der General Lantinghausen commandirte, freie Hand. Sie benutzten diese Gelegenheit, um einige von den Preußen schwach besetzte Oerter wegzunehmen, und acht Preußische bewaffnete Fahrzeuge zu erobern. Diese Fahrzeuge hatte man in Stettin ausgerüstet, mit Böllern (kleinen Mörsern) versehen, und mit Land-Miliz besetzt, um die Küsten und Mündungen der Oder gegen die Landungen der Schweden zu sichern. Es waren deren überhaupt eilf von verschiedener Größe, die theils nach den vornehmsten Personen des Königlichen Hauses genannt wurden, theils Griechische Götternamen führten. Ihr Nutzen wurde bald bemerkt, und die armen Küstenbewohner waren nicht länger den Plünderungen einzelner Schwedischer Schiffe ausgesetzt. Die Vertilgung dieser Flotille wurde daher von den Schweden beschlossen; sie griffen solche mit neun und zwanzig Schiffen an, und durch diese

Uebermacht erreichten sie für jetzt ihren Zweck; denn nur drei von den Preußischen Fahrzeugen entkamen ihren Händen.

Die Schwedische Land-Armee war indessen bis Prenzlau vorgedrungen. Manteufel aber zog bald ein kleines Corps zusammen, und trieb sie aus Anclam, aus Prenzlau und über die Peene zurück. Er ließ ihnen keine Ruhe, sondern drang unter beständigen Gefechten bis Greifswalde, wobei er viele Gefangene machte, und in Demmin die Schwedische Kriegskasse erbeutete, endlich aber wegen der großen Kälte den Winter-Feldzug endigen mußte. Die Schweden rächten sich an diesem thätigen General, sie überfielen ihn in der Nacht in Anclam, und obgleich sie von der Garnison mit ansehnlichem Verlust zurückgeschlagen wurden, so fiel doch der in der Dunkelheit der Nacht sich verirrende Manteufel in feindliche Hände.

Der König hatte noch ein Regiment schwarzer Husaren errichtet, commandirt von dem Oberst Belling, die sich bei dieser Expedition, so wie überhaupt in allen Feldzügen gegen die Schweden in Pommern und in der Ukermark sehr auszeichneten; sie spielten auf diesem kleinen Kriegstheater eine große Rolle, und es verging fast kein Tag, wo sie nicht Schweden als Gefangene einbrachten, deren Anzahl sich jetzt überhaupt auf 3000 belief.

Der Feldzug der Alliirten war im Ganzen genommen mit großem Glück geführt worden. Die Britten nahmen jetzt an dem Landkriege den thätigsten Antheil, und das Parlament hatte dazu 1,900,000 Pfund Sterling bewilligt, ohne die ungeheuern Transportkosten ihrer Truppen nach Deutschland zu rechnen, die zu den See-Operationen gehörten. Die Franzosen fingen indeß ihre Unternehmungen durch einen kühnen Streich an. Sie überrumpelten mitten im Winter Frankfurt am Main. Diese freie Reichsstadt, die ihr Contingent an Truppen und Gelde getreulich dem Reiche entrichtete, glaubte daher von den Bundesgenossen des Reichs nichts zu besorgen zu haben. Sie hatte den Franzosen schon Durchmärsche, allein in einzelnen Schaaren, bewilligt. Der Vorwand dazu war immer der Uebergang über den Main. Es wurde jetzt abermals ein solches Ansuchen gemacht, und auch unter den bekannten Bedingungen gestattet. Der Neu-

jahrstag war zur Ausführung des Entwurfs bestimmt; auch hatte sich schon ein ansehnliches Corps Franzosen vor der Stadt versammelt, als die Neujahrwünschenden Frankfurter Trommelschläger durch ihr großes Getöse bei dem Prinzen Soubise den Verdacht erregten, daß sein Vorhaben entdeckt sey; es wurde daher bis zum folgenden Tag verschoben. Die Frankfurter, ohne jedoch etwas davon zu ahnen, waren sehr auf ihrer Huth. Man beschloß, nur ein Regiment Franzosen auf einmal in die Stadt herein zu lassen, wobei das Thor so lange gesperrt bleiben sollte, bis das Regiment die Flußbrücke passirt seyn würde.

Die ganze Besatzung war in Waffen, theils um die Franzosen zu begleiten, theils auch an das Gefahr drohende Thor postirt zu werden, um den Befehlen des Magistrats den gehörigen Nachdruck zu geben. Dies hinderte aber nicht, daß diese wichtige Stadt ohne alles Blutvergießen eingenommen wurde. Die Französischen Truppen schlossen sich an das einmarschirende Regiment an, warfen die Thorwache, die sich widersetzen wollte, über den Haufen, flößten den übrigen Stadtsoldaten, die in Reihen aufmarschirt standen, Schrecken ein, und nun drangen sie auf die Wälle, und bemächtigten sich der Artillerie und aller Thore, während daß andere die öffentlichen Plätze und vornehmsten Straßen besetzten; so daß in wenig Augenblicken das reichsverbundene Frankfurt in den Händen der Franzosen war, die in den ersten Tagen darin wie in einer eroberten Stadt hauseten. Ihr Feldherr Soubise verfügte sich aufs Rathhaus, und machte seine Befehle bekannt, die man in der Betäubung ehrfurchtsvoll annahm; dabei versprach dieser Heerführer im Namen seines Königs, die Stadt bei ihrer Religion, bei ihrer Freiheit und ihren Vorrechten zu schützen. Alle Straßen waren indeß mit Soldaten und mit brennenden Holzhaufen bedeckt, welche durch die große Kälte nothwendig wurden. Die Einwohner durften ihre Häuser nicht verlassen, ja sich nicht einmal an den Fenstern zeigen, und die Stadtsoldaten wurden entwaffnet.

Frankfurt wurde nun das Hauptquartier der Franzosen, die dadurch eine völlige Communication mit den Kaiserlichen und Reichs-Truppen erhielten; dabei konnten sie auf dem Rhein

und dem Main mit allen Bedürfnissen versehen werden. Diese erlangten Vortheile den Franzosen zu entreißen, war Ferdinands Hauptentwurf bei Eröffnung des Feldzuges. Es verzögerte sich damit bis zum April, weil die Reichs-Truppen, wie auch ein Corps Oesterreicher und Franzosen, in Hessen und andere benachbarte Länder eingefallen waren, und erst wieder vertrieben werden mußten. Dies geschah auch von dem Erbprinzen von Braunschweig mit so gutem Erfolg, daß die Reichs-Truppen in verschiedenen kleinen Gefechten geschlagen, in Meinungen ein ganzes Regiment Cuirassier, ein Bataillon Würtemberger, und zwei Kur-Cölnische Grenadier-Bataillons zu Gefangenen gemacht, und die verbundenen Provinzen geschwind wieder von den Feinden befreit wurden. Ferdinand ließ nun 12,000 Mann zurück, um Hannover und Hessen zu decken, und marschirte mit 30,000 Mann auf Frankfurt los. Der Herzog von Broglio, der jetzt die dortige Französische Armee commandirte, bemächtigte sich eines starken Postens bei dem Dorfe Bergen, in der Nähe von Frankfurt, der nothwendig erst von Ferdinand weggenommen werden mußte, ehe er seinen Endzweck erreichen konnte.

Es war am 13ten April, als beide Armeen an diesem Ort aufeinander trafen. Das Dorf Bergen wurde zuerst mit großem Ungestüm angegriffen. Hier standen acht Bataillone von den Deutschen Truppen im Dienst Frankreichs, und hinter dem Dorfe mehrere Brigaden Französischer Infanterie, die ein sehr lebhaftes Feuer machten. Das Sächsische Corps hatte die gegen die Nidda laufenden Anhöhen besetzt. Der Prinz von Isenburg, der die Stärke des vor sich habenden Feindes nicht kannte, und überhaupt unglücklich im Kriege war, that den Angriff abgesondert von den übrigen Truppen mit vier Bataillonen Grenadiere, wobei er den sonderbaren Befehl gab, daß sämmtliche Wundärzte mit in die Glieder treten sollten. Diese Leute, deren Bestimmung es ist, den Truppen zu folgen, aber nicht wehrlos Batterien zu stürmen, wollten alle davongehen, und nur auf die Vorstellungen eines einzigen unter ihnen, eines Patrioten, Namens Eckermann, gehorchten sie dem Befehl, den einige mit Wunden, andere mit dem Tode bezahlten.

Die

Die Franzosen, die alle Vortheile des Terrains auf ihrer Seite hatten, behaupteten indeß ihren Posten gegen einen Feind, der mit vielen natürlichen Hindernissen zu kämpfen hatte. Vor dem Dorfe waren Hohlwege, welche die Hessen nur in kleinen Haufen passiren konnten, desgleichen Zäune und Hecken, wo sie hinüberklettern mußten. Der Erbprinz von Braunschweig rückte nun mit seiner Division zu ihrer Unterstützung an, und fiel den Franzosen in die linke Flanke. Die Hessen, dadurch aufgemuntert, erneuerten den Angriff mit verdoppelter Wuth, und schon wichen die Franzosen, als ihr Heerführer Broglio durch eine sehr geschickte Bewegung in die Flanke der Alliirten fiel. Die Hessen wurden zurückgeschlagen, und ihr Anführer, der Prinz von Isenburg, getödtet. Einige Französische Regimenter, durch ihre Hitze verleitet, verließen nun in großer Unordnung ihre Posten, um den weichenden Feind zu verfolgen. Hiedurch bekam die Cavallerie der Alliirten Gelegenheit, mit vielem Nachdruck einzuhauen. Eine Menge Franzosen und Sachsen fielen unter ihren Streichen. Alles hing jedoch von dem Besitz des Postens bei Bergen ab. Der Angriff wurde daher innerhalb drei Stunden dreimal erneuert, allein ohne Erfolg. Nun blieb Ferdinand nichts übrig, als ein wohlgeordneter Rückzug im Angesicht eines überlegenen Feindes. Die List mußte den Mangel an Macht ersetzen. Es war noch kaum Mittag, und nur die Nacht konnte den Rückzug decken. In dieser Verlegenheit stellte sich Ferdinand, als ob er das Treffen erneuern wollte; er theilte seine Infanterie in zwei Haufen, stellte die Cavallerie in die Mitte, und eine kleine Colonne Fußvolk vor dieselbe, und so machte er Miene, das Dorf Bergen, so wie einen Wald auf dem linken Flügel zugleich anzugreifen, und beide wurden auch lebhaft beschossen. Dies dauerte, bis die Nacht einbrach, da sich denn die alliirte Armee bis Windecken zurückzog. Sie hatte 2000 Mann und fünf Kanonen verloren.

So gering auch dieser Verlust war, so nachtheilig war doch der mißlungene Sieg für die Alliirten. Die Franzosen blieben in dem Besitz von Frankfurt, das in Ferdinands Händen eine Quelle der größten Vortheile geworden wäre; sie konnten ihre Operationen jetzt mit größern Hoffnungen

erneuern, da hingegen Ferdinand vertheidigungsweise gehen mußte. Indessen blieb er doch Meister von der Weser, aller Versuche der Franzosen ungeachtet, ihn von diesem Fluß zu entfernen. Sie rückten nun vorwärts, nahmen Cassel weg, und überrumpelten Minden, da der Commandant an einem andern Ort, nach der Weserseite zu, seine Truppen zusammengezogen hatte, und hier den Angriff erwartete; dieser wäre auch von jener Seite geschehen, wenn nicht ein verrätherischer Bauer den Feinden eine Barke verschafft, und eine Fuhrt durch den Fluß für die Cavallerie gezeigt hätte. Die in Minden eindringenden Franzosen begingen nun die schrecklichsten Ausschweifungen, die der Herzog von Broglio und die andern vornehmen Befehlshaber vergebens zu steuern versuchten, und so wurde die unglückliche Stadt großentheils ausgeplündert. Sie bemächtigten sich hier großer Magazine, und nahmen über 1400 Mann gefangen. Auch Münster eroberten sie nach einer förmlichen Belagerung, und nöthigten die 4000 Mann starke Besatzung, sich zu Kriegsgefangenen zu ergeben. Dieser Sieg bei Bergen, der in Frankreich durch ein großes Dankfest gefeiert wurde, den die Höflinge mit den größten Schlachten verglichen, die Dichter besangen, die Poissarden bejauchzten, und die Pariser Damen durch einen Kopfputz à la Bergen verherrlichten, verschaffte Brdglio die Würde eines Reichsfürsten, womit ihn der Kaiserliche Hof belohnte.

Der Entwurf der Franzosen war nun, ins Hannöversche einzudringen, und die Alliirten von der Weser abzuschneiden. Ferdinand aber vereitelte alle ihre Maaßregeln. Er hatte durch List die Reichsstadt Bremen überrumpelt, wodurch er Meister von der Weser bis nach Stade war. Nicht allein der Besitz von Hannover, sondern das Glück des ganzen Feldzuges hing jetzt von einer Schlacht ab. Der Verlust von Minden vermochte Ferdinand, diese zu beschleunigen. Um den Feind dazu zu vermögen, ließ er dessen im Rücken habende Magazine durch zwei ausgesandte Corps bedrohen. Der Erbprinz von Braunschweig commandirte eins derselben, womit er nach Hervorden marschirte, um den General Drewes zu unterstützen, der auf Osnabrück losging, die Thore aufsprengte, die Besatzung zur Flucht nöthigte, und das dasige

Magazin wegnahm. Hier legte Ferdinand nun sein Haupt-Magazin an. Die Alliirten waren vortheilhaft postirt, und die Franzosen in Gefahr, von ihrer Zufuhr abgeschnitten zu werden. Contades wurde bange, und ließ eine Brücke nach der andern über die Weser schlagen, um die Gemeinschaft mit der jenseits dieses Flusses stehenden Armee des Broglio zu erleichtern. Er hielt am 31sten Julius des Abends Kriegsrath, und der Schluß fiel dahin aus, noch die Nacht zu marschiren, und den Feind mit Anbruch des Tages anzugreifen. Broglio mußte nun mit seiner Armee zum Hauptheere stoßen. Bei Ferdinand war eine Schlacht ein bloßer Wunsch um Vortheile zu erkämpfen, bei den Franzosen aber ein dringendes Bedürfniß. Ihre Uebermacht und die von einander abgesonderten Corps der alliirten Armee schienen die vortheilhafteste Gelegenheit zu einem glänzenden Siege darzubieten. Indessen, um gegen widrige Zufälle nicht unvorbereitet zu seyn, hatte der Französische Feldherr über einen Bach, der nach der Weser zu ging, neunzehn Brücken schlagen lassen, und auch den Gebrauch dieser Brücken zu einem Rückzuge öffentlich bei der Armee bekannt gemacht. Die Franzosen marschirten in neun Colonnen. Eine derselben, unter Broglio's Anführung, sollte den Angriff auf das Corps des Generals Wangenheim machen, der in einiger Entfernung von der Haupt-Armee bei dem sehr befestigten Dorfe Tonhausen mit 10,000 Mann, sowohl Fußvolk als Reiterei, und zwei großen Batterien postirt war. Ferdinand erhielt von dem feindlichen Entwurf erst um drei Uhr des Morgens durch Ueberläufer Nachricht. Sie war ihm höchst angenehm, da er eine Schlacht so eifrig wünschte, und schon selbst zum Angriff sich entschlossen hatte. Er brach also ohne Verzug auf.

Broglio langte inzwischen bei Wangenheims Lager an. Der Erfolg seiner Unternehmung hing von der raschen Ausführung ab. Man verlor aber kostbare Augenblicke, durch ein unzeitiges Haltmachen und durch Unentschlossenheit. Die Franzosen gaben hier einen großen Beweis, wie weit sie noch damals bei allen ihren taktischen Theorien in der Ausübung zurück waren. Unbekannt mit der Kunst, sich in der Geschwindigkeit zu formiren, anstatt mit Tagesanbruch der Ordre gemäß anzugreifen, mußten sie erst ihre zerstreuten

Haufen sammeln, und ihre Colonnen ordnen; daher Broglio, der überdies von Contades neue Verhaltungsbefehle erwartete, nicht früher als um fünf Uhr mit seinen Truppen in Schlachtordnung stand. Wangenheim bekam dadurch Zeit, sich in Vertheidigungsstand zu setzen, und Ferdinand, ihm zu Hülfe zu kommen. Durch die meisterhafte Bewegung und Schlachtordnung dieses Feldherrn wurde der ganze Plan des Contades zerstört. Wangenheim verließ sein Lager, und schloß sich an die Haupt-Armee an. Die Franzosen befanden sich nun in einer gefährlichen Stellung, umgeben von der Weser, von einem Moraß, und von dem feindlichen Heere. Es mußte indessen geschlagen seyn. Broglio setzte den Angriff mit großer Lebhaftigkeit fort; seine Truppen aber litten außerordentlich durch die Artillerie der Alliirten, die in kurzer Zeit die Französische ganz zum Schweigen brachte.

Die Schlachtordnung der Franzosen war so, daß der Kern ihrer Cavallerie im Mittelpunkt des Treffens stand. Diese so widersinnige Anordnung war für die Alliirten die Losung des Sieges. Ferdinand ließ auf dies Centrum die Englische und Hannöversche Infanterie losgehen, während der Prinz von Bevern den linken Flügel der Franzosen angreifen sollte. Diese Colonnen rückten muthig auf die feindliche Reiterei an, ohne das große Kanonenfeuer zu achten, das in einer schiefen Richtung auf ihre Flanken gemacht wurde. Die Französische Cavallerie wollte den Angriff nicht erwarten, sondern brach los, und fiel die anrückende Infanterie von allen Seiten mit dem größten Ungestüm an. Diese aber setzte der Wuth der Franzosen eine unbezwingbare Standhaftigkeit entgegen; sie blieben in Ordnung, und sandten einen so anhaltenden Kugelregen auf die Cavallerie, daß diese endlich in der größten Verwirrung die Flucht nahm. Andere Cavallerie-Regimenter erneuerten den Angriff, sie hatten aber eben das Schicksal, zurückgeschlagen zu werden; neue Corps traten an ihre Stelle, die auch nicht glücklicher waren. Endlich rückten die Gensd'armes und Carabiniers an, die auch wirklich in die Englische Infanterie einbrachen, allein doch zurückgeworfen wurden, und so ging es viermal.

Die alliirte Infanterie behauptete nicht allein ihren Posten, sondern rückte vorwärts, und ließ alle Reiteranfälle

abprallen. Die Sächsischen Truppen bei der Französischen Armee zeichneten sich an diesem Tage aus. Durch ihren muthigen Anfall kamen die Engländer in Unordnung; doch setzten sich diese bald wieder, und schlugen die Sachsen zurück. Die Flucht der ganzen Französischen Cavallerie hatte die Linie zerrissen; die nächst der Reiterei stehenden Brigaden von der Französischen Infanterie waren ohne Unterstützung, und ihre Flanken entblößt. Broglio bemühte sich, mit seinem geschlagenen Corps in diesen Mittelpunkt zu rücken, wo nichts als Verwirrung herrschte. Dies war der kritische Augenblick, die Französische Armee ganz zu vernichten. Kriegskunst und Tapferkeit hatten ihn erzeugt, und die größte Niederlage der Franzosen in diesem Jahrhundert schien völlig entschieden zu seyn, als die Treulosigkeit eines Englischen Generals die Franzosen von ihrem gänzlichen Untergange rettete.

Die Infanterie der Alliirten hatte alles gethan, und nun war die Reihe an der Cavallerie, das Werk zu vollenden. Ferdinand sandte deshalb schleunig die nöthigen Befehle an Lord Sackville, der die Englische und Deutsche Cavallerie commandirte. Dieser Britte, unwürdig seines Volks, dem es weder an Klugheit, noch an persönlichem Muth fehlte, hegte eine niedrige Eifersucht gegen den Herzog Ferdinand. Er war der einzige im Heere, der die erkämpften Vortheile dieses Tages ungern sah, weil sie mit seinen geheimen Absichten stritten. Diese gingen dahin, Ferdinands Kriegsruhm zu schmälern, und, obgleich ohne militairische Talente, sich den Weg zum Haupt-Commando zu bahnen. Sein Patriotismus wich dem Neide. Er gab vor, die deutlichsten Befehle des Feldherrn nicht zu verstehen. Drei Adjutanten hinter einander, davon zwei Engländer waren, brachten ihm vergebens die gemessensten Befehle anzurücken. Er that es nicht, ließ die kostbaren Augenblicke verstreichen, und ritt endlich selbst den Herzog aufzusuchen, um eine Erklärung zu holen, die ihm der niedrigste seiner Reiter gegeben haben würde. Ferdinand, voll Ungeduld und Erstaunen, seine Befehle nicht vollzogen zu sehen, sandte noch vor Sackville's Ankunft eine ähnliche Ordre an den Marquis von Granby, den nächst folgenden Brittischen Befehlshaber, der das zweite Treffen der Cavallerie commandirte. Dieser gehorchte auch sogleich.

Sackville setzte sich zwar nachher selbst an die Spitze; allein der glückliche Zeitpunkt war vorüber, den alle Reichthümer Britanniens nicht wieder zurückrufen konnten. Broglio nutzte diesen Verzug aufs beste. Er zog sich in ziemlicher Ordnung zurück, und die übrigen Französischen Truppen des linken Flügels folgten ihm.

Während dieser Zeit war es auf dem rechten Flügel der Alliirten auch sehr hitzig hergegangen. Die Preußische, Hannöversche und Hessische Cavallerie hatte die Französische Infanterie über den Haufen geworfen, eine große Menge niedergehauen, und einige Tausend Gefangene gemacht. Alles suchte nun seine Rettung in der Flucht. Broglio deckte bei diesem Unglück den vom Französischen rechten Flügel unternommenen Rückzug nach Minden, und die Sachsen, die, ungeachtet ihres großen Verlustes, noch ziemlich Ordnung hielten, beschirmten die Flüchtlinge des linken Flügels.

Die Franzosen verloren in dieser Schlacht 8000 Todte, Verwundete und Gefangene, dreißig Kanonen, und viele Fahnen und Standarten; einige Tage nachher aber einen großen Troß ihrer schweren Bagage, einen Theil der Kriegskasse, die Bagage der vornehmsten Befehlshaber, und das Kriegsarchiv. Hiezu kamen noch die Magazine von Osnabrück, Minden, Bielefeld, Paderborn, und andere. Die Alliirten zählten nur 1300 Todte und Verwundete. Der Marschall Contades schrieb gleich nach der Schlacht an den Herzog Ferdinand, nannte ihn Sieger, und bat um Sorgfalt für die blessirten Franzosen; eine Bitte, die das große Herz des Deutschen Feldherrn ganz überflüssig machte.

Dies war der Sieg bei Minden. Ferdinand erhielt zur Belohnung den Brittischen Orden vom Hosenbande; dabei sandte ihm der König Georg 20,000 Pfund Sterling, die jedoch von dem großmüthigen Feldherrn nicht gespart wurden; denn jetzt, so wie immer, theilte er unter seine Truppen, die sich vorzüglich brav gehalten, sehr ansehnliche Geschenke aus. Das Preußische Dragoner-Regiment Holstein, das vier Bataillone gefangen gemacht, und zehn Kanonen erobert hatte, erhielt allein einige Tausend Thaler. Dabei sagte er allen Generalen, und namentlich allen Regimentern den rührendsten Dank für ihr tapferes, edles Betragen während der

Schlacht. Jeder Befehlshaber wurde mit seinem Namen angeführt, und erhielt also vor dem Angesicht des ganzen Heeres, nach dem Verhältniß seiner Thaten, die ihm gebührenden Lobsprüche. Ferdinand war zu edelmüthig, um durch einen eben so öffentlich aufgestellten Tadel Sackville's schändliches Verfahren nach Würden zu schildern. Er überließ diesen General seinem Schicksal, und begnügte sich, unter allen den größern und kleinern Lobeserhebungen, die sämmtlichen Generalen zu Theil wurden, den Namen dieses strafbaren Britten nicht zu berühren. Desto stärker aber strömten seine Empfindungen bei Granby's Lobsprüchen; wobei er öffentlich bei der Parole sein Bedauern zu erkennen gab, bei einem so viel versprechenden Siege diesen General nicht an der Spitze der Brittischen Reiterei gehabt zu haben.

Sackville wurde nun nach England zurückberufen, wo er zitternd erschien, denn sein strafbares Betragen redete von selbst, und alle Beschönigungskünste waren verloren. Die ganze Nation war gegen ihn aufs äußerste erbittert. Der Pöbel drohete, ihn in Stücken zu reißen; die bessern Volksklassen betrachteten ihn als einen Nichtswürdigen, selbst seine Freunde flohen ihn, und der König Georg der zweite wollte seinen Namen nicht nennen hören. Er entsetzte ihn seiner Militairwürden, und ließ sich das Buch geben, worin seine geheimen Räthe aufgezeichnet waren; hier strich er mit eigener Hand den Namen des Sackville aus. Sein Betragen wurde sodann vor einem Kriegsgericht untersucht, und nun kränkte er seine Niederträchtigkeit durch seine Vertheidigung. Er gab vor, der große Feldherr hätte seine Kriegstalente beneidet, und ihm widersprechende Befehle zugeschickt, um ihn zu verderben. Eine Menge Zeugen aber, Britten, zum Theil von vornehmer Geburt und von hohem Range, kamen von der Armee nach London, die alls Ferdinands erhabenen Character priesen, und Sackville's schändliches Betragen in der Schlacht vor Gericht außer Zweifel setzten. Er wurde schuldig befunden, und für unfähig erklärt, je in England wieder Kriegswürden zu bekleiden. Das Kriegsgericht konnte diese Unfähigkeit nicht auf die Civildienste ausdehnen, und der König, der ihn für völlig außer Stand gesetzt hielt, je dem Staat zu schaden, unterließ diesen Zusatz aus besonderer Achtung

gegen den Vater des Generals, den alten Herzog von Dorset. Als dieser Greis bald nach dem Vorfall zum erstenmal bei Hofe erschien, und mit kummervollen Blicken sich dem König näherte, betrachtete ihn der Monarch eine Zeit lang stillschweigend mit gerührtem Herzen. Endlich umarmte er ihn, und sagte: „Ich bedauke Sie, Mylord, daß Sackville Ihr „Sohn ist.“

An dem nämlichen Tage, des Sieges bei Minden wurde ein anderer von dem Erbprinzen von Braunschweig bei Gohfeld erfochten. Ferdinand zeigte eine Handlungsweise, die Freunde und Feinde in Erstaunen setzte. In Begriff, sich mit einer weit stärkern Armee zu schlagen, hatte er dennoch die seinige um 10,000 Mann geschwächt, mit denen der Erbprinz auf den Herzog von Brisac losging. Er mußte, um dem Feinde in den Rücken zu kommen, die Werra passiren, die nicht mehr als eine, und zwar schmale Brücke hatte; nur ein Theil seiner Truppen konnte hinüber gehen, die übrigen alle wadeten durch den Fluß, um keine Zeit zu verlieren. Die Disposition des Angriffs war so wohl gemacht, daß der zum Treffen nicht vorbereitete Feind sich früh Morgens auf einmal umringt sah, und nach einem sehr blutigen Gefecht seine Rettung, mit Hinterlassung aller Bagage, in einer schleunigen Flucht suchen mußte. Eine Menge Todte blieben auf dem Wahlplatz liegen, mit deren Beerdigung 2000 Bauern drei Tage lang zu thun hatten. Der Verlust der Alliirten in diesem Treffen war 300 Mann.

Das Betragen eines Feldherrn nach einer Schlacht ist der richtigste Maaßstab seiner militairischen Größe. Ferdinand zeigte sich auch hier seines großen Ruhms würdig; daher die Folgen dieses durch zwei Siege ausgezeichneten Tages für die Franzosen sehr nachtheilig waren. Contades mußte sofort seinen vortheilhaften Posten bei Minden verlassen, Hessen räumen, über die Weser gehen, beständig verfolgt und beunruhigt von dem Feinde, ein mit Proviant schlecht versehenes Land durchziehen, und kurz, alle in diesem Feldzug erlangte Vortheile fahren lassen. Der General Armentieres, der Lippstadt blokirt gehalten hatte, hob die Blokade auf, und eilte, zur Französischen Haupt-Armee zu stoßen. Minden ergab sich den Alliirten. Ansehnliche Magazine wurden weg-

genommen, und allenthalben eine Menge Gefangener gemacht. In Detmold fiel das bewegliche Franzöſiſche Hoſpital nebſt der 800 Mann ſtarken Escorte in die Hände der ſiegenden Deutſchen. Der Prinz von Holſtein nahm mit ſeiner Preußiſchen Cavallerie auf einmal ein ganzes Bataillon der ſo genannten Königlichen Grenadiere gefangen. Nun folgten mehrere große Gefechte, die alle zum Vortheil der Alliirten ausfielen. Das Fiſcherſche Freicorps wurde von dem Erbprinzen bei dem Städtchen Wetter überfallen, und theils niedergehauen, theils gefangen genommen; nur wenige retteten ſich mit ihrem Anführer. Ein anderes Corps bei Elnhauſen wurde von dem berühmten Befehlshaber der leichten Truppen, dem Oberſten Luckner, angegriffen, und mit anſehnlichem Verluſt geſchlagen. Die Hauptſtadt Caſſel ergab ſich mit Capitulation an den Hannöverſchen Parteigänger Freytag, der auch die ganze Feldequipage des Marſchalls Contades, des Prinzen von Conti, des Herzogs von Briſac, des Grafen St. Germain, und überhaupt aller Franzöſiſchen Generale unweit Detmold erbeutete. Marburg, mit 900 Franzoſen beſetzt, wollte ſich nicht ergeben; es wurde daher belagert; allein am fünften Tage nach Eröffnung der Laufgräben erfolgte die Uebergabe. Auch nahm man die mit 300 Franzoſen beſetzte Feſtung Ziegenhayn ein.

Unter der erbeuteten Bagage des Marſchalls Contades fand man deſſen Portefeuille mit den geheimen Briefen und Inſtructionen ſeines Hofes, die auf Befehl des Königs von England bekannt gemacht wurden. Sie enthielten unter andern die beſtimmten Befehle, die Länder zu verwüſten, die man nicht behaupten könnte. Noch außerordentlicher aber war die Franzöſiſche Gegenerklärung, worin man die Aechtheit dieſer Briefe zwar nicht leugnete, den Ausdrücken aber, ob ſie gleich nichts weniger als dunkel waren, eine andre, nicht ſowohl ſophiſtiſche, als vielmehr lächerliche Auslegung gab. Dabei hieß es: daß manche für die Franzöſiſchen Miniſter ehrenvolle Stellen aus den gefundenen Briefen beim Abdruck derſelben ausgelaſſen wären. Eine derſelben hätte wörtlich ſo gelautet: „Dahin zu ſehen, daß das „Land nicht verwüſtet, daß nichts durch Plünderung, oder „durch irgend eine andre Art von Erpreſſung beigetrieben

„würde, und überhaupt sich dahin zu bestreben, daß jeder„mann vergnügt sey.“ In dieser den gesunden Menschenverstand verspottenden Erklärung wurde jedoch das wunderbare Räthsel nicht gelöst, wie mitten unter den größten Gewaltthätigkeiten, die Tausenden von Familien Tag und Nacht Thränen erpreßten, die so viele Menschen zur Verzweiflung brachten, und ganze Provinzen gränzenlos elend machten, dies allgemeine Vergnügen bewirkt werden könne.

Nun wurde auch der General Imhof nach Münster abgeschickt. Er blokirte die Stadt eine Zeit lang, und schritt sodann zu einer förmlichen Belagerung. Auf das Anrücken des Französischen Generals Armentieres hob er sie zwar auf; allein nach einer erhaltenen Verstärkung fing er die Belagerung von neuem an. Die Franzosen näherten sich abermals zum Angriff, blieben aber unthätig, da denn die Besatzung sechs Tage nach eröffneten Laufgräben capitulirte. Sie erhielt einen freien Abzug, allein alles Geschütz, Munition, Proviant, und Kriegsgeräthe wurden eine Beute der Eroberer. Dies geschah am 20sten November, an eben dem Tage, da die Preußen das Unglück bei Maxen erlebten, und der Englische Admiral Hawke die Französische Flotte während eines schrecklichen Sturms an den Küsten Frankreichs zertrümmerte; eine Seeschlacht, die von allen je auf dem Elemente des Wassers erfochtenen die außerordentlichste war.

Imhof fand die Festungswerke von Münster in so schlechtem Zustande, daß der Ort ihm kaum haltbar schien. Er besetzte ihn jedoch mit 5000 Mann, und kehrte zur Haupt-Armee zurück. Der Feldzug war noch nicht zu Ende, so sehr auch die späte Jahreszeit daran erinnerte. Es erfolgte nun die Ueberrumpelung von Fulda, wo sich der Herzog von Würtemberg mit seinen Truppen befand. Dieser hatte 12,000 Mann in Französischen Sold gegeben. Das Würtembergische Lager war nahe bei der Stadt. Der Herzog ahnete keinen Feind, und hatte die Fuldaer Damen zu einem Ball eingeladen, der eben anfangen sollte, als der gegen ihn ausgesandte Erbprinz von Braunschweig mit den Husaren und Dragonern seines Corps vor den Thoren erschien. Er drang in die Stadt; eine Menge Feinde wurde niedergehauen, die draußen

befindlichen zerstreut, und über 1200 Gefangene gemacht. Der Herzog selbst war so glücklich, zu entkommen. Seine Truppen zogen sich in großer Verwirrung aus Fulda heraus, und die Damen dieses geistlichen Hofes, die sich schön geschmückt hatten und tanzfertig waren, mußten für diesmal die Hoffnung zum Ball aufgeben.

Der Erbprinz ging bald nach dieser Expedition nach Sachsen, um den König von Preußen zu verstärken, wodurch bei den Franzosen der Vorsatz erzeugt wurde, die geschwächte Armee der Alliirten in ihren Cantonirungs-Quartieren zu überfallen. Der Marschall Contades war jedoch wegen der Niederlage von Minden mit Broglio in großer Uneinigkeit. Einer schob die Schuld auf den andern. Der über den Verlust der Schlacht bestürzte, und wegen dieses Zwists beunruhigte Hof zu Versailles schickte den Marschall Etrees mit großer Vollmacht zur Armee ab, um in Namen des Königs den Streit zu schlichten, und die nöthigen Entwürfe zu den künftigen Operationen zu machen. Etrees war jedoch so großmüthig, zu erklären, er sey nicht gekommen, das Commando zu übernehmen, sondern unter Contades zu dienen, ihm seinen Rath zu ertheilen, wenn er ihn brauchte, sonst aber würde er seine Befehle befolgen. Die Bemühungen des alten Feldmarschalls, eine Aussöhnung zwischen beiden Nebenbuhlern zu bewirken, waren jedoch fruchtlos. Der Hof machte endlich der Sache ein Ende; Contades wurde zurückberufen, und Broglio erhielt das Commando der Französischen Haupt-Armee, und zugleich den Marschallsstab. Der neue Ober-Befehlshaber wünschte sich dieses Königlichen Geschenks durch eine unerwartete That würdig zu zeigen. Die strenge Jahreszeit hielt ihn daher nicht ab, den 25sten December den Versuch eines Ueberfalls zu machen. Ferdinand aber, der Gießen blokirt hielt, und seine Truppen in die Cantonirungs-Quartiere verlegt hatte, war auf seiner Hut. Er empfing die Franzosen so nachdrücklich, daß sie sich nach einer starken Kanonade wieder zurückziehen mußten. Das Unglück bei Mazen, das Hülfstruppen in Sachsen erforderte, und durch dezen Absendung die alliirte Armee so sehr geschwächt wurde, hinderte Ferdinand, von seinem glücklichen Feldzuge alle gehoffte Vortheile zu ziehen.

Die Alliirten, die durch den Französischen Ueberfalls-Versuch nun einmal in Bewegung waren, thaten dem Feinde allen nur möglichen Abbruch, wobei sich die Parteigänger Luckner und Scheiter sehr auszeichneten. Ueberhaupt waren die leichten Truppen der Deutschen in allen diesen Feldzügen sehr thätig und glücklich, aber nicht so die leichten Truppen ihrer Feinde. Der Umstand ist merkwürdig, daß die Franzosen weder jetzt noch je auf dem Theater des kleinen Krieges eine große Figur machten, so oft sie auch auf demselben erschienen, und so sehr sie auch ihre Kräfte anstrengten, um hier so wie auf dem Schlachtfelde zu glänzen. Die von jeher gemachten Plane der Befehlshaber zu solchen militairischen Operationen, das Betragen sowohl der Anführer als der gemeinen Soldaten bei diesen Vorfällen, und die schlecht überdachten Ausführungen der Entwürfe, alles scheint zu beweisen, daß diese Art mit Feinden zu kämpfen nicht dem Character der Nation angemessen sey, wie die Kaltblütigkeit und die beständige Aufmerksamkeit auf die Wendung des Gefechts, zwei höchst nöthige Eigenschaften der Heerführer solcher Parteien, mit der diesem Volk eigenen Lebhaftigkeit nicht leicht zu vereinbaren ist. Desto stärker fühlten die Franzosen die Thätigkeit der Deutschen Parteigänger, die ihnen nie Ruhe ließen. Auch jetzt wurde dieser kleine Krieg mit dem besten Erfolg fortgesetzt. Beständig wurden Detaschements Franzosen angegriffen, ihre Quartiere beunruhigt, ihre Magazine bedroht, ihre Transporte weggenommen, und eine Menge Gefangener eingebracht, bis endlich die große Kälte Winterquartiere und Ruhe durchaus nothwendig machte.

Die Alliirten befanden sich jetzt wieder im Besitz aller Provinzen und aller Oerter, wie vor Anfang des Krieges. Ferdinand nahm seine Winterquartiere in Cassel und Westphalen, die Franzosen aber die ihrigen in den Gegenden von Frankfurt am Main. Es schien, als ob die Nationen ihre Natur vertauscht hätten; denn während sowohl hier wie in Sachsen Deutsche und Franzosen mitten im Winter gegen einander zu Felde lagen, befanden sich die Russen und Schweden schon zwei Monate in ihren Winterquartieren.

Es wurden nun wieder einige Versuche zum Frieden gemacht. England hatte jetzt viel gewonnen, und Preußen we-

nig verloren. Sachsen ersetzte Friedrich hinreichend den Verlust der noch bis jetzt vom Feinde besetzten Provinzen, und im Felde war der König, trotz allen erlittenen Unglücksfällen, so furchtbar als jemals; auch hatte er jetzt außer Dresden alle Länder und Plätze wieder in Besitz, wie im vorigen Winter. In dieser Lage konnte er wahrlich noch sein Glück preisen. Das Glück seiner Bundesgenossen aber war außer den Feldzügen in Deutschland noch weit größer gewesen. Die Engländer hatten in Amerika und in Indien große Eroberungen gemacht, und die Französische Seemacht beinahe vernichtet. Noch größere Vortheile auf Kosten der Franzosen waren bei Fortsetzung des Krieges zu erwarten. Dennoch trugen jetzt beide verbündete Monarchen an, Friede zu machen. Diese Aeußerung geschah im Haag, und der König Stanislaus, der jetzt in einer philosophischen Ruhe die zweimal erhaltene und zweimal verlorene Polnische Krone so leicht entbehrte, bot seine Residenz Nancy zum Friedens-Congreß an. Friedrich und Georg waren auch damit zufrieden. Die Gegner gaben aber auf diesen Antrag nur sehr unbestimmte Antworten. Man schlug sodann Breda, und endlich Leipzig zum Friedens-Congreß vor, allein ohne Erfolg. Die Feinde Friedrichs hofften alles von ihrem großen Bündniß, daher sie jetzt auch nicht einmal Miene machten, an dem Frieden arbeiten zu wollen. Sie nutzten vielmehr den Winter, ihre Heere zu verstärken, und den Abgang des verflossenen Feldzuges zu ersetzen. Friedrich that ein Gleiches, hatte aber mit ungleich größern Schwierigkeiten zu kämpfen. Seine Gegner beherrschten neunzig Millionen Menschen, und die Anzahl aller seiner Unterthanen war kaum fünf Millionen. Das Königreich Preußen und andre Provinzen seiner Staaten waren in feindlichen Händen. Von hier aus konnte er also seine Heere nicht ergänzen. Sachsen ersetzte jedoch größtentheils auch diesen Verlust; es war für den König die wohlthätigste Quelle, die ihm immerfort Geld, Proviant und Soldaten verschaffte. Die Lieferungen an Landesprodukten und Menschen, die mit der außerordentlichsten Schärfe in diesem unglücklichen Staat und in Thüringen erpreßt wurden, waren ungeheuer, und mußten aus politischen Gründen immer voraus geleistet werden. Die Lieferungen der Stadt

Erfurt für das Jahr 1760 waren 100,000 Reichsthaler, 400 Rekruten und 500 Pferde; Naumburg mußte 200,000 Reichsthaler liefern; Merseburg 120,300 Reichsthaler, 631 Mann, theils Rekruten, theils Wagenknechte, und 423 Pferde. Was an der Zahl fehlte, wurde in Geld bezahlt, für jedes Pferd 50, und für jeden Menschen 150 Reichsthaler. Zwickau mußte 80,000, Chemnitz 215,000, die sämmtlichen Städte in Thüringen 930,000, und der ganze Thüringer Kreis 1,375,841 Reichsthaler erlegen. Die Contribution der Stadt Leipzig allein war 1,100,000, und des ganzen Leipziger Kreises zwei Millionen Thaler an Gelde, 10,000 Rekruten, einige hundert tausend Scheffel Getreide, und viele tausend Pferde, nebst einer großen Menge Schlachtvieh. Dabei wurden die besten Wälder umgehauen, und das Holz an unternehmende Capitalisten verkauft.

Der Torgauer Wald, der schönste in Deutschland, hatte ein gleiches Schicksal. Die Lage desselben an den Ufern der Elbe erleichterte die Unternehmung. Alles wurde den Fluß herunter nach Hamburg geschafft. Auch die Kurfürstlichen Pächter mußten die Pachtgelder auf ein Jahr voraus bezahlen. An Geld fehlte es daher dem Könige von Preußen bei diesen Anstalten ganz und gar nicht, wohl aber an Menschen. Der Abgang bei Friedrichs Heeren war wegen der Menge der Ueberläufer zu groß, um ihn durch Sächsische Rekruten und eigene Unterthanen völlig ersetzen zu können. Dies erzeugte ein Werbungs-System, das seiner Natur und Ausdehnung nach nie auf Erden seines Gleichen gehabt hat. Gefangene Soldaten feindlicher Heere wurden mit Gewalt zu Preußischen Soldaten gemacht. Man fragte nicht, ob sie dienen wollten, sondern sie wurden zu den Preußischen Fahnen geschleppt, mußten Treue schwören, und so gegen ihre Landsleute fechten. Das ganze Deutsche Reich wurde mit heimlichen Preußischen Werbern überschwemmt. Der größte Theil derselben waren keine wirkliche Officiere, sondern gedungene Abenteurer, die sich alle nur ersinnliche Künste erlaubten, Menschen zu haschen. Der Preußische Oberst Colignon, ein zu diesem Geschäft von der Natur gefórmter Mann, war ihr Befehlshaber, und belehrte sie durch sein Beispiel. Er reisete in allerlei Gestalten umher, und beredete die Menschen zu

Hunderten, in Preußische Dienste zu treten. Er versprach nicht allein, sondern er gab sogar Patente, worin junge Laffen, Studenten, Kaufmannsdiener und andere von ihm zu Lieutenants und Capitains der Preußischen Armee ernannt wurden; ob bei der Infanterie, bei den Cuirassieren, oder bei den Husaren, gleich viel, sie durften nur wählen. Der Ruhm der Preußischen Waffen war so groß und allgemein gegründet und mit der Idee von reicher Beute verbunden, daß Colignons Patent-Fabrik unaufhörlich beschäftigt war. Er durfte für keinen Transport sorgen, und konnte das Handgeld sparen; denn seine Rekruten reiseten größtentheils auf eigene Kosten. Viele ungezogene Söhne in Franken, in Schwaben und am Rhein bestahlen ihre Väter; Kaufmannsdiener ihre Herren; Verwalter ihre Kassen, um die großmüthigen Preußischen Officiere aufzusuchen, die Compagnien wie Kreuzer wegschenkten. Sie eilten mit ihren Patenten nach Magdeburg, wo man sie als gemeine Rekruten in Empfang nahm, und mit Gewalt unter die Regimenter steckte. Hier galt kein Widerstreben; der Stock wurde so lange gebraucht, bis eine vollkommene Unterwürfigkeit erfolgte. Auf diese und andre Weise verschaffte Colignon nebst seinen Helfern dem Könige in dem Laufe des Krieges 60,000 Rekruten.

Die Thätigkeit Friedrichs, der Diensteifer seiner Officiere, und die allezeit bereit liegenden Gelder, besiegten also die Schwierigkeiten, die man in Wien und Petersburg für unüberwindlich hielt. Anfangs ranzionirte man die Gefangenen von allen Seiten, wie denn noch eine Auswechselung zwischen den Preußen und Oesterreichern in Jägerndorf im April 1758, und die letzte zwischen den Preußen und Russen im October 1759 geschah; wobei ein Feldmarschall für 3000 Mann, oder 15,000 Gulden, ein Oberster für 130 Mann, oder 650 Gulden, und ein Gemeiner für 5 Gulden gerechnet wurde. Allein man nahm bald ein anderes System an. In der Ueberzeugung, daß der Mangel an Menschen Friedrichs Thaten ein Ziel setzen würde, erschwerte man ihm auch diese Auswechselung der Gefangenen an beiden Kaiserlichen Höfen, und endlich wurde sie ganz verweigert. Dennoch ging alles seinen Gang fort, und bei Eröffnung eines jeden Feldzuges waren die Preußischen Regimenter größten-

theils vollzählig. Diejenigen Truppen, deren Cantons sich nicht in der Gewalt der Feinde befanden, waren es ganz. Kein Mann, Kranke und Commandirte ausgenommen, durfte hier bei der Musterung fehlen, die immer im Frühling geschah, bevor man die Winterquartiere verließ. Da bei Manchen ganze Regimenter verloren gegangen waren, so wurden eben diese Regimenter aus den sonst dazu gehörigen commandirt oder krank gewesenen Soldaten, aus den Selbstranzionirten und den Angeworbenen, wieder neu errichtet. Auf diese Weise machte Friedrich das Ganze vollständig, und vertilgte zugleich bei dem Heere die Spur des erlittenen Unglücks.

Im August dieses Jahres starb der König von Spanien, Ferdinand der sechste. Der König von Neapel, Carl, bestieg nun den Spanischen Thron, und sein achtjähriger Sohn, Ferdinand der vierte, den Neapolitanischen. Das Oesterreichische Haus hatte auf die Königreiche Neapel und Sicilien große Ansprüche, die man nur nothgedrungen hatte aufgeben müssen; noch größer waren diese Ansprüche auf Parma und Piacenza, und nie war die Gelegenheit bequemer, sie geltend zu machen; der Monarch ein Kind, die Regierung in unsichern Händen, die Staatsmänner ohne feste Grundsätze, die Finanzen in schlechtem Zustande, die Truppen in geringer Anzahl und ohne Disciplin. Es war kein Feldzug, sondern nur eine Besitznehmung erforderlich, und alle Umstände versprachen wenigstens für jetzt eine ungestörte Ruhe in diesem Besitz. Spanien kannte seinen neuen Monarchen noch nicht, und war überdies zu einem solchen Kriege unvorbereitet. Frankreich aber befand sich ganz entkräftet, hatte selbst mächtige Feinde zu bekämpfen, und war folglich unfähig, Armeen nach Italien zu senden. Auch kam die Sache im geheimen Rath der Kaiserin wirklich aufs Tapet. Da aber damals am Wiener Hofe die Staatsklugheit ganz den Privat-Leidenschaften untergeordnet war, so wurde die Hoffnung auf die höchst ungewisse Eroberung von Schlesien der unfehlbaren Eroberung der beiden so wichtigen Königreiche Neapel und Sicilien vorgezogen, die der Kaiserin Maria Theresia und ihren Nachkommen die Herrschaft in Italien auf viele Zeitalter verschafft haben würden.

Der

Der König von Sardinien hatte auch Ansprüche auf einen Theil dieser kostbaren Erbschaft. Friedrich, der einen Krieg in Italien sehnlich wünschte, um die Macht seiner Feinde zu theilen, schickte den Flügel-Adjutanten Coccei nach Turin, die Gesinnungen des Königs zu erforschen; allein dieser ehemals so kriegerische Monarch hatte den Degen mit dem Rosenkranz vertauscht. Er war jetzt alt, und der Andächtelei ergeben; sein einziger Ehrgeiz war, sich in Bußübungen hervorzuthun. Der Versuch Friedrichs schlug also fehl, so wie die meisten seiner Versuche, sich durch Unterhandlungen Luft zu verschaffen. Frankreich wünschte sehr mit England Friede zu machen, allein ohne den König von Preußen mit einzuschließen. Dieser schickte daher einen Abgeordneten nach Paris, in der Hoffnung, dem Französischen Hofe doch endlich über seine eigenen Vortheile die Augen zu öffnen, ihn von dem so unpolitischen Bündniß abzuziehen, und den Ministern in Versailles begreiflich zu machen, wie nachtheilig Preußens Untergang ihrem Staate seyn würde. Alle diese Vorstellungen aber wären eben so vergebens, als die Sendung nach Petersburg, wo Elisabeths Haß gegen den König von Preußen sich noch eben so unversöhnlich zeigte, und wo man hoffte, das eroberte Preußen zu behalten.

In dieser Lage Friedrichs zeigte sich ihm ein Bundesgenosse in der Ferne. Der König von Dänemark fürchtete die Nachbarschaft der Russen, die sich jetzt zur Belagerung von Colberg vorbereiteten, und nach Eroberung dieser Stadt Herren des Baltischen Meeres zu werden droheten. Der Hof zu Copenhagen that daher dem König von Preußen den Antrag, die Vertheidigung von Pommern zu übernehmen; aber die nähere Rücksicht auf Friedrichs verzweifelte Lage machte die Dänen bald unentschlossen, daher verlangte man Bedingungen, die Friedrich nicht eingehen konnte. So war das Geschäft auf einmal geendigt, und der König von Preußen hatte nichts zu hoffen, als was ihm sein Muth, sein Schwerdt und sein Glück gewähren würden.

Achtes Buch.

(1760.)

Der Operationsplan der Verbündeten hatte jetzt zum Endzweck, den König von Preußen zu zwingen, entweder Sachsen oder Schlesien Preis zu geben. Die Franzosen wünschten, daß die Russen Stettin belagern möchten; Soltikow aber wollte den Krieg in Pommern längs dem Seeufer führen, und bestand darauf, erst Danzig wegzunehmen; August hat, Sachsen so bald als möglich zu befreien; die Oesterreicher hingegen dachten nur auf die Eroberung Schlesiens. Endlich gewannen die Vorschläge der letztern die Oberhand, und Soltikow erhielt Befehl, mit der Russischen Haupt-Armee in diese Provinz einzudringen, und Breslau zu belagern.

Friedrich übernahm es, Sachsen in eigner Person zu vertheidigen; seinen Bruder Heinrich schickte er mit einem großen Corps, die Russen zu beobachten, und der Prinz von Würtemberg erhielt ein kleines Corps, um gegen die Schweden zu marschiren. Dieser Prinz war kurz zuvor nebst dem Markgrafen von Schwedt von den Kosaken gefangen, aber gegen einen Revers wieder freigelassen worden, womit man in Petersburg sehr unzufrieden war. Um die Armee in Sachsen zu verstärken, wurden die beiden Preußischen Dragoner-Regimenter von der alliirten Armee abgerufen. Der König machte allen Generalen bekannt, daß er in diesem Jahr mehr wie gewöhnlich genöthigt seyn würde, starke Märsche zu machen, um den Feind zu einer Schlacht zu bringen. Er befahl ihnen dabei, die Truppen aufzumuntern, um die zu erwartenden Beschwerden mit Geduld und Standhaftigkeit zu ertragen, und sie zu erinnern, sich bei allen Gefechten des Preußischen Namens würdig zu zeigen.

Schlesien war im Anfang dieses Jahres nur schwach besetzt. Der König begnügte sich, die dortigen Festungen durch Truppen zu verstärken, wobei das Pommersche Infanterie-Regiment von Manteufel einen außerordentlichen Beweis von Tapferkeit gab. Es verließ die Cantonnirungs-Quartiere unweit Neisse, worin es entfernt von andern Truppen gelegen hatte. Laudon wartete nur auf diesen Augenblick,

um sich mit vier Cavallerie-Regimentern zu nähern. Er sandte einen Officier ab, und ließ dem Regimente den Antrag thun, sich gefangen zu geben, wobei Hohe und Niedrige ihre ganze Bagage behalten, im Vertheidigungsfall aber von seiner Cavallerie sämmtlich niedergehauen werden sollten. Der Befehlshaber des Regiments erwiederte: der Officier möchte die Antwort von den Soldaten selbst hören. Er nahm ihn mit sich vor die Fronte, und nun erklärte er seinen Kriegern in Plattdeutscher Sprache Laudons Antrag und Drohung, und fragte um ihren Entschluß. „Wir wollen — — — —“ war in Pommerscher Mundart die sehr unhöfliche, aber kernhafte Antwort der wackern Preußen, die wie ein Lauffeuer durch alle Reihen lief, und aus jedem Munde ertönte. Nun gab Laudon den Befehl zum Einhauen. Die ganze Cavallerie stürzte also in geschlossenen Schaaren auf dies im freien Felde isolirte Regiment los, wurde aber durch einen Kugelregen zurückgeworfen, worauf sich das Regiment in Marsch setzte. Immer geschahen neue Angriffe mit verdoppelter Gewalt, und gleich schlechtem Erfolg, in einer Strecke von zwei Meilen, worauf dann endlich das Cavallerie-Corps, der unmächtigen Versuche müde, nach einem ansehnlichen Verlust zurück trabte.

Laudon führte jetzt aus, was die Oesterreicher in vier Feldzügen nicht hatten thun können; er eröffnete den Feldzug in Feindes Land. Der Preußische General Fouquet deckte Schlesien mit 13,000 Mann. Er stand bei Landshut in einem verschanzten Lager auf vielen Bergen ausgedehnt. Da der Feind sich immer mehr verstärkte, so war dies Lager der Preußen gefährlich; auch wünschte Fouquet es für jetzt zu ändern, und wagte deshalb die ernstlichsten Vorstellungen; allein Friedrich wollte nichts davon hören, weil er auf des Schlesischen Ministers Schlaberndorf Anrathen die einträglichen Gebirgsstädte nicht unbeschützt lassen wollte. Er sandte daher wiederholt an Fouquet ausdrückliche Befehle, diesen Posten nicht zu verlassen. Laudon wartete, bis dieser Feldherr sich eben durch Detaschements noch mehr geschwächt hatte, und nur 8000 Mann stark war, und nun griff er ihn mit 31,000 Mann in fünf besondern Corps, und an fünf Orten zugleich an. Nachdem er einige Schanzen erstiegen hatte, ließ er den Preußischen Befehlshaber, wie bei einer

Festung, förmlich auffordern, sich zu ergeben; Fouquet antwortete durch Kugeln, und zog sich unter beständigem Gefecht von Anhöhe zu Anhöhe bis ins Thal. Hier sprach er den Soldaten Muth ein, und formirte ein Viereck, womit er sich immer fortbewegend mit der seltensten Tapferkeit vertheidigte, bis seine von allen Seiten eingeschlossenen Truppen, nachdem sie in einem achtstündigen Treffen fast alles Pulver verschossen, und sich nicht mehr gehörig wehren konnten, endlich der Uebermacht unterliegen mußten. Fouquet selbst wurde gefährlich am Kopfe verwundet, und stürzte mit seinem unter ihm zugleich todtgeschossenen Pferde zu Boden. Mehrere seiner tapfersten Soldaten versuchten ihren Feldherrn zu retten, umringten ihn, und fochten; bis sie neben ihm hinsanken. Er bekam noch zwei Säbelhiebe in Arm und Rücken, und ein Oesterreichischer Reiter war eben in Begriff, ihm vollends den Rest zu geben; allein die seltne Treue eines gemeinen Reitknechts, Namens Trautschke, rettete diesen Helden. Er warf sich auf seinen Herren, und fing mit seinem Leibe die demselben zugedachten Wunden auf. Sie waren nicht tödtlich, der Mann wurde wieder hergestellt, und seine Treue durch ein mangelfreies bequemes Leben belohnt.

Fouquet wurde nun mit 4000 Mann, fast lauter Infanterie, zu Kriegsgefangenen gemacht. 600 Preußen waren auf dem Wahlplatz geblieben, und 1800 verwundet worden. Die Reiterei hatte sich durchgeschlagen, und auch ein kleiner Theil des Fußvolks war entkommen, das unter dem Schutz der Cavallerie glücklich Breslau erreichte. Die Oesterreicher zählten an 3000 Todte und Verwundete.

Die wichtigste Folge des Treffens bei Landshut war die Eroberung von Glatz. Diese wichtige Festung, mit Munition und Proviant in Ueberfluß versehen, hatte nur eine Besatzung von 2400 Mann, größtentheils Ueberläufer und Ausländer; hiezu kam ein unwürdiger Commandant, ein Italiäner, Namens d'O, der durch Zufall zu diesem Posten gekommen war. In dieser mißlichen Lage befand sich die Hauptfestung Schlesiens, als sie im Julius vom General Harsch belagert wurde. Die Oesterreicher hatten nur wenige Batterien errichtet; sie verließen sich auf das Einverständniß

mit den Jesuiten und andern Mönchen des Orts, die eine Anzahl katholischer Soldaten gewonnen hatten. Kaum also zeigte sich der Feind, so verließen die Preußen gleich einige Außenwerke. Die Kroaten nahmen solche in Besitz, und durch diese schleunigen Vortheile aufgemuntert, stürmten sie auch die Hauptwerke sechs Tage nach Eröffnung der Laufgräben. Die bunt zusammengesetzte Besatzung machte einen Aufruhr, ganze Compagnien warfen das Gewehr weg, und in vier Stunden war die Festung und alles dazu gehörige, ohne die geringste Capitulation, in den Händen der Oesterreicher. Die Sieger fanden hier ungeheure Magazine, und erlangten durch diese Eroberung einen festen Fuß in Schlesien. Ueberhaupt stand ihnen nun diese ganze von Preußischen Truppen entblößte Provinz völlig offen, und Laudon konnte frei wählen, welche Festung er hier zuerst belagern wollte.

Friedrich, der von diesen gehäuften Unfällen noch nichts wußte, aber dennoch für Schlesien sehr besorgt war, wünschte dahin zu marschiren, ohne jedoch die Daunsche Armee in Sachsen zurückzulassen. Dagegen aber mußte er auch fürchten, wenn er sie nach sich zöge, und Laudon ihm entgegen rückte, zwischen zwei Feuer zu kommen; überdies waren die Reichs-Truppen nach Sachsen in Anmarsch. Die Blokade von Glatz, die Laudon noch vor dem Treffen von Landshut angefangen hatte, und wovon Friedrich Nachricht erhielt, hob jedoch alle Zweifel. Er brach auf, ging über die Elbe, schlug einen Theil des Laseyschen Corps, und rückte nun auf das Haupt-Corps selbst los, um es anzugreifen. Lascy wartete dies nicht ab; er zog sich eiligst zurück, und nun ging auch Daun über die Elbe. Beide Heere setzten sich jetzt neben einander in Marsch nach Schlesien. Die Hitze war so drückend, daß an einem Tage, dem 6ten Julius, hundert und fünf Preußen mitten in ihren Gliedern todt zu Boden stürzten. Alles schmachtete nach Wasser, das man den so schwer bepackten, von Schweiß triefenden Soldaten zu trinken nicht gestatten wollte. Kaum aber wurden diese einen Brunnen, einen Bach, einen Teich, oder eine Pfütze gewahr, so siegte der wüthende Durst über alles, selbst über die sie zu erwartenden Prügel. Sie sprangen aus ihren Gliedern, schöpften das Wasser mit ihren Hüten, und labten sich so

mitten unter den Schlägen, die während des Trinkens auf sie losregneten.

Die Daunsche Armee war der Königlichen immer zur Seite, und Lascy mit seinem großen Corps der letztern im Rücken. Dies erzeugte bei Friedrich, der jetzt auch das Unglück bei Landshut vernommen hatte, den Entwurf, über Lascy mit seiner ganzen Macht herzufallen. Er wandte sich also plötzlich um, nahm seinen Marsch zurück nach Bautzen, und so gerade auf Lascy los, der sich in größter Eil zurückzog, und endlich durch Dresden über die Elbe ging. Der König beschloß jetzt diese Residenz zu belagern, woran er zuvor nicht gedacht hatte. Er war überzeugt, daß der behutsame Daun nicht mit seiner Armee allein nach Schlesien gehen, und Lascy in Stich lassen würde. Friedrich erfuhr auf diesem Marsch Fouquets Niederlage, die ihm das Freudenfeuer der Oesterreicher verkündigte, und nun wurde er in seinem Vorhaben, auf Dresden zu gehen, noch mehr bestärkt. Daun hatte indessen seinen Marsch fortgesetzt; er wünschte nichts so eifrig, als dem König in Schlesien zuvorzukommen. Sobald er jedoch des Königs Bewegungen hörte, und dessen Absicht ahnete, trat er auch sogleich den Rückzug an.

Mittlerweile wurde Dresden berennt; ein Ort als Festung sehr unbedeutend; denn die Altstadt hatte keinen bedeckten Weg, keine Raveline (Vorschanze), nur schmale Gräben, und die Neustadt bloß durch Pallisaden geschützte Erdwälle, ohne alles Mauerwerk. Hier war die Bestürzung sowohl der Einwohner, als der Besatzung unaussprechlich. In wenig Stunden waren die Oesterreicher aus dem großen Königlichen Garten und den benachbarten Vorstädten von den Preußen vertrieben, und vielleicht hätte ein kühn gewagter Sturm in diesen kritischen Augenblicken das Schicksal von Dresden ganz entschieden. Es ist wahrscheinlich, daß die mit einer stürmenden Eroberung verknüpften Greuel, und zwar in einer Hauptstadt, den verneinenden Entschluß Friedrichs bestimmten. Er hoffte, diesen so wichtigen Ort in der Geschwindigkeit durch Capitulation zu bekommen; allein die Oesterreicher, die sich sehr bald auf der andern Seite der Elbe eine Gemeinschaft mit der Stadt eröffneten, und eine Menge Trup-

ven hineinwarfen, vernichteten diese Erwartung; auch waren die Reichs-Truppen in der Nähe von Dresden angelangt. Die Antwort des Commandanten, General Maquire, auf die Aufforderung war daher: er würde sich bis auf den letzten Mann wehren. Es kam nun zu einer förmlichen Belagerung, die unter die merkwürdigsten Begebenheiten dieses außerordentlichen Krieges gehört.

Die Preußen fingen den 14ten Julius an, die Stadt an beiden Seiten der Elbe zu beschießen. Noch am nämlichen Tage steckte die Besatzung das am Ufer des Flusses aufgethürmte Brennholz in Brand, damit die Preußen es nicht zur Ausfüllung des Stadtgrabens gebrauchen möchten. Das Feuer griff um sich, und legte viele benachbarte Häuser in die Asche. Das schwere Preußische Geschütz war noch nicht angekommen, daher bediente man sich zuerst nur der zwölfpfündigen Kanonen, der Haubitz-Granaten, und der Feuerkugeln. Der häufig entstehende Brand wurde jedoch noch zur Zeit durch gute Anstalten gelöscht. In der Hoffnung, daß die Gefahr der Einäscherung einer Königlichen Residenz, und zwar von einem Bundesgenossen, dessen Länder man beschützen wollte, auf die Oesterreicher wirken würde, wurden gleich anfangs die Schüsse mehr auf die Stadt, als auf die Wälle gerichtet. Der Commandant, durch höhere Befehle geleitet, ließ sich jedoch dadurch nicht irre machen; er vertheidigte sich, unterstützt von der ganzen Oesterreichischen Armee, die wenig Tage nachher ankam, und deren Truppen, wie in einem unbelagerten Ort, in der Neustadt beständig aus- und einzogen; sie hatten nämlich das schwache Corps der Preußen, das unter dem Commando des Prinzen von Holstein an dieser Seite der Elbe in einer beträchtlichen Entfernung von der Königlichen Armee stand, mit Verlust vertrieben. Dieser Vortheil der geöffneten Verbindung war so außerordentlich, daß alle Operationen der Belagerer dadurch vereitelt werden mußten. Es rückten nun ganze Corps Oesterreicher in die Stadt, die Ausfälle thaten, während daß die Besatzung ruhete. Friedrich, der das Innere der Städte Prag und Olmütz bei seinen Belagerungen so viel als möglich verschont hatte, nahm nun ein anderes System an. Er wollte versuchen, ob nicht die Furcht, Dresden in wenig Tagen in einen Schutt-

haufen verwandelt zu sehen, den Abzug der Oesterreicher veranlassen würde.

Die schwere Artillerie kam indeß aus Magdeburg an, und nun wurden unaufhörlich Bomben in die Altstadt geworfen. Die Einwohner klagten erbärmlich, und wußten nicht, wo sie sich in der Angst hinwenden sollten. In den Häusern waren sie in Gefahr, zerschmettert zu werden, zu verbrennen, oder zu ersticken, und auf den Straßen droheten die umherfliegenden Kugeln ihnen auch den Tod. Dergleichen Unglücksfälle geschahen fast stündlich, so daß man sich nur nothgedrungen aus den Häusern wagte. Die Vorstadt vor dem Wilsdruffer Thore, die bei der vorigen Belagerung verschont geblieben war, wurde jetzt von den Preußen in Flammen gesetzt, um den Wällen desto näher zu seyn. Das Feuer wüthete nun entsetzlich in und außer der Stadt; viele der vornehmsten Straßen brannten von einem Ende zum andern. Prächtige Paläste wurden ein Raub der Flammen. Wo man hinblickte, stürzten Häuser von vielen Stockwerken ein, die Sitze der Industrie und des Wohlstandes. Oft wurden die armen Einwohner unter den Schutt begraben, oder sie flohen, und ließen alles in Stich.

Was dies Elend noch vermehrte, war das Betragen der Oesterreichischen Besatzung, deren Raubbegier den unglücklichen Dresdnern mehr Schaden, als Bomben und Flammen that. Eine Menge Keller und unterirdischer Gewölbe in dieser Residenz war bombenfest. Hieher brachten viele hundert Familien alles, was sie nur Kostbares hatten. Die Zugänge und Oeffnungen wurden sorgfältig verrammelt, mit großen Schlössern versehen, oder vermauert, und nun gaben diese bedrängten Einwohner das übrige Preis. Sie retteten sich auf die nahe liegenden Weinberge, oder in die benachbarten Städte und Dörfer. Umsonst war ihre Vorsicht, und vergebens ihre Erwartung, den besten Rest ihres Eigenthums wiederzufinden. Ihre Bundesgenossen, die Oesterreicher, erbrachen diese bombenfesten vermauerten Keller, und raubten alles. Jede noch so künstlich verwahrte Oeffnung wußten sie auszuspähen. Viele dieser Böswichter wurde hingerichtet, allein es half nichts. So schlecht war die Mannszucht, und so wild das Betragen in einer Stadt, die man beschützen wollte.

Auch die Lesewelt verlor bei dieser Zügellosigkeit. Einige wichtige, schon vollendete Manuscripte des vortrefflichen Satyrikers Rabener, die gleichfalls in einem solchen Keller aufbewahrt wurden, fielen in die Fäuste der Kroaten, die den Druck unbesorgt ließen.

Das Bombardement wurde indessen immer fortgesetzt. Eine Anzahl Bomben fiel auf die Kreuzkirche, eine der ältesten und schönsten Kirchen in Sachsen. Der festgebaute Thurm that lange Widerstand, endlich aber drangen die Eisenmassen ein, zerschmetterten das Dach der Kirche, und zerstörten das Innere des Gebäudes, so wie die umliegenden Häuser. Die wüthenden Flammen vollendeten das Werk. Auf diesem Thurm standen einige Kanonen, die man zu Folge eines alten Gebrauchs an Feiertagen abfeuerte. Man war so unvorsichtig gewesen, sich derselben auch jetzt bei der Belagerung gegen die Feinde zu bedienen; obgleich nur einigemal, und ohne Wirkung, mehr zum Versuch als planmäßig. Diese wenigen, von den Belagerern so wie von den Einwohnern kaum bemerkten, Schüsse waren jedoch entscheidend, weil nun die Preußen die Kirche, wie eine Batterie betrachteten, die man zerstören müsse. Da gefühllose Verheerung ohne weitere Rücksicht nun einmal die Losung war, und keine Befehle zur Schonung der andern Kirchen gegeben wurden, so fuhr man mit diesem grausamen Geschäft fort, und nahm die emporragenden Gebäude besonders zum Augenmerk; da denn auch der gewölbte Thurm der Frauenkirche den Bombardirern oft zum Ziel diente; allein die Bomben prallten immer von der Kuppel ab, und verursachten bloß Risse.

Die persönliche Rettung war jedoch die Hauptangelegenheit der unglücklichen Einwohner aller Stände. Die häufigen Nachrichten von ganzen Familien, die unter den Trümmern ihrer Wohnungen elendiglich umkamen, und die Hungersnoth, die sich einstellte, setzte alles in Bewegung. Da man nach eröffneter Verbindung in der Neustadt vor den Bomben gesichert war, so lagen die Menschen in den dortigen Häusern bis unter die Dächer aufeinander gehäuft; noch mehrere aber verließen die Stadt gänzlich. Die Landstraßen wimmelten von Menschen. Greise und Matronen, durch Alter und Schwachheit zu Boden gedrückt, krochen an ihren

Stäben fort, oder lehnten sich auf den Arm ihrer Söhne und Töchter, die große Bündel trugen, und selbst kaum fortkonnten. Mütter, von ihrer Kindheit an mit allen Gemächlichkeiten des Lebens vertraut, wanderten zu Fuß, mit ihren Säuglingen an der Brust, und seufzten zum Himmel. Viele dieser Flüchtlinge fanden eine augenblickliche Linderung ihres Unglücks im Gebet; aber der Anblick der rauchenden Stadt, der nagende Hunger, und die Aussicht auf ein künftiges Elend, raubten ihnen wieder den Trost, den sie eben empfunden hatten. Da es an Pferden mangelte, schleppten viele an Wohlstand und Ueberfluß gewöhnte Personen ihre geretteten Habseligkeiten selbst auf dem Rücken fort. Man sahe wohlgebildete Frauen, von Schönheit und feiner Sitte, wie die Lastthiere bepackt. Die Schwächlichen und Kranken dieses Geschlechts wurden von ihren männlichen Freunden auf Schubkarren gefahren. Alle angenommene Begriffe von Anstand und Schicklichkeit, alle kleine Vorurtheile der höhern Volksklassen von Ehre und Schande, alle Regeln der Höflichkeit hörten in diesen schrecklichen Stunden auf; die Verhältnisse des bürgerlichen Lebens wurden geschwächt, oder aufgelöst.

Die Belagerten waren in Ueberfluß mit Artillerie versehen, die auch wohl bedient wurde; allein sie konnten das Feuer der Preußen nicht zum Schweigen bringen, da diese ihre Bomben-Batterien hinter Schutthaufen abgebrannter Häuser aufgeführt hatten. Den 19ten Julius, an einem einzigen Tage, wurden über 1400 Bomben und Kugeln in die Stadt geschleudert; es brannte in allen Winkeln. An kein Löschen wurde mehr gedacht; auch war es nicht möglich, da die Belagerer das den Einwohnern so nöthige Röhrwasser abgeschnitten hatten. Ein Ausfall folgte dem andern. Manche fielen für die Belagerten gut aus, die, immer von frischen Truppen unterstützt, mit ausgedehnter Gewalt angreifen konnten. Sie trieben die Preußen bisweilen aus den Laufgräben, vernagelten Kanonen, und brachten Gefangene nach Dresden zurück.

Friedrich, durch diese Unfälle aufgebracht, ahndete sie an dem Regiment von Bernburg, das sich in den Laufgräben nicht lange genug gewehrt hatte, und der Uebermacht gewi-

chen war. Die Strafe war in den Preußischen Kriegs-Annalen beispiellos. Die gemeinen Soldaten mußten ihre Seitengewehre, und die Unterofficiere sowohl als die Officiere ihre Huthtressen ablegen. Beides war freilich sehr entbehrlich; der Soldat marschirte leichter, und der Officier vermißte kaum diese fehlende Zierde an seiner Uniform; aber es war als Abzeichen hinreichend, bei ehrgeizigen Kriegern die größte Wirkung zu erzeugen. Das Regiment, das, von dem berühmten Fürsten Leopold von Dessau selbst gebildet, nicht selten Proben von Tapferkeit und guter Kriegszucht gegeben hatte, wurde aufs tiefste gebeugt. Fast alle Officiere, reiche und arme, überzeugt, nach Umständen ihre Pflicht gethan zu haben, verlangten ihren Abschied, der ihnen aber verweigert wurde.

Da die Oesterreicher sehnlich wünschten, die Belagerung bald beendigt zu sehen, so machten sie in Verbindung mit den Reichs-Truppen einen Versuch, die Königliche Armee zu überfallen, die das Belagerungs-Corps deckte. Das Hauptquartier war in einem Vorwerk nahe bei dem schwach besetzten, und bloß durch Vorposten bedeckten Dorfe Gruna, in einiger Entfernung vom Lager; dies schien eine feindliche Unternehmung zu begünstigen. Man schmeichelte sich, den König gefangen zu nehmen, und überhaupt die Scene von Hochkirch zu erneuern. Mit anbrechendem Tage sollte es geschehen. Dieser Entwurf aber mißlang, so rasch man auch dabei verfuhr. Die leichten Truppen der Oesterreicher drangen vor, die Preußischen Feldwachen zogen sich zurück, und der König hatte kaum Zeit, sein Pferd zu besteigen, um das Dorf zu verlassen. Dies Dorf war die Grenze der anrückenden Krieger; denn mit einer Geschwindigkeit, die allen Glauben übersteigt, stand das Preußische Heer in Waffen da. In Zeit von drei Minuten sah man bei so vielen Tausenden den seltsamen Uebergang von der größten Ruhe zur größten Thätigkeit. Es lag alles, Infanterie, Cavallerie und Artillerie in den Zelten im tiefen Schlaf; über die ganze Linie war eine todte Stille verbreitet, und auf einmal stand alles in Schlachtordnung. Die Sonne verkündigte in ihren ersten Strahlen einen schönen Sommertag, als das gräßliche Geschrei: „zum Gewehr! zum Gewehr!“ von vielen tausend

Stimmen wiederholt, durchs ganze Lager ertönte. Die Soldaten stürzten halb angezogen aus ihren Zelten, stellten sich in Reih und Glied, und so rückte das ganze Treffen in geschlossener Linie dem Feind entgegen, der sich nun eilfertig zurückzog, weil Daun eine förmliche Schlacht gar nicht wünschte.

Der Versuch des Ueberfalls erzeugte eine Veränderung in der Stellung der Königlichen Armee. Das Preußische Lager wurde von dem sogenannten großen Garten entfernt, und, um nun die linke Flanke der neuen Stellung zu sichern, machte man aus dem Garten einen Verhack. Die hohen majestätischen Bäume, ehrwürdig durch ihr Alter, und unschätzbar wegen ihrer Seltenheit, die in schönster Ordnung gestellt die herrlichsten Alleen bildeten, wurden jetzt umgehauen, und überhaupt der ganze, zur Ergötzlichkeit der Einwohner immer offenstehende Garten, der durch Größe, Kunst und Pracht sich so sehr auszeichnete, der eine Zierde Deutschlands, und eines mächtigen Monarchen würdig war, in wenig Stunden in die schrecklichste Einöde verwandelt. Die marmornen Bildsäulen, die den Garten schmückten, hatten die Sachsen vor der Belagerung weggeräumt, und die Sammlung der Königlichen Antiken, diesseits der Alpen eine der vortrefflichsten, in eben diesem Garten vergraben, den man zerstörte. Die Preußen hatten hievon keine Spur, und so wurden diese Denkmähler der Kunst für die Sachsen erhalten.

Die Belagerung wurde seit dieser veränderten Stellung nur schwach fortgesetzt. Alle Hoffnung zur Eroberung von Dresden war nun verschwunden. Zu vielen andern Hindernissen kam noch der Verlust eines beträchtlichen Preußischen Transports von Munition und Getreide, womit acht aus Magdeburg kommende Schiffe beladen waren, die sämmtlich den Oesterreichern in die Hände fielen; auch fingen die Lebensmittel an, den Preußen zu fehlen, denn die Feinde waren Meister von der Elbe, und machten alle Zufuhr höchst unsicher.

Eben da Friedrich in Begriff war, die Belagerung aufzuheben, kam die Nachricht von der Einnahme von Glatz an. Die Belagerten verkündigten solche durch Freudenfeuer, und schossen rings um die Stadt mit Kugeln Victoria. Zu gleicher Zeit erfuhr der König, daß Laudon, um die erlangten Vortheile aufs beste zu nutzen, Breslau belagere. Diese Nach-

richt beschleunigte den Aufbruch des Königs. Es war am 30sten Julius, in einer sehr regnigen und stürmischen Nacht, als die Preußen von Dresden abzogen. Durch einige Kanonen mußte das Feuer in den Laufgräben unterhalten werden; es wurde immer schwächer, und endlich hörte es ganz auf. Der König verließ nun sein Lager, und marschirte mit seiner Armee nach Meißen zu.

So endigte sich die Belagerung von Dresden, die den Preußen 1478 Todte und Verwundete, und 261 Gefangene gekostet hatte. 6 Kirchen in dieser Residenz, und 416 größtentheils hohe schöne Häuser, Paläste und öffentliche Gebäude lagen in der Asche, und 115 waren beschädigt. Eine Menge Einwohner hatten ihr Leben verloren, oder waren verstümmelt worden, und noch mehrere, deren Loos zuvor Wohlstand gewesen, waren nun bettelarm. Viele hundert Familien, die durch die Industrie zahlreicher Geschlechter empor gekommen, und die Früchte derselben als ihr Erbtheil in stiller Ruhe genossen hatten, sahen jetzt, nach wieder erlangter Besonnenheit, mit verstärktem Gram, daß unwiederbringlich ihr Alles verloren war. Blutsverwandte, durch die Bande der Zärtlichkeit und Liebe an einander gefesselt, trennten sich jetzt. Männer nahmen den Wanderstab in die Hand, verließen ihr unglückliches Vaterland, und suchten Brod unter einem fremden Himmel. Mädchen, in Ueberfluß erzogen, und sonst von vielen Händen bedient, entsagten nun allen ihren genossenen Bequemlichkeiten, dem gewohnten Wohlleben, ihren angenehmen jetzt verschwundenen Aussichten, und wurden selbst dienende Personen, um ihr Leben zu fristen. Die schreckliche Wirkung dieser unglücklichen Belagerung blieb ein Menschenalter hindurch noch sehr fühlbar.

Mit dieser unglücklichen Unternehmung auf Dresden schloß sich die Kette von Unglücksfällen, die seit zwölf Monaten ununterbrochen auf Friedrich losgestürmt hatten. So wie der Feldzug vom Jahr 1757 in der Geschichte der Kriege ohne Beispiel ist, eben so beispiellos ist es, daß ein Monarch in einem so kurzen Zeitraum so viel aufeinander gethürmtes Kriegsunglück erfuhr, ohne ganz zu unterliegen. Die gegen die Russen verlorne Schlacht bei Kai im Julius 1759 führte den Reihen, und war das traurige Signal eines ununterbro-

chenen widrigen Schicksals; ihr folgten die schreckliche Niederlage bei Kunersdorf, und der Verlust von Dresden. Fink wurde mit seinem großen Corps bei Maxen, Dierke mit seinem kleinen bei Meißen gefangen; sodann der tödtende Winter-Feldzug mit seinen Seuchen; das unglückliche Treffen bei Landshut, die feindliche Eroberung von Glatz, und jetzt die mißlungene Belagerung von Dresden.

Nun ging der Marsch des Königs nach Schlesien, den Daun Sorge getragen hatte, den Preußen so beschwerlich als möglich zu machen. Seine leichten Truppen mußten alle Brücken verbrennen, und alle nach Schlesien führende Wege durch Verhacke unbrauchbar machen. Friedrich überwand jedoch diese Schwierigkeiten, und setzte seinen Zug fort, Breslau zu entsetzen, das von Laudon belagert wurde. Diese Begebenheit stellt ein erstaunenswürdiges Beispiel dar. Friedrich, der mit dem Adlerblick des Genie's seine Heerführer zu wählen wußte, wandte diese Sorgfalt sehr selten bei der Wahl von Commandanten in seinen Festungen an. Er überließ es gewöhnlich der Rangordnung oder dem Zufall, ob ein d'O, oder ein Heyden darin das Commando führte. Friedrich kannte beide nicht, und war gleich erstaunt über das schändliche Betragen des erstern, als über das bewundernswürdige Verhalten des letztern, der, bei seinem Garnison-Regiment nicht zum Dienst im Felde bestimmt, noch weniger durch seinen Rang zum Befehlshaber erkoren, mit ganz begrenzten Aussichten in Rücksicht auf militairischen Ruhm, in einer kleinen Stadt unbemerkt seine Tage durchleben sollte, dessen seltener Muth aber zu wiederholtenmalen die großen Entwürfe der Russen zerstörte.

Diesmal war Friedrich auch von seinem guten Genius wohl bedient worden. Die Königliche Leib-Garde hatte seit der Schlacht bei Kollin, wo sie größtentheils aufgerieben, hernach aber wieder vollzählig gemacht wurde, in Breslau ihr Kriegsquartier, und ihr Befehlshaber, der General Tauenzien, wurde durch diesen Umstand Commandant der Hauptstadt Schlesiens. Dieser General, in der Potsdamer Kriegsschule erzogen und grau geworden, verband mit den höchsten Begriffen von Ehre, großen Muth, Einsicht und militairische

Talente. Alles dieses in einem hohen Grade zu vereinigen, war auch durchaus in einer Lage erforderlich, die vielleicht nie ihres gleichen gehabt hat. Laudon stand mit 50,000 Oesterreichern vor der Stadt, und innerhalb der Mauern waren 9000 Oesterreichische Kriegsgefangene in Begriff zu revoltiren. Allen diesen Feinden von innen und außen hatte Tauenzien in einer großen Stadt nur 3000 Mann entgegen zu stellen, und von dieser so schwachen Besatzung waren 2000 entweder Ueberläufer, oder gezwungene Soldaten, oder Invaliden. Nur auf die ungefähr 1000 Mann starke Garde des Königs konnte er sich verlassen, und auch diese bestand größtentheils aus Ausländern, von denen die mehresten bei ihrem geringen Sold ungerne dienten, und nur durch Grundsätze von Ehre und Disciplin bei ihren Fahnen gehalten wurden. Mit einer so geringen Anzahl größtentheils unzufriedener und unbrauchbarer Soldaten, eine Armee in der Stadt in Zaum zu halten, und einer andern außerhalb der Mauern Widerstand zu thun, und zwar in einem großen, von vielen tausend zur Empörung geneigten Bürgern bewohnten, nicht außerordentlich befestigten Ort: ein solches Wunder zu bewirken, vermochte nur die Macht der Preußischen Kriegsdisciplin; und wenn bei der spätesten Nachwelt militairische Tugenden von Geschichtschreibern gepriesen, und von Dichtern besungen werden, so wird Hochkirch und Breslau wegen des Triumphs der Disciplin bei ihnen ewig ein Gegenstand der Bewunderung seyn.

Laudon war nicht ohne Besorgniß, durch herbeieilende Preußische Armeen an seinem Vorhaben gehindert zu werden, das er ohne Beihülfe der Russen auszuführen wünschte. Die möglichste Geschwindigkeit war daher bei dieser Unternehmung erforderlich. Er war weder mit Belagerungs-Geschütz, noch mit der dazu nöthigen Munition versehen. Die mit Wasser angefüllten Festungsgräben gestatteten ihm auch keinen Sturm; nichts blieb ihm also übrig, als Unterhandlung und Feuer. Er forderte den Commandanten auf, sich zu ergeben, und bediente sich der Gründe: „Breslau sey eine Handelsstadt, „und keine Festung; es wäre daher wider Kriegsgebrauch, „selbige gegen große Uebermacht zu vertheidigen; der König „sey jenseits der Elbe, und der Prinz Heinrich unweit der „Warthe; die Russen würden in zwei Tagen mit 75,000 Mann

„erscheinen; er glaube, daß die Stadt lieber Oesterreicher, „als Russen einnehmen würde; er wolle der Besatzung die „Bedingungen der Capitulation überlassen; würde aber die „Uebergabe verweigert, so solle die Stadt aus fünf und vier„zig Mörsern in Brand gesteckt werden.“ Tauenzien antwortete kurz: „Breslau sey eine Festung, und er würde den „Feind auf den Wällen erwarten, wenn auch die Häuser in „Asche verwandelt werden sollten.“ Laudon versuchte nun, die Bürgerschaft wider den Commandanten aufzubringen, und ließ an den Präsidenten des Städt-Magistrats, Conradi, schreiben. Der Brief war voll Mitleid gegen die unschuldigen Einwohner, wobei die Nachricht von den fünf und vierzig zum Brande fertig stehenden Feuer-Mörsern, so wie die 75,000 im Anzuge befindlichen Russen, nicht vergessen wurden. Dies Schreiben aber konnte keine Wirkung in einer Stadt haben, wo ein General wie Tauenzien Commandant war; auch blieb es unbeantwortet. Hierauf fing das Bombardement an. Der Commandant nahm dabei seine Maaßregeln so weislich und so nachdrücklich gegen die Feinde, sowohl innerhalb als außerhalb der Stadt, daß alle feindliche Versuche fehlschlugen; und da Laudons Hauptquartier aus Feldschlangen (einer Art langen Geschützes) mit forcirten Ladungen erreicht werden konnte, so ließ er diesem Feldherrn keine Ruhe, und zwang ihn durch Kugeln, die in seine Wohnzimmer fielen, sich weiter zurückzuziehen.

Da jedoch Tauenzien des Entsatzes nicht gewiß, und von seiner Schwäche überzeugt war, so versammelte er die Officiere der Königlichen Garde, stellte ihnen seinen Zustand und die Möglichkeit vor, daß die Stadt noch vor Ankunft des Königs von den Feinden mit dem Schwerdt in der Faust erobert werden könnte; in diesem Fall nun wollte er sich mit der Garde auf den Wällen bis auf den letzten Blutstropfen wehren; damit, wie er sagte, die Welt nicht das sonderbare Schauspiel erlebte, die ganze Leibwache Friedrichs kriegsgefangen zu sehen. Die Officiere, von kriegerischem Ehrgeiz und Vaterlandsliebe beseelt, stimmten diesem edeln Vorsatz bei, und waren entschlossen, fechtend zu sterben. Glücklicherweise kam es nicht zu diesem verzweifelten Schritt; denn der Prinz Heinrich nahte sich mit starken Märschen, und nun

war

war Laudon selbst gezwungen, den General Soltikow, der neun Meilen von Breslau stand, zu bitten, seinen Marsch zu beschleunigen. Noch aber machte er einen letzten Versuch, den Commandanten zur Uebergabe zu bewegen, und erbot sich, alle Bedingungen, die er nur verlangen würde, zu unterzeichnen. Tauenzien aber antwortete: „Ich habe keinen Begriff von der Ehre eines Commandanten, der eine Festung „übergibt, ehe Bresche geschossen ist. Unerlaubt ist's, die „Belagerung einer Stadt mit dem Ruin ihrer Einwohner „anzufangen. Der Brand hat meine Gesinnungen nicht geändert, vielmehr befestigt." Damit hatte denn die ganze Expedition ein Ende. Am folgenden Tage hob Laudon die Belagerung auf, die nur fünf Tage gedauert, aber in dieser kurzen Frist viel Schaden angerichtet hatte. Der König schenkte den Einwohnern zur Vergütung ihres Verlustes 50,000 Reichsthaler. Man hat bei dieser Belagerung als merkwürdig aufgezeichnet, daß dabei das schönste Frauenzimmer in der Stadt, und der schönste Soldat von der Königlichen Leibwache getödtet, die größte Kanone gesprungen, und der schönste Pallast eingeäschert worden; auch das Wohngebäude des Königs war in Feuer aufgegangen.

Heinrichs schleunige Ankunft rettete nicht allein Breslau, sondern ganz Schlesien; denn die Russische Haupt-Armee befand sich auch schon im Mittelpunkt dieser Provinz, eine Meile von der Hauptstadt, und der Plan ihres Heerführers war, sich mit den Oesterreichern zu vereinigen. Er hatte auf die gewisse Eroberung von Breslau gerechnet, und auf das hier befindliche große Magazin, das seine Armee den noch übrigen Feldzug verpflegen sollte. Diese Erwartungen aber wurden durch die klugen Maaßregeln des Prinzen Heinrich für jetzt vereitelt, so daß Soltikow es nicht wagte, über die Oder zu gehen. Die Zeit war beiden Theilen überaus kostbar; denn auch Friedrich, der für Breslau besorgt war, näherte sich mit starken Schritten. Er hatte Hülsen mit einem ansehnlichen Corps in Sachsen zurückgelaßen, und war in Angesicht der Oesterreichischen Haupt-Armee über die Elbe, die Spree, die Neisse, die Queisse und Bober gegangen. Er war mitten durch die Corps von Riedesel und Lascy passirt, letzteres folgte ihm nachher beständig in einer Entfernung

von drei Meilen, dagegen die große Oesterreichische Armee vor ihm herzog.

Obgleich der König einen Zug von 2000 Proviantwagen bei sich hatte, und die Brücken zerstört waren, so legte er doch in fünf Tagen zwanzig Meilen mit seiner Armee zurück, und erreichte ohne Verlust die Schlesische Grenze. Daun vermied alle Gelegenheit zur Schlacht, und vereinigte sich endlich mit der Laudonschen Armee, um wo möglich den König von seinem Bruder Heinrich abgesondert zu halten, und ihn auch von Schweidnitz und Breslau abzuschneiden. Friedrich und Daun blieben jedoch in der Nähe, und nur die Katzbach, ein kleines Wasser, trennte beide Armeen. Die gar zu große Ueberlegenheit der feindlichen Heere, die über 100,000 Mann seinen 30,000 Mann entgegen stellten, nöthigte den König, das Betragen eines Parteigängers nachzuahmen, und oft seine Stellung zu verändern, um dem Feinde auszuweichen, und sich durch Thätigkeit und Wachsamkeit gegen dessen Unternehmungen zu sichern; dabei aber blieb er den feindlichen Armeen immer ganz nahe zur Seite, damit sie sich nicht gegen den Prinzen Heinrich wenden möchten, der die Russen beobachtete. Bei Goldberg erbeuteten die Preußischen Husaren einen großen Theil der feindlichen Bagage, worunter sich auch die ganze Equipage des Generals Lascy befand. Der König befahl, diese letztere nicht zu berühren; er schickte sie dem Feldherrn zu, von einem Trompeter begleitet, und behielt von der ganzen Beute nur eine große, sauber gezeichnete Karte von allen Oesterreichischen Lägern in den Feldzügen von 1758 und 1759; da Lascy aber auch um diese Karte ansuchte, erfolgte die Antwort, er solle sie haben, sobald sie copirt seyn würde.

Die Russen, die sich noch auf der andern Seite der Oder unweit Breslau befanden, waren gar nicht mit den behutsamen Bewegungen der Oesterreicher zufrieden. Sie glaubten, daß es dem König, den man nicht gehindert habe, über die Elbe, Spree und Bober zu gehen, auch jetzt nicht verwehrt seyn würde, die Oder zu passiren, sich mit dem Prinzen Heinrich zu vereinigen, und sodann mit seiner ganzen Macht auf sie zu fallen. „Es kostet dem König nur einen seiner „gewöhnlichen Märsche und Kunstgriffe," sagte der Feldmar-

schall Soltikow, „um dieses zu bewirken,“ und erklärte dabei ausdrücklich, daß er, sobald man den König über die Oder gehen ließe, sich nach Polen zurückziehen würde.

Diese Drohung nöthigte Daun, eine Schlacht zu wagen, um den König aufzuhalten. Den 15ten August sollte das Preußische Lager bei Liegnitz angegriffen werden. Die Lage desselben war nicht vortheilhaft, und der feindliche Entwurf vortrefflich. Man wollte Friedrich mit Tagesanbruch an vier Orten zugleich anfallen, und wo möglich ein Seitenstück zu Hochkirch liefern. Die weitere Absicht war, ihm den Weg nach der Oder abzuschneiden, ja selbst den Rückzug nach Glogau zu versperren. Man war im Oesterreichischen Lager von dem glücklichen Erfolg im voraus so sehr überzeugt, daß die Soldaten daselbst sagten: der Sack wäre nun aufgemacht, worin man den König von Preußen und seine ganze Armee auffangen, und ihn sodann zuschnüren würde. Der König erhielt zufällig erst am Abend vor der Ausführung von diesem Vorhaben Nachricht; auch erfuhr er die vorgedachte Prahlerei. Er erzählte sie selbst bei der Tafel, und fügte hinzu: „Die Oesterreicher haben nicht ganz unrecht, „aber ich denke, in den Sack ein Loch zu machen, das sie „Mühe haben werden auszubessern.“ Er war seiner üblen Stellung halber nicht ohne Sorge gewesen, aber dennoch hatte er wegen gewisser Proviant-Maaßregeln aufgeschoben, das unvortheilhafte Lager zu verlassen. Die Nacht am 14ten war dazu bestimmt. Der Englische Gesandte Mitchel, voll der Besorgniß eines schrecklichen Angriffs, verbrannte einen Theil seiner Papiere, wollte sich aber nicht entfernen.

Auf die erhaltene Nachricht bereitete sich Friedrich zur Schlacht, und sogleich war sein Entwurf gemacht. Mit Anbruch der Nacht verließ er mit der Armee das Lager, dessen Wachtfeuer jedoch durch Bauern unterhalten wurden; desgleichen mußten Husaren-Patrouillen alle Viertelstunden das nächtliche Lagergeschrei fortsetzen. Eben dies geschah auch im Lager der Oesterreicher, um ihren Aufbruch zu verbergen; auch wurde der Gewohnheit dieser Truppen gemäß durch zurückgelassene Tambours um Mitternacht die Schaarwache geschlagen; so daß beide Heere zu gleicher Zeit durch die nämlichen Mittel ihre Feinde zu täuschen suchten, und beide

durch einen sonderbaren Zufall, mit Schatten kämpften. Nun zog sich Friedrich auf die Anhöhen bei Liegnitz, und stellte sich alsdann ganz in der Stille in Schlachtordnung. Es war eine ungemein schöne Sommernacht. Der gestirnte Himmel hatte kein Wölkchen, und kein Lüftchen wehete. Niemand schlief. Die Soldaten hatten sich mit ihrem Gewehr im Arm gelagert, allein sie waren munter, und da sie nicht singen durften, so unterhielten sie sich mit Erzählungen. Die Officiere gingen spazieren, und die Generäle ritten herum, um alles Nöthige zu beobachten. Der König saß auf einer Trommel, wie Gleim in den Preußischen Kriegsliedern singt:

„Auf einer Trommel saß der Held
„und dachte seine Schlacht,
„den Himmel über sich zum Zelt,
„und um sich her die Nacht."

Es fing eben an zu dämmern, als sich Laudon näherte, der mit seiner 30,000 Mann starken Armee den linken Flügel der Preußen im Lager angreifen sollte, von welchem er, der vorigen Stellung nach, noch weit entfernt zu seyn glaubte. Bald aber wurde er mit Erstaunen gewahr, daß er die ganze Armee des Königs vor sich hatte, dessen zweites Treffen auf ihn sogleich losfiel, und ihn von einer in der Nacht aufgeführten Batterie begrüßte. Das erste Treffen hatte Friedrich zur Beobachtung Dauns bestimmt, der seinem rechten Flügel gegenüber stand. Laudon, der sich auf die Unterstützung seines Ober-Feldherrn verließ, wich dem Kampf nicht aus, sondern bot den Preußen die Spitze, und überließ den Ausgang der Tapferkeit seiner Truppen, und dem ihn so oft begleitenden Glück. Er ließ seine Cavallerie auf die Preußische einbrechen, die aber zurückgeworfen und in Moräste getrieben würde, wo sie sich nur mit vieler Mühe herausarbeiten konnte; und nun rückte die Preußische Infanterie vor, und schlug auch nach einem hartnäckigen Kampf die Oesterreichische Infanterie aus dem Felde. Die letztere machte jedoch noch einen Versuch, mit einer ganzen Colonne durch das vor der Preußischen Fronte liegende Dorf Panten zu rücken; allein die Preußen steckten es durch Haubitz-Granaten in Brand, und zwangen die Feinde, das Gefecht auf den linken

Flügel einzuschränken. Die Hoffnung der letztern auf Hülfe wurde vereitelt; denn Daun erfuhr erst spät den Angriff des Königs, da die, obwohl nur eine halbe Meile entfernte, Oesterreichische Haupt-Armee, wegen eines eben entstandenen widrigen Windes, nichts von dem Knallen des Geschützes hören konnte; überdies wußte ihr Feldherr bei seiner Ankunft ins verlassene Preußische Lager gar nicht, wo die Armee, die man schon so gut als geschlagen glaubte, hingekommen war, und da er sich endlich dem Kampfplatz näherte, so konnte er wegen des Terrains nicht anders als mit großem Nachtheil das ihn erwartende erste Treffen der Preußen angreifen. Er machte einige Versuche vorzudringen, allein sie mißglückten. Laudon, der alles gethan, und sich persönlich der größten Gefahr ausgesetzt hatte, zog sich nun zurück, und überließ dem König das Schlachtfeld mit einem Verlust von 10,000 Mann, 23 Fahnen, und 82 Kanonen; 6000 Oesterreicher waren gefangen, und 4000 waren todt oder verwundet. Bei Friedrichs Heere hingegen zählte man 1800 Todte und Verwundete.

Es war ein sehr schönes Morgen. Die Sonne beschien den blutigen Wahlplatz der Leichen und Sterbenden; allein sie beleuchtete auch eine angenehme rührende Scene. Das Regiment von Bernburg, das, wie oben erzählt, bei Dresden so hart herabgesetzt war, ging mit dem Vorsatz in die Schlacht, die verlorne Ehre wieder zu erkämpfen, oder sich dem Kriegs-Dämon aufzuopfern. Dieser Entschluß, der ohne Unterschied des Ranges und des Alters in jeder Brust Wurzel faßte, und dessen Keime die tiefgebeugten Offiziere sorgfältig entwickelten, erzeugte eine bewundernswürdige Tapferkeit, ganz des Preußischen Namens würdig. Dem König blieb sie nicht unbemerkt. Er ritt nach vollendeter Blutarbeit bei dem Regiment vorbei. Die Offiziere schwiegen, in der stillen Hoffnung auf des Monarchen Gerechtigkeit; vier alte Soldaten aber fielen ihm in die Zügel, umfaßten seine Knie, beriefen sich auf ihre gethane Pflicht, und flehten um die verlorne Gnade. Friedrich antwortete gerührt: „Ja Kinder! Ihr sollt sie wieder haben, und alles soll vergessen seyn.“ Noch den nämlichen Tag erhielt das Regiment die entzogenen militairischen Waffen und Zierathen, und Friedrich machte selbst bei der

Parole das tapfere Verhalten des Regiments, und die völlige Begnadigung desselben bei der ganzen Armee bekannt.

Diese Schlacht bei Liegnitz dauerte nur zwei Stunden. Um fünf Uhr des Morgens, da die feine Welt in allen Europäischen Ländern noch im tiefen Schlaf begraben lag, und die arbeitenden Volksklassen sich erst von ihrem Nachtlager erhoben, waren hier bereits große Thaten geschehen und vollendet. Man hatte einen wichtigen Sieg erfochten, der die Vereinigung der Russen und Oesterreicher hinderte, und alle ihre auf die Schlesischen Festungen gemachten Entwürfe vereitelte. Friedrich ließ auf der Stelle von der ganzen Armee ein Freudenfeuer machen, und sodann setzte er sich sogleich in Marsch; ein Marsch, erstaunenswürdig und einzig in seiner Art; denn diese von der Blutarbeit abgemattete und von zahlreichen Heeren umringte Armee, mußte ohne Rast und ohne allen Zeitverlust fortrücken, und dabei alles eroberte Geschütz, alle Gefangene, und auch alle Verwundete mitnehmen. Man packte die letztern auf Mehl- und Brodwagen; auch andere Wagen und Chaisen nahm man dazu, sie mochten gehören wem sie wollten; selbst der König gab die seinigen her. Auch die Handpferde des Monarchen und der vornehmen Befehlshaber wurden nicht geschont, um die Verwundeten, die noch reiten konnten, fortzubringen. Die ledigen Mehlwagen schlug man in Stücke, und spannte die Pferde vor die erbeuteten Kanonen. Von den feindlichen Gewehren mußte ein jeder Reiter und Packknecht eins mitnehmen. Nichts wurde zurückgelassen oder vergessen, erheblich oder unerheblich; es war Beute. Auch nicht ein einziger Verwundeter blieb zurück, weder von den Preußen, noch von den Oesterreichern, so daß um neun Uhr, vier Stunden nach geendigter Schlacht, dies so unvorbereitet neu belastete Heer, mit dem ganzen ungeheuern Troß, schon im vollen Marsch war.

Alle diese mannigfaltigen vortrefflichen Anstalten wurden in der größten Geschwindigkeit von dem General Saldern gemacht, einem Manne, der die seltenste Thätigkeit mit der ausgebreitetsten Kriegskenntniß und einem unbesiegbaren Muthe verband, und der von Friedrich sehr oft zu Rathe gezogen wurde. Er schien zum Feldherrn geboren, und ob er gleich wegen seines Ranges als General-Major keine Armee an-

führte, so gehörte er doch zu den größten militairischen Genies seines Jahrhunderts. Sein Aeußeres war das Bild des Kriegsgottes, groß, sehr wohl gebildet, voll Majestät und Würde. Immer bei der Armee des Königs gegenwärtig, leistete er ihm die wichtigsten Dienste, sowohl durch Ausführung sehr schwieriger und verwickelter Aufträge, als durch sein Commando in der Linie des Treffens.

Der Zug der so außerordentlich belasteten Armee ging den nämlichen Tag noch drei Meilen, und zwar nach Parchwitz zu, in dessen Nähe Czernichef mit 20,000 Russen die Oder deckte. Der König befand sich jedoch ungeachtet seines Sieges in einer peinlichen Lage. Die Proviantwagen waren leer. Er hatte den 16ten August nur noch auf einen Tag Brod, außer dem kleinen Vorrath, den die Soldaten auf ihrem Rücken trugen. Wenn die Russen ihren Posten behaupteten, so konnte er nichts aus seinen Magazinen in Breslau ziehen; und um nach Schweidnitz zu marschiren, mußte er sich zuvor mit allen Oesterreichischen Armeen vereinigt schlagen. Wollte er auch dies mit seiner so sehr ungleichen Truppenzahl wagen, so war ein glücklicher Erfolg doch kaum denkbar, wegen des Transports von 6000 Gefangenen, von den erbeuteten Kanonen, und von einigen tausend Verwundeten, die man während der Schlacht bedecken mußte. Die Russen machten jedoch dieser Unruhe bald ein Ende. Die Haupt-Armee derselben zog sich über die Oder zurück, wobei die Befehlshaber zu ihrer Rechtfertigung sagten, daß, da sie in fünf Tagen keine Nachricht von den Oesterreichern erhalten hätten, so müßten sie entweder eine gänzliche Niederlage, oder eine völlig abgeschnittene Communication vermuthen; jetzt also war der Weg nach Breslau den Preußen völlig offen. Der Russische General Czernichef stand aber noch mit einem Corps diesseits der Oder. Um auch seinen Rückzug zu beschleunigen, bediente sich der König einer List. Er schrieb an den Prinzen Heinrich, meldete ihm seinen Sieg über die Oesterreicher, und seinen Entschluß, die Oder zu passiren, um auch die Russen anzugreifen, wobei er seinen Bruder erinnerte, deshalb die verabredeten Bewegungen zu machen. Dieser Brief wurde einem Bauer gegeben, mit dem nöthigen Unterricht, wie er von den Russen

aufgefangen werden könnte. Die List hatte den besten Erfolg, und kaum hatte Czernichef den Brief gelesen, so eilte er, über den Fluß zu kommen. Nun hatte des Königs bedenkliche Lage ein Ende, die nie, selbst nicht vor der Schlacht bei Leuthen, so gefährlich gewesen war, als jetzt vor der Schlacht bei Liegnitz; denn damals war von der rauhen Jahreszeit noch manches Hinderniß für die Sieger zu erwarten, auch waren die Russen nach ihrem Lande gezogen; jetzt aber war der Winter noch sehr entfernt, und die Russische Haupt-Armee in der Nähe; hiezu kam die ganze Macht Oesterreichs. Der Sieg über Laudon wandte alle diese Gefahren ab. Nie war der König vergnügter. Er konnte sich nun mit seinem Bruder Heinrich vereinigen. Das Kriegsglück, das ihn einige Zeit hindurch den Rücken gewandt hatte, schien ihn jetzt wieder anzulächeln. Er hatte eine Schlacht gleichsam auf dem Marsch gewonnen, und zwar auf eben dem Felde, wo im Jahr 1241 zwischen den christlichen Nationen und den Tartaren ein großes blutiges Treffen geliefert wurde.

Der regierende Herzog von Würtemberg, der nicht bloß als Reichsstand die bestimmte Reichshülfe an Soldaten lieferte, sondern persönlichen Antheil an diesem Kriege nahm, war mittlerweile mit 12,000 Mann seiner eigenen Truppen nach Sachsen gekommen. Vorher agirte dieser Fürst gemeinschaftlich mit den Franzosen; jetzt wollte er sein Kriegsglück in Verbindung mit den Oesterreichern versuchen, wobei er keine Subsidien verlangte, sich aber die Brandschatzungs-Gelder vorbehielt, die er in den feindlichen Ländern erpressen würde; auch wurden die von ihm betretenen Preußischen und Hessischen Provinzen mit großer Strenge behandelt. Die Stadt Halle mußte an ihn 75,000 Reichsthaler erlegen. Im August stieß er zur Reichs-Armee, die fünf und dreißig Bataillone Infanterie, und sieben Cavallerie-Regimenter stark war, wozu noch von den Oesterreichern unter Haddick's Anführung sieben Infanterie- und sechs Cavallerie-Regimenter, nebst 2000 Kroaten kamen. Hülsen, der bei Meißen stand, verließ diesen Posten bei Annäherung einer so großen Uebermacht, und bezog ein verschanztes Lager bei Strehlen. Hier wurde er den 18ten August von allen Seiten angegriffen. Man hoffte, die Scene von Mazen zu erneuern. Die Preußen

aber behaupteten ihre Stellung, schlugen den Feind nach einem sehr lebhaften Gefecht zurück, und machten 1300 Gefangene. Nach diesem Treffen marschirte Hülsen nach Torgau, um seine Magazine zu decken. Hier verschanzte er sich, und behauptete sein Lager sechs Wochen lang, bis ihn der Mangel an Lebensmitteln nöthigte, diesen Posten zu verlassen. Er machte nun einen meisterhaften Rückzug nach Brandenburg. Auf diese Weise war ganz Sachsen bis auf Torgau und Wittenberg abermals von den Preußen geräumt, die jedoch beim Abschiede versprachen, bald wieder zu kommen.

So war die Lage der Preußischen Angelegenheiten in Sachsen. In Schlesien war Daun durch den Rückzug der Russen, und durch die meisterhaften Bewegungen des Königs genöthigt worden, sich nach der Schlacht bei Liegnitz in die Gebirge zu ziehen, um nicht von Böhmen abgeschnitten zu werden. Friedrich machte deshalb einen sehr verwegenen Marsch, und ging, trotz des heftigsten Kanonenfeuers, mit seiner ganzen Armee ganz nahe am feindlichen Lager vorbei. Soltikow hatte jetzt auch alle Entwürfe zur Vereinigung mit den Oesterreichern aufgegeben, und wurde durch den Preußischen General Goltz beobachtet, der mit einem Corps von 12,000 Mann bei Glogau stand, nachdem die übrigen Truppen zum König gestoßen waren. Verschiedene große, für die Preußen glückliche Scharmützel bestätigten die Rückkehr des Glücks auf Seiten Friedrichs. Bei Hohen-Friedberg trieb Ziethen den überlegenen Feind bis unter die Kanonen von Laudons Lager, und machte 400 Gefangene. Unweit Reichenau wurde das Beckesche Corps angegriffen, wobei 800 Kroaten den Preußen in die Hände fielen, und in Wahlstadt nahm der General Krokow 300 Oesterreicher gefangen. Bei Hohen-Giersdorf in den Gebirgen kam es im Angesicht beider Armeen zwischen abgesonderten Kriegsschaaren zu einem großen Gefecht, wobei die Oesterreicher 600 Grenadiere und vierzehn Kanonen verloren. Die Kanonade dauerte achtzehn Stunden. Sämmtliche Heere rückten immer tiefer in die Gebirge, und standen endlich so nahe an einander, daß man mit Kanonen die beiderseitigen Läger bestreichen konnte. Es wurde jedoch unterlassen, weil es nichts gefruchtet hätte; selbst das Schießen mit dem kleinen Gewehr bei den Vorposten war verboten, so

daß alles das Ansehn eines Waffenstillstandes hatte; die äußersten Vorposten und Streifwachen beider Theile sprachen mit einander, und wenn die letztern zusammenstießen, und eine Partei in der Nacht von ihrem Wege abgekommen war, so wurde sie von der andern freundlich zurechtgewiesen.

Diese Methode, dem Feind nahe unter die Augen zu rücken, die der König oft gebrauchte, setzte die Oesterreichischen Feldherren gewöhnlich in Verwirrung, veränderte ihre Plane, und machte sie in ihren Unternehmungen unschlüssig. Eine solche Dreistigkeit, wodurch man sich über alle gebräuchliche Regeln wegsetzte, erzeugte überdies noch andere Vortheile; allein seit Cäsars Zeiten hatte kein Heerführer in Europa sich dieses trefflichen Mittels bedient, bis Friedrich, der die Thaten dieses Größten der Römer, den er selbst für seinem Meister in der Kriegskunst erkannte, unabläßig studirte, es auch bei seinen Feldzügen anwandte. Es war auch jetzt von großer Wirkung; denn Daun gab alle seine Entwürfe für die gegenwärtige Zeit auf, verkroch sich bei aller seiner Uebermacht in die Gebirge, und war nur auf die Erhaltung seines Heeres bedacht.

Neuntes Buch.

Die in Pommern befindlichen Russen waren indessen nicht müßig. Eine Russische Flotte, commandirt von dem Admiral Mischakow, war im August an den Küsten dieser Provinz angekommen, und nun wurde Colberg von sieben und zwanzig Russischen Kriegsschiffen, Fregatten und Bombardier-Galliotten zu Wasser, und von 15,000 Mann zu Lande förmlich belagert. Hiezu kam noch eine Schwedische Escadre von sechs Linienschiffen und zwei Fregatten, die zu der Russischen Belagerungs-Flotte stießen. Der General Demidow, der 8000 Russen auf Schiffen herbei geführt hatte, die sich mit den andern von der Haupt-Armee vereinigten, commandirte die Belagerung zu Lande, die von drei Seiten zugleich geschah. In vier Tagen warf man über 700 Bomben in die Stadt, ohne die Feuerkugeln zu rechnen. Alles war auch zum Sturm bereitet. Dieser Versuch der Belagerung aber gelang nicht

besser, als der vorige. Heyden wehrte sich abermals aufs tapferste, ohne auf den Feuerregen zu achten, der die Stadt verheerte; auch seine Bürger sahen ohne Murren ihre Häuser in Rauch aufgehen. Ihr Muth blieb unerschüttert, bis der General Werner aus Schlesien zum Entsatz herbei eilen konnte. Er hatte nur 5000 Mann bei sich; allein mit diesen marschirte er vierzig Meilen in zwölf Tagen, und so kam er den 18ten September am sechs und zwanzigsten Tage der Belagerung bei Colberg an, wo er die Russen sogleich mit dem Säbel in der Faust überfiel. Diese, durch die große Entfernung der Preußischen Armee sicher gemacht, träumten nicht die Möglichkeit eines Entsatzes, daher war das kleine Corps des Werner vermögend, ein solches Schrecken unter ihnen zu verbreiten, daß sie nicht allein sofort die Belagerung aufhoben, sondern auch mit der größten Uebereilung davon flohen. Sie gaben dabei ihre Kanonen, Munition, Zelte, Fourage, Bagage, und selbst ihren nothdürftigen Proviant Preis, um sich vor den anrückenden Preußen in Sicherheit zu setzen. Ein Theil rettete sich auf die Schiffe, die Andern entflohen zu Lande. Werner machte einige hundert Gefangene, und nun zeigte er sich als Sieger am Ufer des Baltischen Meeres. Das Schrecken bemächtigte sich nun auch der Seeleute auf eine unerhörte Weise; sie glaubten sich auf ihren Kriegsschiffen vor den Preußischen Husaren nicht sicher. Die Flotte lichtete die Anker, und eilte in die hohe See. Die Patrioten ließen eine Denkmünze auf diese außerordentliche Begebenheit schlagen, bezeichnet mit den Worten Ovids: **Res similis fictae** (eine That, ähnlich einer Dichtung), und Ramler besang diese Befreiung seiner Vaterstadt in einer vortrefflichen Ode.

Werner, der eine so schöne Unternehmung ausgeführt, und keine Russen mehr zu besiegen hatte, wandte sich nun gegen die Schweden. Er überfiel sie in der Vorstadt von Pasewalk, nahm ihnen acht Kanonen weg, hieb 300 Mann nieder, und machte 600 Gefangene. Die Stadt selbst wäre erobert worden, allein der Feind machte Miene, sie in Brand zu stecken, welchen Schaden Werner den Preußischen Einwohnern nicht verursachen wollte. Er ging nach Mecklenburg, und trieb hier Kriegssteuern ein, bis ihn die Bewegungen der

Russen wieder nach Pommern riefen. Die so oft erprobte Tapferkeit der Werneckschen Husaren veranlaßte den König, ohne Rücksicht auf die festgesetzte Ordnung und Anzahl, dem General zu bewilligen, sein Regiment so stark zu machen, als er selbst nur wolle und könne. Nach seiner jedesmaligen Angabe geschah die Verpflegung.

Der Sommer war zu Ende. Die unfreundliche Jahreszeit näherte sich, und sowohl Oesterreicher als Russen fingen an, auf ihre Winterquartiere zu denken. Indessen war die Vorstellung, mit so zahlreichen und überlegenen Heeren in dem ganzen Feldzug nichts ausgerichtet zu haben, nicht wenig demüthigend für Friedrichs Feinde. Hiezu kam die üble Lage Dauns in den Gebirgen, wo die Zufuhr so beschwerlich, und das Vorrücken fast unmöglich war, daher ihm nichts als ein Rückzug nach Böhmen übrig blieb. Man sann auf alle nur erdenkliche Mittel, den König zu entfernen. Ein Marsch der Russen nach Berlin schien dazu die wirksamste Maaßregel zu seyn. Um Soltikow dahin zu vermögen, erbot sich Daun, die Unternehmung durch ein Hülfs-Corps zu unterstützen. 20,000 Russen unter Czernichef, und 15,000 Oesterreicher unter Lascy und Brentano, traten daher ihren Marsch nach Brandenburg an, den Soltikow mit seiner ganzen Macht in der Entfernung deckte. So reizend war die Aussicht auf Beute in der Königlichen Residenz, daß die sicher dahin ziehenden Oesterreicher, ohne Rasttag zu halten, so starke Märsche machten, als man bei ihnen sonst nicht gewohnt war; sie legten vierzig Meilen in zehn Tagen zurück. Der Russische General, Graf Tottleben, ein Deutscher, der lange in Berlin gelebt hatte, führte den Vortrab des Russischen Corps, und da hier Alles von dem Erstkommenden abhing, so eilte er dermaßen, daß er den 3ten October, am sechsten Tage nach dem Abmarsch von Beuthen in Schlesien, mit 3000 Mann vor den Thoren von Berlin stand.

Diese große Königsstadt, ohne Wälle und Mauern, war nur mit 1200 Mann Garnison-Truppen besetzt, und folglich ganz außer Stand, sich zu vertheidigen. Der Commandant, General Rochow, eben derjenige, der zwei Jahre zuvor einen Besuch von den Oesterreichern gehabt hatte, wurde jedoch von sachverständigen Männern zur Gegenwehr aufgemuntert.

Dies war der Rath des alten Feldmarschalls Lehwald, und des verwundeten großen Generals Seydlitz, die sich beide damals nebst dem General Knoblauch in Berlin befanden, und aus Patriotismus sich herabließen, kleine Schanzen vor den Stadtthoren in Person zu vertheidigen. Alles ergriff die Waffen, selbst Invaliden und Kranke. Auf die abgeschlagene Aufforderung erfolgte noch am nämlichen Tage der Ankunft ein Bombardement mit Feuerkugeln und Haubitz-Granaten, und in der Nacht wurden zwei Thore heftig bestürmt. Die Flammen brachen an verschiedenen Orten aus; sie wurden aber bald gelöscht, und die Stürmenden muthig zurückgeschlagen. Das edle Beispiel mit Ruhm gekrönter Feldherren, die hier, ihres Ranges und Alters uneingedenk, Subalternen-Dienste thaten, stählte den Muth jedes Streiters, und ersetzte die fehlende Anzahl der Soldaten. Die Russen gaben den Sturm auf. Den folgenden Tag kam der Prinz Eugen von Würtemberg mit 5000 Mann der Stadt zu Hülfe. Er war neun Meilen in einem Tage marschirt, und wurde mit seinen Kriegern in Berlin wie ein vom Himmel gesandter Erretter empfangen. Die Bürger schafften in der Geschwindigkeit eine Menge Ochsen und andere Schlachtthiere herbei, die nebst vielen hundert Tonnen Bier und Branntwein an diese Truppen vertheilt wurden. Kaum hatten sie sich ein wenig erholt, so griff der Prinz, ihr Anführer, den General Tottleben an, und trieb ihn bis Cbyenick zurück.

Nun aber zeigte sich das Corps des Czernichef. Dieser Feldherr war jedoch in Begriff, sich ohne Kampf auch zurückzuziehen; allein die Beredsamkeit des Französischen Abgeordneten, Montalembert, verhinderte es. Tottleben wurde ansehnlich verstärkt, und nun rückte er abermals vor, da dann die Preußen wegen Uebermacht sich zurückziehen mußten. Mittlerweile traf aber auch Hülsen mit seinem Corps aus Sachsen in Berlin ein. Nun war man stark genug, sich vor den Thoren der Königsstadt zu behaupten, und wäre dieses nur einige Tage lang geschehen, so war Berlin gerettet; denn Friedrich selbst war schon in vollem Abzuge aus Schlesien, und der Rückmarsch der beiden großen Corps, sowohl der Oesterreicher als der Russen, war bereits in einem Kriegsrath förmlich beschlossen, noch ehe man die Stadt in Besitz

hatte. Die Preußischen Befehlshaber aber glaubten zu viel zu wagen, da sie erfuhren, daß die Haupt-Armee der Russen schon in der Gegend von Frankfurt an der Oder angekommen sey, und der General Panin mit sieben Regimentern unterweges war, um zu Czernichef zu stoßen. Ueberdies schien es fast unmöglich, mit 14,000 Mann eine offene Stadt zu vertheidigen, die mehr als zwei Meilen in Umfang hat, und durch Bomben unaufhalthar verwüstet worden wäre. Im freien Felde wollte man auch kein Treffen wagen, weil Berlin nach einer Niederlage nur Plünderung zu erwarten hatte. Beide angekommene Preußische Corps marschirten daher nach Spandau, und überließen diese Königsstadt ihrem Schicksal.

Dies Schicksal war minder schrecklich, als man erwarten konnte. Die Stadt capitulirte nun ohne Verzug, und ergab sich an Tottleben, der hier eine Menge alter Freunde fand, sich der angenehmen hier verlebten Tage erinnerte, und daher die Residenz mit einer unerwarteten Gelindigkeit behandelte. Am meisten trug zu dieser günstigen Behandlung ein Berliner Kaufmann bei, Namens Gotzkowsky, einer von den seltenen Menschen, die mit Tugenden, Fähigkeiten und Hochsinn ausgerüstet, bisweilen zum Wohl ganzer Staaten geboren und dann durch Zufälle in die Lage gesetzt werden, jene glänzenden Eigenschaften zu zeigen. Dieser würdige Patriot, den das Glück mit Reichthum gesegnet hatte, wovon er den edelsten Gebrauch machte, war hier der Schutzgeist Berlins; er rettete nicht allein die Königsstadt in diesem kritischen Zeitpunkt, sondern, seine Rathschläge, seine Handlungen, seine Aufopferungen hatten großen Einfluß auf den ganzen Krieg. Er bestimmte den Magistrat der Stadt, sich den Russen, die doch nur Hülfsvölker bei der großen Fehde waren, und nicht den Oesterreichern zu ergeben, von welchen letztern, als von Hauptfeinden, man keine Schonung hoffen konnte. Die Großmuth, mit welcher Gotzkowsky nach der Zorndorfer Schlacht viele von den gefangenen Russischen Officieren unterstützt hatte, war bei den Armeen der Russen nicht unbekannt geblieben, und verschaffte ihm die Hochachtung der jetzigen Befehlshaber in Berlin, so wie auch die Freundschaft des Ober-Befehlshabers Tottleben. Er benutzte diese auf's thätigste zum Vortheil der Stadt. Stündlich erschien er mit

Bitten und Vorstellungen, sowohl fürs gemeine Beste, als für Privatpersonen, die, bekannt oder unbekannt, alle zu ihm ihre Zuflucht nahmen, ja mit ihren Kostbarkeiten in sein Haus als eine Freistätte flüchteten. Um seine Bitten annehmlich zu machen, so waren sie immer mit kostbaren Geschenken an Gold und Juwelen begleitet, die er nie der Stadt berechnete.

Tottleben verlangte vier Millionen Reichsthaler Contribution, und war anfangs unbeweglich bei allen Vorstellungen. Er berief sich auf die vom General Fermor erhaltene ausdrückliche Ordre, entweder diese Summe, und zwar nicht in den schlechten circulirenden Münzsorten, sondern in altem Gelde einzutreiben, oder zu plündern. Alle Einwohner von Berlin waren in Verzweiflung. Endlich gelang es dem patriotischen Kaufmann, allein durch Aufopferung großer Summen seines eigenen Vermögens, die verlangte Contribution bis auf 1,500,000 Reichsthaler, und 200,000 Reichsthaler als ein Geschenk für die Truppen zu vermindern; auch wurde statt des alten Geldes das neue damals gangbare von geringerem Gehalt angenommen. Mit dieser Nachricht flog Gotzkowsky aufs Rathhaus, wo ihn der versammelte Magistrat wie einen Engel empfing. Die Douceur-Gelder wurden gleich bezahlt, so wie 500,000 Reichsthaler von der Contributions-Summe; für die restirende Million aber wurden von der Kaufmannschaft Wechsel gegeben.

Die Russen wollten mit Niemand als mit Gotzkowsky zu thun haben, der Tag und Nacht auf den Straßen zubrachte, jeden Unfug den Befehlshabern anzeigte, viel Unglück verhinderte, und die Leidenden tröstete. Fermors Befehl war, daß alle Königliche Fabriken geplündert, und hernach zerstört werden sollten; wobei das sogenannte Lagerhaus, das den Preußischen Truppen das Tuch lieferte, und die Gold- und Silber-Manufactur ausdrücklich genannt waren. Der 10te October war zu dieser Zerstörung bestimmt. Gotzkowsky erfuhr es in der Nacht, eilte zu Tottleben, und stellte ihm vor, daß diese sogenannten Königlichen Fabriken nicht dem Könige gehörten, daß deren Ertrag in keine einzige seiner Kassen flösse, sondern ganz zum Unterhalt des großen Potsdamschen Waisenhauses verwandt würde. Gotzkowsky mußte

diese Versicherung schriftlich mit einem Eide bestätigen, und nun waren diese Fabriken gerettet.

Auf diese Weise hing es ganz von Tottleben ab, dem König von Preußen unersetzlichen Schaden zuzufügen. Berlin, dies neuere Palmyra, wo prachtvolle Werke der Baukunst in zahlloser Menge sich mitten aus einem Sandmeer erheben, und unabsehbare Straßen anfüllen, war die größte Manufacturstadt in Deutschland, der Mittelpunkt aller Kriegsbedürfnisse, ja die große Nährerin der Preußischen Heere. Hier befand sich ein ungeheurer Vorrath von Bagage, Uniformen, Waffen und Kriegsgeräthen aller Art, und viele tausend Menschen waren unaufhörlich in ihren Werkstätten beschäftigt, diesen Vorrath zu vermehren, oder den Abgang zu ersetzen. Nie blühete der Handel in Berlin so sehr, als damals. Man fand hier Kaufleute, die in Ansehung ihrer Reichthümer, ihres ausgebreiteten Credits, und der Größe ihrer Unternehmungen den vornehmsten Handelshäusern unsers Welttheils nichts nachgaben. Der Kaufmann Oehmigke lieferte zufolge eines Contracts innerhalb Jahresfrist 400,000 Mark feines Silber ins Münzamt. Der vorerwähnte Kaufmann Gotzkowsky contrahirte mit seinem König wegen einer Proviant-Lieferung, die 7,500,000 Reichsthaler betrug, und gleich darauf schoß er der Stadt Leipzig 800,000 Reichsthaler zur Contribution vor. Die Splitgerbersche Handlung, die das Monopol des Zuckers in der ganzen Monarchie hatte, und einige tausend Menschen allein ernährte, die neben ihren andern großen Handelszweigen auch Gewehr-Fabriken besaß, erhielt in diesem Kriege an einem Tage für gelieferte Gewehre und Rüstungen aus dem Königlichen Schatz vier Millionen Thaler. Kein Privatmann in Deutschland besaß vielleicht eine größere, mehr blühende Manufactur, als damals der Kaufmann Wegeli. Die jüdischen Kaufleute Ephraim und Itzig hatten die Münze in der ganzen Monarchie gepachtet, und wußten diesen großen Staatshebel so wohl zu nutzen, daß sie den Wechsel-Cours der größten Handelsstädte nach Gefallen commandirten, und die reichsten Israeliten in Europa wurden.

So war der Flor Berlins beschaffen, als Tottleben es einnahm. Er behauptete seinen Posten als Ober-Befehlshaber,

da Lascy sechs Tage später hier ankam, und mit großem Unwillen das gelinde Verfahren der Russen sah. Dieser Kaiserliche Feldherr vertrieb die Russische Wache vom Hallischen Thor mit Gewalt, und ließ es mit seinen Truppen besetzen; dabei verlangte er gleichen Antheil an Allem, weil er sonst wider die Capitulation feierlich zu protestiren drohte. Czernichef schlichtete diesen Streit, und befahl, daß man den Oesterreichern drei Thore einräumen, und 50,000 Reichsthaler von den Douceur-Geldern bewilligen sollte.

Tottleben war genöthigt, allerlei Rollen zu spielen; öffentlich die größten Drohungen und Flüche, heimlich aber die Aeußerung guter Gesinnungen, die durch die That bestätigt wurden. Man hatte Fermors grausame Befehle größtentheils abgewandt, allein dies war nicht hinreichend. Die Forderungen der andern Feinde Friedrichs, die hier in seiner Residenz ihren zerstörenden Entwürfen kein Ziel setzten, waren noch barbarischer. Unter andern wollte man das Zeughaus, eines der prächtigsten Gebäude Europas, ein Meisterstück der neuern Baukunst, in die Luft sprengen. Die Folgen dieser grausamen Zerstörung wären schrecklich gewesen. Es war hier nämlich die Rede von einer gewaltsam auseinander gesprengten ungeheuern Masse von Quadersteinen, im Mittelpunkt volkreicher Straßen, mitten unter den schönsten Pallästen Deutschlands, und nahe am Königlichen Schlosse. Tottleben mußte nachgeben, und ein Commando Russen von 50 Mann ging ab, um das dazu erforderliche Pulver aus einer unweit Berlin gelegenen Pulvermühle abzuholen. Die Russen, mit der Natur des gegenwärtigen Dienstes unbekannt, näherten sich dem Pulvermagazin ohne alle Behutsamkeit; es fing bald Feuer, und nun flogen die Russen sämmtlich in die Luft. Dieser Zufall rettete das Arsenal, da man jetzt kein Pulver überflüssig hatte. Man begnügte sich, es auszuräumen, und das, was nicht fortgebracht werden konnte, zu zerschlagen, zu verbrennen, oder ins Wasser zu werfen. Dabei wurden das Königliche Gießhaus, die Münz-Maschinen, die Pulvermühlen, und alle Königliche Fabriken zerstört, so wie alle Königliche Kassen mit einem Vorrath von mehreren 100,000 Reichsthalern weggenommen, und die Magazine ausgeleert.

Die Berliner Zeitungsschreiber hatten von den verübten Greueln der Russen eben nicht mit Glimpf gesprochen. Dies wollte man jetzt bestrafen, und zwar war ihnen nach Fermors Befehl das Spießruthen-Laufen zugedacht. Tag und Stunde war dazu schon festgesetzt; auch befanden sich diese unglücklichen Männer bereits auf der Hauptwache, und erwarteten ihr hartes Schicksal. Tottleben, der selbst von den Zeitungsschreibern nicht geschont worden war, und überdies glaubte, seiner eigenen Sicherheit halber die beleidigte Ehre der Russen rächen zu müssen, war unbeweglicher wie sonst; Gotzkowsky aber, der diese fremde Sache auch ganz zu der seinigen machte, ließ nicht eher mit Bitten nach, als bis die Strafe unterblieb; die Zeitungsschreiber wurden bloß bis vor die zum Laufen bestimmte Soldaten-Gasse geführt, und erhielten hier einen Verweis.

Es wurde in der ganzen Stadt angesagt, daß alle Einwohner bei harter Strafe ihre Feuergewehre auf dem großen Schloßplatz zusammenbringen sollten. Dieser Befehl erzeugte eine neue Bestürzung. Die meisten glaubten, man wolle sie wehrlos machen, um sie desto leichter plündern und morden zu können. Gotzkowsky bewirkte endlich die Aufhebung dieses Befehls; allein zum Schein wurden einige hundert alte unbrauchbare Gewehre auf den bestimmten Platz gebracht, wo die Kosaken sie zerschlugen, und sodann ins Wasser warfen, welches auch mit einigen hundert Lasten Salz geschah. Ein anderer Befehl Fermors betraf eine außerordentliche Contribution, welche die Juden erlegen, und wofür die reichen jüdischen Banquiers Ephraim und Itzig als Geißel mitgenommen werden sollten; auch diese Forderung vernichtete Gotzkowsky durch seine Bemühungen, erhielt aber dafür, bevor noch ein Jahr verfloß, den auffallendsten Undank zum Lohn.

Es war bei Festsetzung der Contribution ausbedungen, daß kein Soldat in der Stadt einquartirt werden sollte; Lascy aber, der sich bei allen Gelegenheiten als ein unerbittlicher Feind der Preußen zeigte, verspottete diese Bedingung, und nahm mit einigen Regimentern seines Corps, ganz gegen den Willen der Russen, mit Gewalt Quartier in der Stadt, und nun geschahen die größten Ausschweifungen. Nicht zu-

frieden mit Essen und Trinken, erpreßten sie von den Einwohnern Geld, Kleinodien, Kleidungsstücke, kurz alles, was nur mit Händen fortgeschleppt werden konnte. Berlin wurde auf einmal der Tummelplatz von Kosaken, Kroaten und Husaren, die bei hellem Tage in den Straßen und Häusern, wo sie nur hinkamen, raubten, die Menschen prügelten, und verwundeten. Wer sich des Abends auf die Gasse wagte, wurde nackend ausgezogen. 282 Häuser wurden erbrochen und ausgeleert. Die Oesterreicher übertrafen noch in diesem Geschäft die Russen; sie wollten von keinen Capitulations-Bedingungen hören, sondern folgten nur ihrem Nationalhaß, und ihrer Raubsucht, weshalb auch Tottleben noch mehr Russische Truppen in die Stadt rücken, und wiederholt auf sie feuern ließ. Sie drangen wie Rasende in die Königlichen Ställe, die nach der Capitulation nicht berührt werden sollten, und auch durch 24 Mann Russen beschützt waren. Die Pferde wurden herausgerissen, die Kutschen des Königs erst allen Zierathen beraubt, und dann in Stücken geschlagen. Dabei wurde die Wohnung des Königlichen Stallmeisters Schwerin geplündert. Selbst Hospitäler, die Zufluchtsörter kranker und dürftiger Menschen, die wilde Barbaren verschont haben würden, hatten kein besseres Schicksal. Raub war die Losung. Nicht einmal die Kirchen blieben verschont. In der sogenannten Jerusalemer Kirche wurde die Sakristei erbrochen; man raubte die Kirchengeräthe und Armenkasten. Selbst einige Gräber wurden geöffnet, um den vermoderten Leichnamen ihre Todtenhüllen zu rauben. Dies Verfahren, der finstersten Zeiten würdig, hätte kein Ziel gehabt ohne die ernstlichsten Vorstellungen des Holländischen Gesandten Verelst, der den gefühllosen Befehlshabern zu ihrer Schande das Völkerrecht und die Menschenpflichten ins Gewissen donnerte.

Diese Raubsucht und Wildheit war einer epidemischen Krankheit ähnlich. Die Sächsischen Soldaten, die an gesittetem Wesen von keinen Kriegern in Europa übertroffen werden, und überdies in der Disciplin fast den Preußen gleich kommen, verläugneten hier ganz ihren National-Character. Ihr Quartier war in Charlottenburg, eine Meile von Berlin, einer wegen eines prächtigen Königlichen Lustschlosses bekannten Stadt. Uneingedenk, daß der König von

Preußen wahrscheinlich bald wieder nach Sachsen kommen würde, und folglich schwere Rache ausüben könnte, fielen sie wüthend ins Schloß ein, und zerstörten alles, was ihr Auge sah. Die kostbaren Mobilien wurden zertrümmert, die Spiegel und Porcellan-Gefäße in kleine Stücke zerschlagen, die Tapeten in Fetzen zerrissen, die Gemählde mit Messern zerschnitten, die Fußböden, Seitenwände, und Thüren mit Beilen zerhauen. Viele Sachen von Werth entgingen der Zerstörung, aber nicht dem Raube; denn die Officiere brachten sie für sich als Beute in Sicherheit; auch die Königliche Capelle im Schlosse wurde ausgeplündert, und die Orgel zerbrochen. Was aber dieses barbarische Betragen krönte, und den König am empfindlichsten kränkte, war die Zerstörung seltener, zum Theil unschätzbarer Kunstwerke, von Griechischen Händen im goldenen Zeitalter der Kunst gearbeitet, und in Rom gesammelt. Friedrich hatte diese herrlichen Antiken aus dem Kunst-Cabinet des Cardinals Polignac gekauft; und nun wurden sie, nicht ein Raub der Zeit, nicht ein Opfer wilder kunstverachtender Horden, nein! gesittete Krieger eines Volks, unter dem die Künste blühen, zerstörten sie vorsetzlich. Die Köpfe, Arme und Beine der Bildsäulen wurden nicht bloß zerschlagen, sondern zermalmt, um die künftige Zusammensetzung unmöglich zu machen. Die hier befindlichen Oesterreicher und Russen blieben bei diesem Geschäft nicht zurück, das selbst die Befehlshaber, wo nicht durch Beifall aufmunterten, doch gleichgültig ansahen. Als Friedrich nach dem Frieden diese Verwüstung sahe, rief er aus: „Die Unmenschen! Aber konnten sie diese Schönheiten wohl „schätzen? — — — Man muß ihnen vergeben.“

Die Einwohner von Charlottenburg glaubten, durch eine Contribution von 15,000 Reichsthalern ihre Sicherheit erkauft zu haben. Sie fanden sich aber betrogen. Alle Häuser wurden ausgeplündert, die Geräthe in Stücken zerschlagen, und die Männer bis aufs Blut gepeitscht und mit Säbeln verwundet.

Schönhausen, das Lustschloß der Königin, hatte ein ähnliches Schicksal. Acht Russische Husaren kamen dahin, und forderten unter fürchterlichen Drohungen das Königliche Silberzeug. Vergebens sagte man ihnen, daß es weggeschafft

wäre; sie durchsuchten das Schloß, und da sie nichts fanden, wurden der Schloßwärter und seine Frau nackend ausgezogen, mit Ruthen gestrichen, und mit glühenden Eisen gezwickt. Einige Tage nachher langten noch mehrere Schaaren an, und nun wurde das Schloß eben so wie in Charlottenburg behandelt; alles in Stücken gebrochen, und vernichtet. Ein Königlicher Diener wurde von diesen Unholden auf glühende Kohlen gelegt, und ein anderer mit Säbeln zu Tode gehauen.

Die Oesterreicher sowohl als Russen träumten nun von Winterquartieren in Brandenburg, und betrachteten den Krieg beinahe wie geendigt. Von beiden Nationen waren große Armeen im Mittelpunkt von Friedrichs Staaten, und von hier aus wurden alle Provinzen überschwemmt. Die Schweden rückten vor; die Reichs-Truppen waren in Sachsen, und im Besitz der Elbe; Laudon in Schlesien, und Daun mit einer großen Uebermacht dem König beständig zur Seite.

Dieser eingebildete Triumph aber währte nur einige Tage. Friedrich rauschte wie eine Fluth aus Schlesien her, und nun, so wie auf einer Schaubühne nach dem gegebenen Zeichen, veränderten sich auf diesem Kriegstheater auf einmal alle Scenen. Das Wort: „Der König kommt!“ war wie ein elektrischer Schlag, der durch alle feindliche Armeen fuhr, und Alles aufs schleunigste in Bewegung setzte. Die Oesterreicher sowohl als die Russen verließen eiligst Berlin. Czernichef und Tottleben zogen sich mit so angestrengten Märschen zurück, daß sie in zwei Tagen schon zwölf Meilen von dieser Hauptstadt entfernt waren. Lascy eilte nach Sachsen, um zur Daunschen Armee zu stoßen, die Schweden zogen sich zurück, und die Russische Haupt-Armee selbst ging geschwind über die Oder.

Tottleben hatte Befehl von Fermor, beim Abzuge, der den 12ten October geschah, a. Berlin die drei vornehmsten Kaufleute Schütz, Wegeli und Würstler als Geißeln mitzunehmen. Gotzkowsky rettete diese Männer, die in Todesangst waren, und vermochte den gutmüthigen Tottleben, sich mit den drei Kassirern vorgedachter Banquiers zu begnügen, die von den Russen nach Königsberg geschleppt, und dort wie Missethäter behandelt wurden. Durch den geschwinden Abzug der Russen war noch manches zwischen ihnen und der Stadt

Verabredete zu berichtigen übrig geblieben. Der Magistrat beschwur Gotzkowsky, sich auch diesem Geschäft zu unterziehen, und sich zur Russischen Armee zu begeben. Diesem Gesuch stand die höchst kritische Lage eines Kaufmanns entgegen, der in seinen Fabriken 1500 Menschen ernährte, die wöchentlich bezahlt seyn mußten, der schon so vieles vernachlässigt und aufgeopfert hatte, und jetzt Familie und Handlung verlassen sollte, um sich einem wilden Volke in die Hände zu liefern. Der edle Patriot aber, bestimmt, der Wohlthäter seines Vaterlandes zu seyn, besann sich nicht lange, und eilte unter einer Escorte von Kosaken fort. Unterwegs rettete er durch List und große Geschenke die Messingwerke und Fabriken in Neustadt-Ebeswalde, die nebst dem neuen dort befindlichen Canal der Zerstörung geweihet waren. Im Hauptquartier der Russen, wo sich Fermor befand, wurde er unfreundlich behandelt; er sollte ohne Rücksicht auf seinen Paß, der seine Rückreise nach Berlin sicherte, nach Preußen transportirt werden, und dort die Antwort der Kaiserin von Rußland auf den von der Stadt Berlin an sie wegen Verminderung der Contribution abgeschickten Brief erwarten. Nichts konnte Gotzkowsky von dieser für ihn höchst nachtheiligen Reise retten, als die Aufopferung einer Menge kostbarer Kleinodien, die er zum Gebrauch im Nothfall mitgenommen hatte, und die jetzt unter Fermors Günstlinge vertheilt wurden.

Ein besonderer Umstand, von dem Gotzkowsky nichts wußte, vermehrte die Erbitterung der Russischen Feldherren. Friedrich, der die als Contribution restirende Million wo möglich retten wollte, hatte dem Magistrat von Berlin befehlen lassen, sich mit der Bezahlung nicht zu übereilen. Fermor erfuhr dieses, und machte Gotzkowsky bittere Vorwürfe. „Ihr „König," sagte er, „glaubt, daß er Herr der ganzen Welt „sey. Ich weiß, er hat befehlen lassen, die ausgestellten „Wechsel nicht zu bezahlen. Allein meine Kaiserin hat Mittel in Händen, sich Schadloshaltung zu verschaffen. Ueber„dies, was seyd ihr für Kaufleute? Alle Welt muß sich vor „euch hüten, und nichts mit Unterthanen zu thun haben, „deren König befehlen kann, daß ihre ausgestellten Wechsel„briefe nicht bezahlt werden sollen, und der folglich nach

„seinem Wohlgefallen ihren Werth vernichten kann.“ Gotzkowsky bewies ihm das Unwandelbare merkantilischer Verpflichtungen, und erbot sich sogleich, einen Wechsel von 150,000 Reichsthalern, in Hamburg zahlbar auf Abschlag der Million, eigenhändig auszustellen, durch eine Stafette zur Acceptation zu schicken, und bis zur Antwort im Hauptquartier zu bleiben. Dies geschah; allein bevor man seine Abreise erlaubte, mußte er durch einen förmlichen Revers versprechen, in vier Wochen wieder zu kommen. Eine Escorte von funfzig Kosaken sollte ihn zurück begleiten; diese aber wurden in Kyritz aus Irrthum von den Preußischen Husaren überfallen, und wegen der nachlässigen Entfernung des Trompeters großentheils niedergehauen, ehe Gotzkowsky, der sich selbst aus Menschenpflicht der größten Lebensgefahr aussetzte, die Ursache ihres Daseins erklären konnte.

Man war in Berlin über diesen Vorfall, der großen Lärm machte, sehr bestürzt. Das Kriegsglück war ungewiß; die Russen waren noch immer in der Nähe, und konnten wieder kommen. Außerdem war die Kaufmannschaft über den Befehl des Königs wegen der Wechselbriefe voll Angst, da die Russen drohten, sich aller den Berliner Kaufleuten gehörigen Effecten in Danzig, in Preußen, in Liefland und Curland zu bemächtigen, und überdies an allen Börsen in Europa ihre Namen als ehrlos anschlagen zu lassen. Um diese Verlegenheit zu endigen, reis'te Gotzkowsky eiligst nach Sachsen zum König, der anfangs fest entschlossen war, keine Zahlung zu gestatten, als eine Wiedervergeltung der vom Reichs-Hofrath aufgehobenen Würzburger und Bamberger Schuldscheine; Gotzkowsky aber erklärte ihm die Natur der Wechselgeschäfte. Der Monarch entschloß sich darauf, die ganze Contribution selbst zu bezahlen, welches aber zur Zeit noch sehr geheim gehalten werden sollte.

Da die Kaiserin von Rußland nichts von der Summe nachlassen wollte, so hoffte man wenigstens eine Menge gelieferter Pferde und Fourage mit in Rechnung bringen zu können. Gotzkowsky, ohnehin durch sein Versprechen gebunden, trat daher, mit den nöthigen Wechselbriefen zur Beendigung der Sache versehen, die Reise nach Preußen an. In Danzig beschwuren ihn die größten Negocianten, wegen der

gewaltigen Erbitterung der Russen gegen ihn, nicht weiter zu gehen, und das Nöthige schriftlich abzumachen. Diese Erbitterung war ihm bekannt; denn seine vorausgeschickten Diener waren geplündert, und ins Gefängniß geworfen worden; allein die Hoffnung, bei seiner Anwesenheit im Russischen Hauptquartier zu Marienburg die Contributions-Summe durch die Differenz des Agio und der Gegen-Rechnungen sehr ansehnlich zu verringern, vermochte ihn, für das Beste seines Vaterlandes allen Gefahren zu trotzen. Er überwand jedoch diese durch Klugheit und Gold; allein seine übrige Erwartung schlug fehl; nichts wurde nachgelassen, ungeachtet der patriotische Kaufmann von seinem eigenen Vermögen für das Wohl seiner Mitbürger bei diesem Versuch allein 40,000 Reichsthaler an Geschenken aufopferte. Man machte ihm bloß Hoffnung zu einer künftigen Vergütigung von der Kaiserin. Die Russen wollten jedoch für die empfangenen Geschenke gleich einige Zeichen ihrer Dankbarkeit geben; sie bewilligten daher die bisher ganz gehemmte Fahrt der Posten, so wie den freien Transport der den Preußischen Unterthanen gehörigen Kaufmannsgüter durch alle von den Russischen Truppen besetzte Länder.

Man war in Berlin von Gotzkowsky's Patriotismus so sehr gerührt, daß ihm der Magistrat der Stadt unter dem 4ten März 1761 schrieb: „Es ist ein Beispiel ohne Beispiel, „daß ein Mann für seine Mitbürger das übernimmt und „ausstieht, was Sie ohne alles Interesse übernommen haben." Auch auf Friedrich machte es starken Eindruck; er ließ ihm 150,000 Reichsthaler auszahlen, ohne sich weiter darüber zu erklären. Gotzkowsky wandte das Geld sogleich an, einen großen Wunsch des Königs zu erfüllen, der die Errichtung einer Porcellan-Fabrik in Berlin betraf. In Jahresfrist, mitten im Kriege, war diese wichtige Unternehmung geendigt; und so entstand eine Fabrik, die einem Künstler-Völkchen Unterhalt verschaffte, und in kurzer Zeit den besten dieser Art in Europa den Rang streitig machte.

Vermöge der Capitulation zwischen den Russen und dem Berliner Magistrat war die geringe Besatzung der Residenz zu Kriegsgefangenen gemacht worden. Dies Schicksal traf auch das halbe Corps der Königlichen Cadetten. Die ältesten

und größten dieses Corps, lauter herangewachsene Jünglinge, hatte man entfernt, und nur bloß Kinder von zehn, elf und zwölf Jahren zurückgelassen. Ihre große Jugend, die noch Wartung und Erziehung bedurfte, sollte ihr Schutz seyn; daher dachte man ihrer auch nicht in der Capitulation, die sich nur auf die wirkliche Besatzung bezog. Dennoch wurden diese Kinder von den Russen mit fortgeschleppt, so wie einst Nebucadnezar die Kinder vornehmer Israeliten aus Judäa wegführte; sie mußten marschiren, unter freiem Himmel liegen, und bekamen nicht einmal Brod. Sie weinten und fleheten, daß man sie nicht Hungers sterben lassen möchte, ja einige der größern und mehr ausgebildeten machten ihren Siegern bittere Vorwürfe, und verlangten mit edlem Trotz Unterhalt. Endlich gab man ihnen einen Hammel. Die allmächtige Noth war auch hier ihre Lehrerin. In einem Alter, wo man sich noch um nichts bekümmert, und kaum die Namen von Speisen weiß, mußten diese, nicht Jünglinge, nicht herangewachsene Knaben, sondern Kinder, das Thier schlachten und zubereiten. Man sorgte gar nicht für sie, und das Brod wurde ihnen wie ein Almosen zugetheilt. Die Strapazen überstiegen bei weitem ihre Kräfte, und viele büßten darüber ihr Leben ein.

Indessen war dieser Rückzug der Russen, der ihre Hoffnungen vereitelte, mit allen nur ersinnlichen Grausamkeiten verbunden. Verwüstung war vorher mehr nachgesehen, als verordnet, jetzt ward es System. Die Städte Cöpenick, Fürstenwalde, Beskow, Landsberg, Oranienburg, Lübenwalde, das Markgräfliche Lustschloß Friedrichsfelde, und überhaupt alle Brandenburgische Städte, wo diese Feinde hinkamen, wurden ausgeplündert, oder verheert. Von den Thoren von Berlin bis an die Grenzen von Polen, Schlesien und Sachsen war das platte Land einer völligen Wüste ähnlich. Kein Stück Vieh war den armen Einwohnern geblieben; kein Hausgeräth, kein Bette, kein Nahrungsmittel. Das Korn, das die Raubsucht nicht mitnehmen konnte, wurde in den Koth geworfen, oder den Winden übergeben.

Die Stadt Frankfurt, die schon so oft von den Russen heimgesucht worden war, blieb auch jetzt von ihnen nicht verschont. Man wollte sie in Flammen setzen, und schon

hatte man auf dem Marktplatz ein großes Feuer angezündet. Ein Bürgermeister wurde gepeitscht, die andern Magistrats-Personen mit ähnlichen Grausamkeiten bedroht, und die Einwohner überhaupt unmenschlich behandelt. Durch diese Mittel erlangten die Russen ihren Zweck. Alles, was die Stadt nur zusammen zu bringen vermochte, wurde dem barbarischen Feinde überliefert. Die Lage des Orts verursachte, daß die Einwohner außer ihrem eigenen Elend unaufhörlich auch die Verwüstung ihres Vaterlandes vor Augen hatten. Mehr als 100,000 Stück Hornvieh und Pferde, nebst einer unsäglichen Beute, wurden hier durchgeschleppt. Das ganze umliegende Land erscholl von Wehklagen aller Art. Man setzte muthwillig Dörfer in Brand; Bauern, Bürger und Edelleute wurden grausam geprügelt, und ihre Weiber und Töchter, ohne Rücksicht auf Alter, Stand und Rang, vor den Augen ihrer Männer und Aeltern auf das Unwürdigste behandelt.

Es war bei dieser Gelegenheit gleichsam ein Wettstreit unter den Feinden Friedrichs, welche Nation es der andern an Barbarei zuvorthun könnte; denn die Oesterreicher unter Lascy begingen hier ebenfalls so wie in Berlin die zügellosesten Ausschweifungen; sie verschonten bei ihrem Rückzuge auch die Gräber nicht. In Wilmersdorf, einem Dorfe unweit Berlin, wurde das Grabmahl des Gutsherrn erbrochen, alle Leichname, darunter einige seit vielen Jahren den Würmern zur Speise dienten, wurden aus ihren Särgen gerissen, ihrer vermoderten Hüllen beraubt, und nun die traurigen Reste der Menschheit aufs Feld geworfen. Solche Gräuel, die selbst unter wenig civilisirten Nationen unerhört, unter barbarischen Horden sehr selten, und sogar den Irokesen fremd sind, gehören für den Griffel der Geschichte, und müssen als Theile der Characteristik dieses Krieges der Nachwelt überliefert werden.

Von allen Königlichen Lustschlössern blieb Sans-Souci, so wie das Schloß in Potsdam, allein unverwüstet. Hier commandirte der Oesterreichische General Esterhazy, der bei dieser Expedition noch allein Oesterreichs Ehre rettete, sich durch persönlichen Edelmuth und eine vortreffliche Manns-zucht preiswürdig machte, die hier gesammelten Schätze der Kunst, des Geschmacks und der Pracht besah, bewunderte,

allein auch beschützte, so daß nicht das geringste davon genommen wurde. Auch der Russische Brigadier Bachmann, ein Deutscher, zeichnete sich in Berlin als Unter-Commandant durch Leutseligkeit und Großmuth aus. Der durch sein Betragen gerührte Magistrat bot ihm beim Abzuge ein Geschenk von 10,000 Reichsthalern an. Bachmann aber schlug es aus, und sagte: daß er durch die Ehre, einige Tage Commandant in Berlin gewesen zu seyn, hinlänglich belohnt sey.

Der König hatte mit seiner Armee eben die Sächsische Grenze erreicht, als er von Allem unterrichtet wurde. Kein Verlust war ihm dabei schmerzhafter, als die Verheerung der Sachsen in Charlottenburg. Bei dieser Gelegenheit siegte der gereizte Mensch über den Philosophen. In dem ganzen Lauf des Krieges war von den Preußen kein Königlicher Pallast in Sachsen berührt, im Gegentheil sorgfältig von dazu bestimmten Soldaten geschützt worden. Nun aber befahl Friedrich, das Jagdschloß Hubertsburg zu plündern. Das Frei-Bataillon von Quintus Icilius erhielt diesen Auftrag. In wenig Stunden war dies Geschäft geendigt, und zwar mit solchem Eifer, daß bloß die nackten Mauern übrig blieben. Der Sächsische Hof war nicht sowohl über diese Rache, als über die unbedachte Veranlassung derselben unwillig. Die Befehlshaber der Truppen entschuldigten sich mit der Wuth ihrer Soldaten, die man nicht hätte bändigen können. Friedrich schenkte den Ländereien, die am meisten gelitten, 300,000 Reichsthaler, die, mit Ausschließung des Adels, bloß an die niedern Unterthanen vertheilt wurden.

Laudon hatte indeß in Schlesien einen Versuch auf Cosel gemacht. Die Jahreszeit erlaubte keine förmliche Belagerung; er wagte daher einen Sturm, und da dieser fehl schlug, ergriff er, um die größtentheils aus Gefangenen und Ueberläufern bestehende Besatzung an sich zu ziehen, das Mittel, einen General-Pardon bekannt zu machen. Aber auch dieser unedele Versuch hatte nicht die gehoffte Wirkung, so wenig wie das darauf folgende Bombardement, wodurch ein Magazin und andre Gebäude in Brand gesetzt wurden. Dies Bombardiren dauerte jedoch nur eine Nacht; denn schon am folgenden Tage schickte Laudon, der von dem Anzuge des

Preußischen Generals Goltz hörte, sein schweres Geschütz fort, und hob die Belagerung auf.

Der feindliche Einfall in Berlin war dem Könige in Sachsen auch sehr nachtheilig gewesen. Hülsen hatte kaum diese Provinz verlassen, so zeigten die Oesterreicher und Reichs-Truppen ihre Thätigkeit eben so wie im vorigen Jahr, als die Preußen abgezogen waren; jetzt verbrannten sie die Brücke bei Torgau, und eroberten diese mit 2000 Mann besetzte Stadt, deren Commandant sich nicht lange vertheidigte; zugleich bemächtigten sie sich eines beträchtlichen Magazins, und des mit Kranken angefüllten Feld-Hospitals. Nun traf die Reihe Wittenberg. Diese schlecht befestigte Stadt wurde förmlich belagert, aber auch von dem Commandanten aufs tapferste vertheidigt. Der Feind schonte die Bomben nicht, und in wenig Tagen lag der größte Theil dieser ansehnlichen Stadt in Asche, wobei auch der Vorrath der für die Garnison bestimmten Lebensmittel nebst anderen Magazinen in Flammen aufging. Endlich wurde der Schutthaufen übergeben, nachdem die Preußische Besatzung allen Proviant eingebüßt, und fast alle Munition verschossen hatte.

Jetzt besaß Friedrich kein einziges Magazin mehr in Sachsen, das überdies nun ganz in feindlichen Händen war; die fernere Subsistenz also in dieser Provinz war seinem Schwerdt überlassen. Dies Mittel betrog ihn nie. Der Herzog von Zweibrücken verließ mit den Reichs-Truppen die Ufer der Elbe, und ließ den General Wied mit 3600 Mann in einem Walde zurück. Die Avantgarde der Preußen griff ihn hier an, und vertrieb ihn mit einem Verlust von 1900 Mann. Friedrich rückte sodann nach Düben, wo ein ganzes Bataillon Kroaten theils niedergehauen, theils gefangen genommen wurde. In dieser Stadt, die von der Mulde umringt ist, und eine Halbinsel bildet, legte er ein Magazin an, das durch einige geschwind aufgeführte Redouten (Schreckschanzen) und durch 5000 Mann gedeckt wurde. Da seine Absicht war, die Oesterreicher mit aller Macht anzugreifen, so mußte er sich den Rücken gegen die Reichs-Armee sichern, die sich bei Leipzig gelagert hatte.

Diese reiche Stadt, mit allen Bequemlichkeiten des Lebens so reich versehen, war beständig ein Gegenstand der Auf-

merksamkeit großer und kleiner Heere. Freunde und Feinde buhlten unaufhörlich um ihren Besitz, der gar nicht schwer zu erlangen war, und keine Belagerung erforderte. Die Befestigung der Stadt war höchstens hinreichend, leichte Truppen abzuhalten, und nur durch eine Armee außerhalb ihren Thoren konnte sie behauptet werden. Anstatt der Festungswerke aber hatte sie Reichthümer, und diese erzeugten mannigfaltige Unternehmungen; so daß keine Stadt in diesem Kriege öfter ihre Herren wechselte. Diesmal dachten die Reichs-Truppen ernsthaft darauf, hier ihre Winterquartiere zu machen, und die Einwohner, der großen Preußischen Ausschreibungen müde, die unter allerhand Benennungen vervielfältigt wurden, wünschten selbst sehnlichst diesen Wechsel. Allein Friedrich schloß diese Goldgrube nie aus seinem Plan aus. Jetzt schickte er den General Hülsen nach Leipzig. Die Reichs-Truppen entfernten sich schleunig, und zogen sich über die Pleiße und Elster zurück; ein Gleiches that der Herzog von Würtemberg, der nach einigen Mißhelligkeiten mit den Reichs-Generalen ohne erworbene Lorbeern den Rückmarsch nach seinen Staaten nahm. Leipzig wurde nun von den Preußen ohne Schwerdtstreich wieder in Besitz genommen; auch Wittenberg fiel wieder in ihre Hände.

Dauns Absicht war jedoch, Sachsen durchaus zu behaupten. Dresden, die größte, wichtigste, festeste Stadt des Landes, war, so wie der größte Theil des Kurfürstenthums, in seinen Händen, und fast die ganze Macht Oesterreichs jetzt in dieser so wichtigen Provinz versammelt; überdies war der Winter schon eingebrochen, und der Feldzug schien zu Ende zu seyn. Der König von Preußen aber war eben so fest entschlossen, das für ihn so wichtige Sachsen nicht fahren zu lassen. Hiezu kamen noch große Besorgnisse. Die Russen standen bei Landsberg an der Warthe, und lauerten nur auf die Fortschritte ihrer Bundesgenossen, um sodann abermals ins Kurfürstenthum Brandenburg einzurücken, und dort mit den Oesterreichern gemeinschaftliche Winterquartiere zu machen. Durch diese Operationen wäre der König von Berlin, von Pommern, von Schlesien, überhaupt von allen seinen Staaten, folglich von allen seinen Hülfsquellen gänzlich abgeschnitten worden. Außer dem Magazin von Düben hatte

er keines, und dieses war beinahe erschöpft. Die Preußische Armee stand in Gefahr zu verhungern, und der anhaltende Frost drohte in wenig Tagen die Elbe mit Eis zu belegen. Die Lage Friedrichs war über allen Ausdruck schrecklich. Es hieß jetzt: Sieg oder Untergang! Eine große Schlacht mußte diese Streitfrage entscheiden, und hiezu war Friedrich völlig bereit. Daun hingegen wollte, ungeachtet seiner großen Uebermacht, nichts wagen. Er glaubte, bloß vertheidigungsweise seinen Wunsch zu erreichen, und bezog daher das feste Lager bei Torgau, wo im vorigen Jahr der Prinz Heinrich gestanden, und wo Daun nie hatte wagen wollen, ihn anzugreifen. Friedrich ging über die Elbe unweit Dessau, an einem Orte, wo die Feinde es nicht erwartet hatten, vereinigte sich mit den beiden Corps des Prinzen von Würtemberg und des Generals Hülsen, und nun rückte er auf Dauns Heer los.

Dieser Feldherr zog nun alle zerstreute Corps an sich, außer das vom General Brentano commandirte, das aber vom General Kleist bei Belgern angegriffen, und mit einem Verlust von vielen Todten und 860 Gefangenen geschlagen wurde. Da der König alle Hoffnung verlor, seinen Gegner freiwillig zu einer Schlacht zu vermögen, so faßte er den kühnen Entschluß, ungeachtet aller Hindernisse, das Lager der Oesterreicher zu stürmen. Dies war das Einzige, was ihm übrig blieb, aber auch das Schwerste. Es mußte geschehen, und sehr bald geschehen. Er ließ sogar den 2ten November des Abends, nachdem die von dem Tagesmarsch ermüdeten Truppen ihr Lager aufgeschlagen hatten, öffentlich diesen Vorsatz bei der Armee bekannt machen, und alle Maaßregeln zur Schlacht wurden für den folgenden Tag genommen.

Der 3te November war dieser in den Jahrbüchern der Kriege höchst denkwürdige Tag, wo Menschenblut wie Wasser floß, wo der gänzliche Untergang beider so oft mit Lorbeern prangenden Heere, auf dem Spiel stand, wo beide Theile die höchste Tapferkeit bewiesen, und alles aufboten, was die Kriegskunst zu leisten vermochte, wo der Sieg lange schwankend und ungewiß blieb, bis er endlich mitten in der nächtlichen Finsterniß von den Preußen errungen wurde.

Der König marschirte in vier Colonnen durch den Torgauer-Wald. Sein Schlachtplan war von der erhabensten Art. Die Oesterreichische Armee sollte nicht blos besiegt, sondern ganz vernichtet werden. Von dem Rückzug über die Elbe abgeschnitten, sollte den Ueberwundenen und Flüchtlingen bloß die Wahl bleiben: durchs Schwerdt zu fallen, sich in den Fluß zu stürzen, oder die Waffen zu strecken. Beide Flügel der Oesterreicher, oder vielmehr die äußersten Krümmungen der halben Monds-Linie, die Dauns Heer bildete, sollten zu gleicher Zeit angegriffen, und auf ihren Mittelpunkt geworfen werden. Der König theilte deshalb sein aus 60 Bataillonen und 120 Schwadronen bestehendes Heer, um zwei von einander abgesonderte Angriffe zu machen. Der General Ziethen wurde auf dem Wege nach Eulenburg mit der Hälfte der Preußischen Armee abgeschickt, um die unweit Torgau liegenden Anhöhen von Siptitz anzugreifen. Schlug der König den Feind mit der andern Hälfte, so war die Oesterreichische Haupt-Armee ohne Rettung verloren, Theresiens Heeresmacht für den ganzen Krieg vernichtet, und der Name Torgau wäre so wie Cannä bei Dichtern und Geschichtschreibern unsterblich geworden.

Zur Erlangung dieses großen Ziels aber waren noch außerordentliche Hindernisse zu übersteigen. Daun stand mit dem Kern der Oesterreichischen Heere in einer höchst vortheilhaften Stellung; sein linker Flügel stieß an die Elbe, der rechte war durch Anhöhen gedeckt, mit starken Batterien versehen, und vor der Fronte hatte er Waldungen, Gräben, Teiche, Verhacke und Moräste. Das Corps des Generals Lascy stand in geringer Entfernung von der Haupt-Armee, und war durch diese, so wie durch eine Kette von Teichen auf beiden Flanken gedeckt. Der Angriff auf dies Corps sollte die erste Unternehmung der Armee des Generals Ziethen seyn, der daher auch mit derselben auf Siptitz zumarschirte. Diese Trennung des Preußischen Heeres aber, die dem Feinde ein Geheimniß bleiben sollte, geschah erst auf dem Marsch, als der Zug an die Leipziger Landstraße kam. Friedrich marschirte nun mit seinen Colonnen durch die mit Feinden besetzte Domitscher Heide. Hier fand er feindliche Grenadiere, Kroaten, Dragoner und Husaren, die sich alle

eiligst nach ihrer Haupt-Armee zurückzogen. Bald darauf stieß man auf das Oesterreichische Dragoner-Regiment St. Ignon, das einzeln marschirte, von dem Anzug der Preußen gar nichts wußte, und daher ganz unvermuthet zwischen die Colonnen des Königs kam. Die Ausgänge des Waldes wurden sogleich von der Preußischen Infanterie besetzt, während die Cavallerie das ganze feindliche Regiment von allen Seiten umzingelte. Den Ziethenschen Husaren fiel vorzüglich dies Geschäft zu, das sie mit großem Muth ausführten. Alle Dragoner, die nicht unter ihren Streichen fielen, wurden nebst ihrem General gefangen genommen. Der König setzte inzwischen seinen Marsch fort; er zog sich um den feindlichen rechten Flügel herum, und obwohl alle seine Colonnen, Fußvolk, Reiterei und Artillerie noch zurück waren, so griff er doch das Oesterreichische Heer ohne Zeitverlust mit der aus zehn Grenadier-Bataillonen bestehenden Avantgarde an; ein Beispiel der höchsten Kühnheit, das schon Carl der zwölfte bei Narva gegen die Russen gegeben, und das ihm geglückt war. Ein Kanonenfeuer, das man in der Ferne hörte, und bloß einen Kroaten-Angriff betraf, veranlaßte den König, zu glauben, daß Ziethen schon mit dem Feinde im Kampfe begriffen sey, und rechtfertigte einigermaßen diesen raschen Entschluß. Nie waren ihm die Augenblicke kostbarer. Es war zwei Uhr Nachmittag; nur noch wenige Stunden waren bis zur Dunkelheit übrig, und diese Stunden sollten Friedrichs Schicksal, ja vielleicht das Schicksal der Preußischen Monarchie entscheiden.

Daun empfing die Preußen mit einem Kanonenfeuer, das noch nie auf dem Element der Erde seit Erfindung des Pulvers erlebt worden war. Vierhundert auf Batterien gepflanzte Kanonen standen hier wie auf einen Punkt gerichtet, und ihre Feuerschlünde sprüheten unaufhörlich Tod und Verderben. Es war ein Bild der Hölle, die sich zu öffnen schien, ihren Raub zu empfangen. Die ältesten Krieger beider Heere hatten nie eine solche Feuerscene gesehen; selbst der König brach wiederholt gegen seine Flügel-Adjutanten in die Worte aus: „Welche schreckliche Kanonade! Haben Sie je eine ähnliche gehört?“ Auch war die Wirkung über alle Vorstellung gräßlich. In einer halben Stunde lagen die 5500 Preußischen Grena-

Grenadiere, nachdem sie den Verhack überstiegen, und mit einem erstaunlichen Muth den Angriff gemacht hatten, todt oder verwundet auf der Wahlstatt gestreckt, da sie kaum ihre Gewehre hatten losfeuern können; nur 600 von ihnen waren am folgenden Tage noch zum Dienst übrig. Was die Schwierigkeit des Angriffs vermehrte, war das bergan gehende Erdreich. Aber auch die Oesterreicher waren dadurch in ihrer Stellung eingeschränkt, so daß sich ihr zweites Treffen kaum dreihundert Schritt hinter dem ersten befand. Der König schien über diese schreckliche Niederlage seiner Grenadiere bestürzt, und da einer ihrer Anführer, der Graf Anhalt, den er sehr liebte, auch dahinsank, wandte sich Friedrich zu dessen Bruder, seinem Flügel-Adjutanten, und sagte: „Alles geht „heute übel. Meine Freunde verlassen mich. Eben meldet „man mir den Tod Ihres Bruders.“ Es regnete stark; allein der Donner des Geschützes, und noch mehr der Eisenhagel, der so gewaltsam und ununterbrochen die Luft zerriß, schien die Wolken in der Region des Kampfplatzes zu zertheilen, und der Himmel wurde etwas heiter.

Mittlerweile rückte die Haupt-Colonne aus dem Walde an. Noch ehe diese Preußen den Feind ins Auge fassen konnten, fielen die Wipfel der Bäume, von den Kugeln zerschmettert, auf ihre Häupter. Der Donner der Kanonen wiederhallte gräßlich durch den Wald. Die krachenden, alles betäubenden Schüsse waren gleichsam Posaunen des Todes. Und nun beim Ausgang sahen die anrückenden Preußen, die sich wie Wasserwogen durch den Pulverdampf fortschlängelten, keine siegversprechende Scenen, sondern eine Wahlstatt voll todter und scheußlich verstümmelter Körper, die sich sterbend in ihrem Blute wälzten. Die Grenadiere, mit welchen man vereinigt zu triumphiren gedachte, waren nicht mehr, die Ziethensche Armee, deren Schicksal ungewiß, war in der Entfernung, und der Feind hinter seinen zahlreichen Mordmaschinen unerschüttert. Die Preußische Artillerie versuchte, ihre Kanonen vorwärts zu bringen; allein diese, besonders das schwere Geschütz, konnten wegen des Verhacks und des schleunigen Marsches der Infanterie nicht gleich nachfolgen; dabei wurden die vorgespannten Pferde von den Kugeln todt zu Boden gestreckt, oder verstümmelt; auch ihre Führer, die nicht ent-

flohen, wurden niedergeschossen, und sowohl Räder als Lavetten zertrümmert. Dennoch geschah ein neuer Angriff von der Infanterie mit dem Muth und der Ordnung, wodurch sich die Preußen im Schlachtfelde so sehr auszeichnen. Die Oesterreicher, durch die Niederlage der Grenadiere angetrieben, waren vorgedrungen; nunmehr aber mußten sie wieder zurück. Die Kartätschen wütheten furchtbar unter den Preußen. Ganze Rotten wurden weggerafft. Man rückte immer zusammen, um die Lücken auszufüllen. Alte Officiere stürzten zu Boden; junge traten an ihre Stelle, flößten den Veteranen durch ihr Beispiel Muth ein, und so ging es immer vorwärts; Anhöhen wurden erstiegen, und Batterien erobert.

Bald aber veränderte sich die Scene. Fast die ganze Preußische Cavallerie war noch zurück, und konnte daher die siegende Infanterie nicht unterstützen, so wenig als die Artillerie, deren Kanonen entweder im Walde geblieben waren, oder vor dessen Ausgang mit zertrümmerten Fußgestellen unbrauchbar lagen. Daun benutzte dies, und führte frische Truppen auf den Kampfplatz. Seine Cuirassiere hieben auf die Preußische Infanterie ein, richteten ein entsetzliches Blutbad an, und trieben sie in den Wald zurück. Die Preußische Cavallerie kam endlich ihrem Fußvolk zu Hülfe, allein auch sie wurde durch die herrschende Verwirrung, und durch einen Graben, der alles Formiren hinderte, in Unordnung gebracht und zurückgeschlagen. Ein neuer Angriff von der Reiterei war glücklicher, wobei das von dem Obersten Dalwig, einem großen Manövristen, angeführte Cuirassier-Regiment Spaen eine bewundernswürdige Tapferkeit bewies, sich allein der ganzen Cavallerie des Feindes entgegen warf, sie zurücktrieb, und sodann mit dem Würgeschwerdt auf die Oesterreichische Infanterie eindrang; sie wurde aus einander gesprengt, und man machte einige tausend Gefangene. Unter diesen war auch das Regiment des Kaisers. Ihre ganze Linie war in Gefahr. Allein nun stürzte von allen Seiten die Oesterreichische Reiterei herbei, und die Preußen mußten weichen. Auch Friedrich griff mit seiner Infanterie von neuem an, jedoch ohne Erfolg. Die Nacht brach ein; die Kräfte waren erschöpft, der König selbst verwundet, und die Schlacht schien für ihn völlig verloren. Daun fertigte Couriere mit dieser Nachricht

nach Wien ab, die, von vielen blasenden Postillonen umringt, unter dem lauten Jubel des Volks in der Kaiserstadt ihren Einzug hielten, und einen vollkommenen Sieg verkündigten.

Im Buch des Schicksals aber war nicht Theresiens, sondern Friedrichs Triumph geschrieben. Ziethen war mit seiner Armee nicht unthätig gewesen. Sein Schlachtplan mußte jetzt wegen der Unfälle bei der Königlichen Armee abgeändert werden; zudem hatte er das große, aus 20,000 Mann bestehende, von Lascy commandirte Oesterreichische Corps gegen sich. Endlich war es ihm doch gelungen, alle Schwierigkeiten zu übersteigen, um dem König zu Hülfe zu kommen. Der General Saldern sahe, daß hier alles von dem Besitz der Siptitzer Anhöhen abhing; er verlor sie daher nicht aus den Augen, und näherte sich dem Dorfe Siptitz, das in Flammen stand. Der Oberst-Lieutenant Möllendorf von der Garde, nachmaliger Gouverneur der Königlichen Residenz, rieth hier zu einem Manöver, das die glücklichsten Folgen hatte. Einige Bataillone marschirten durch das Dorf, und bestürmten die dabei befindlichen Anhöhen und eine große Batterie. In kurzer Zeit waren sie davon Meister. Andere Truppen, die ihre Kanonen mit den Händen zogen, von der Cavallerie gedeckt, folgten dieser Siegesbahn. Nun fing auf diesen Anhöhen eine ganz unerwartete heftige Kanonade an, die in der Dunkelheit die ohnehin große Verwirrung unter den Oesterreichern sehr vermehrte.

Mittlerweile näherten sich einige Truppen des Preußischen linken Flügels, die sich formirt hatten, so gut sie konnten, wobei ihre Trommelschläger den Preußischen Marsch schlugen, um in der großen Dunkelheit ihre siegenden Kriegskameraden nicht irre zu machen. Der General Hülsen führte diese Verstärkung herbei. Dieser Feldherr, zu dessen Charakterzügen ein unbezwingbarer Muth und ein großer Patriotismus gehörten, hatte durch die Kugeln alle seine Pferde verloren; da ihn nun sein Alter und seine Wunden verhinderten zu Fuß zu marschiren, so setzte er sich auf eine Kanone, und ließ sich so bis ins feindliche Feuer schleppen. Lascy, im Felde der unglücklichste Kriegsbefehlshaber des achtzehnten Jahrhunderts, machte nun nach einen großen Versuch, die Anhöhen wieder zu erobern, wurde aber zweimal nach einem

schrecklichen Blutbade von Saldern und seinen Veteranen zurückgeschlagen. Die Preußen behaupteten standhaft den errungenen Posten. Dieser glückliche Erfolg entschied die Schlacht, die bis um halb zehn in der Nacht gedauert hatte. Die Sonne war den Preußen mit Blut untergegangen, allein der Abendstern war ihnen günstig gewesen. Die Oesterreicher dachten jetzt auf nichts, als auf einen Rückzug, den drei auf der Elbe geschlagene Schiffbrücken begünstigten.

Dieser Strom war durch sein Rauschen gleichsam der Compaß der Oesterreicher in der dunkelsten Nacht, wo der Himmel dicht mit Wolken überzogen war, und man keine Hand vor Augen sehen konnte. Die Preußen hatten keinen solchen Wegweiser. Sie irrten in großen und kleinen Schaaren theils im Walde, theils auf der Wahlstatt im freien Felde umher, wo der Blitz der Kanonen zu Leichenfackeln diente, die gräßlichen Gegenstände des Mordes auf einen Augenblick zu erhellen. Ungewiß, wo sich der Feind befand, waren sie bei jedem Schritt aufmerksam und voll Besorgniß. Keine Befehle konnten in dieser Aegyptischen Finsterniß ertheilt, keine konnten befolgt werden. Die Befehlshaber waren todt, verwundet, oder irrten selbst umher, ihre zerstreuten Haufen zu suchen; sie tappten herum wie Blinde, und stürzten bald über die Leichen, bald über andere Gegenstände, womit das Schlachtfeld bedeckt war. Viele Preußische Offiziere von Rang, gewohnt, der Natur zu trotzen, und durch ihr Machtwort muß unmöglich scheinende Dinge möglich zu machen, sahen hier zum erstenmal die Grenzen ihrer militairischen Thätigkeit.

Die vierzehn Stunden lange Winternacht war entsetzlich kalt. Einigen Kriegsschaaren glückte es, Holz zusammen zu tragen, und Feuer zu machen, andere aber mußten dies so nöthige Bedürfniß entbehren, und liefen wie die Unsinnigen in Finstern herum, sich durch Bewegung zu erwärmen, wobei sie alle Augenblicke über die Leichname der Erschlagenen fielen. Der Regen hatte den Boden erweicht; dennoch versuchten Viele darauf auszuruhen, bis die Feuchtigkeit die Kleidungsstücke durchdrang, und die Glieder erstarrten. Die Soldaten hatten den ganzen Tag nichts gegessen, und waren durch die Blutarbeit entkräftet. Wer auch seinen Brodsack noch

besaß, oder ihn nicht leer fand, wußte doch nicht, wo er einen Trunk Wasser bekommen sollte. Von Hunger, Durst, Müdigkeit und Kälte gequält, erwartete man sehnlich den Tag, und mit ihm neue Blutscenen.

So hart indessen die Lage der herumirrenden entkräfteten Soldaten auch war, so gab es doch in dieser Nacht noch eine weit grausamere. Die Verwundeten, deren Zustand es nur einigermaßen erlaubte, suchten zwar die nächsten Dörfer zu erreichen; die andern aber wurden durch ihr trauriges Loos an den Boden des Schlachtfeldes gefesselt. Hier vor Kälte erstarrt, mit zerschmetterten Gliedern, in ihrem Blute schwimmend und aller Hülfe beraubt, wünschten sich diese Unglücklichen einen schleunigen Tod. Vielen Hunderten aber waren noch vorher größere Martern vorbehalten. Eine Menge verworfener Menschen, Soldaten, Troßknechte und Weiber, schwärmten in dieser Blutnacht auf dem Wahlplatz herum, und beraubten die Lebendigen und die Todten. Nicht das Hemde wurde den hülflosen Verwundeten gelassen. Vergebens ließen diese laute Klagen erschallen; sie verloren sich im allgemeinen schauervollen Getöse, das tausendstimmig in die Wolken drang. Manche Verwundete wurden von diesen Unmenschen ermordet, aus Furcht vor Entdeckung; Viele, nicht gefährlich verwundet, aber doch unfähig sich fortzubewegen, wurden durch grausame Entblößung auf nasser und beeister Erde Opfer des Todes.

Diese so denkwürdige Nacht zeigte noch ein anderes, vielleicht nie gesehenes Schauspiel. Nach völlig geendigten Gefechten befanden sich die Truppen beider Heere vermischt unter einander. Man sah zahllose Feuer im Torgauer Walde, bei denen sich Preußen und Oesterreicher gemeinschaftlich wärmten, und zwar nicht Sieger und Gefangene, sondern beide Theile bewaffnet und frei. Das große Bedürfniß der Wärme hatte sie zufällig vereinigt, und blutgierige Krieger in friedliche Menschen verwandelt, die unter sich einen Waffenstillstand auf einige Stunden gemacht, um ruhig den Tag und das fernere Kriegsglück zu erwarten. Da niemand wußte, wie das Schlachtloos ausgefallen, so waren beide Theile übereingekommen, sich nach Anbruch des Tages der Macht, die das Feld behauptet hätte, gefangen zu geben.

Der König hatte sich in das nahe bei der Wahlstatt liegende Dorf Elsnig begeben. Hier waren alle Bauerhäuser, Hütten, Ställe und Scheunen voll solcher Verwundeten, die so glücklich gewesen waren, theils durch Beihülfe Anderer, theils auch durch Anstrengung ihrer eigenen Kräfte, diesen Zufluchtsort zu erreichen. Hier jammerten sie auf ihrem blutigen Lager unter den Händen der Wundärzte, oder auch noch unverbunden. Friedrich wollte sie nicht stören, sondern ließ sich die Kirche des Dorfes öffnen, und hier seine eigene schmerzhafte Wunde, einen Streifschuß an der Brust, verbinden, da er sodann Rapporte annahm, Befehle ertheilte, und einen Courier abfertigte. Er schrieb dessen Depeschen bei einem schwachscheinenden Lichte, wobei ihm die untern Stufen des Altars zum Sitz, so wie die obern zum Tische dienten. Zwar betrachtete er sich als Herr des Wahlplatzes, und überhaupt als Sieger; da ihm aber der Rückzug des Feindes noch unbekannt war, so sann er auf die Erneuerung der Schlacht. Er gab die dazu erforderlichen Befehle, noch ehe der Tag anbrach, und zwar sollte die Infanterie nicht feuern, sondern mit gefälltem Bajonet auf den Feind losgehen. Nur die Dämmerung wurde erwartet, um die zerstreuten Haufen zu sammeln, und in Schlachtordnung zu stellen. Kaum aber fing die aufgehende Sonne an, das Leichenfeld zu erleuchten, so wurde Friedrich gewahr, daß keine Oesterreicher hier mehr zu bekämpfen waren. Er sah sich in Besitz des ganzen Schlachtfeldes; der Sieg war völlig entschieden, und Sachsen behauptet. Die Oesterreicher gingen über die Elbe, und zogen sich längs den Ufern dieses Flusses nach Dresden, und die Preußen begaben sich in die Winterquartiere.

Daun war in dieser Schlacht schwer verwundet worden. Er hatte sich entfernt, und das Commando dem General Buccow übergeben, und da diesem gleich darauf durch eine Kugel der Arm zerschmettert wurde, so fiel die Ober-Befehlshaberschaft dem Grafen O'Donnel zu. Dieser eilte nun Dresden zu decken, und das feste Lager bei Plauen zu beziehen. Ziethen und der Prinz von Würtemberg verfolgten ihn auf diesem Rückzug unablässig, und machten noch viele hundert Gefangene. Beide Heere waren durch diese blutige Schlacht außerordentlich geschwächt worden. Die Oesterreicher

zählten über 12,000 Todte und Verwundete, und 8000 Mann waren allein auf dem Wahlplatz gefangen worden; sie verloren ferner 50 Kanonen, 27 Fahnen, und 20 Pontons. Der Verlust der Preußen an Todten und Verwundeten war 10,000 Mann; dabei waren 4000 Mann von ihnen als Gefangene in die Hände der Feinde gerathen.

Die Folgen dieses Sieges waren überaus wichtig. Ganz Sachsen, Dresden ausgenommen, war nun wieder in den Händen der Preußen, und ihre Winterquartiere gesichert. Friedrich war im Stande, Truppen nach Schlesien, nach der Mark, und nach Pommern zu schicken, und die Feinde aus diesen Provinzen zu vertreiben, ja selbst ein Corps von 8000 Mann zum Herzog Ferdinand stoßen zu lassen. Mecklenburg wurde wieder in Besitz genommen. Laudon, nach dem vergeblichen Versuch auf Cosel, zog sich nach Glatz. Die Schweden wurden vom General Werner nach Stralsund getrieben, und die bisher noch auf der Lauer gestandenen Russen gingen nun in ihre alten Winterquartiere nach Polen.

Zehntes Buch.

Sachsen, das Land, in welchem Friedrich nach blutigen Niederlagen und Unfällen so oft sich erholt hatte, sollte ihm auch jetzt, nach dem kostbaren Siege bei Torgau, neue Kräfte zur Fortsetzung seines Kampfes darbieten. Er nahm sein Winterquartier in Leipzig, wohin auch eine Menge Verwundeter nach der Schlacht gebracht worden war. Diese Stadt mußte jetzt für ihren Patriotismus hart büßen. Die Einwohner hatten gewünscht, die Reichs-Truppen als Bundesgenossen ihres Königs in ihren Mauern zu behalten, und diesen Wunsch laut geäußert. Man wollte sie dafür bestrafen. Es geschahen daher von den Preußen neue und verstärkte Forderungen. Ungeheure Geldsummen sollten bezahlt, und unermeßliche Lieferungen an Landes-Producten gemacht werden. Der Magistrat schützte sein Unvermögen vor, das Verlangte zu schaffen. Er berief sich auch auf die schriftlichen Versprechungen des Königs, die diesen Lieferungen ein Ziel setzten, welches man jetzt überschreiten wollte. Dies Ziel war

eine Geld-Contribution von 500,000 Reichsthalern gewesen, die man abgetragen hatte. Die Vorstellungen aber halfen nichts; und da man fortfuhr sich zu sträuben, wurden gewaltsame Mittel gebraucht. Man hatte hier schon mehrmalen die Farce gespielt, und mit Pechkränzen gedroht, ja solche wirklich an allen Häusern aufhängen lassen. Es hieß: Geld, oder die Stadt in Feuer. Da die Einwohner aber gute Gründe hatten, dem König eine solche Grausamkeit nicht zuzutrauen, und das Unüberlegte dieser Drohung geldgieriger Unter-Befehlshaber bald einsahen, so that diese auch nicht die geringste Wirkung. Man lächelte, anstatt zu zittern, und die Pechkränze wurden wieder abgenommen.

Nun sollten andere Versuche gemacht werden. Die vornehmsten Magistrats-Personen und die reichsten Kaufleute wurden ins Gefängniß geworfen, und wie Missethäter behandelt. Man sperrte sie aufeinander gehäuft in Behältnisse ein, wo sie auf Stroh lagen. Die gemeinsten Bequemlichkeiten fehlten hier. Keine Betten, keine Stühle, keine warme Speisen wurden ihnen erlaubt. Anfangs hatten hundert und zwanzig dies Schicksal. Es dauerte aber nur zehn Tage, sodann ließ man sie los, bis auf siebzehn der Vornehmsten, die vier Monate lang im Kerker aushalten mußten. Personen, die des größten Wohlstandes gewohnt waren, mußten sich mit den gröbsten Nahrungsmitteln begnügen, ihre durch den Luxus des Zeitalters verzärtelten Leiber auf der harten Erde herumwälzen, und einen heimlich zugesteckten Suppentopf, den ihre schönen Töchter bei ihren kindlichen Besuchen unter ihren seidenen Kleidern verbargen, als eine Beute betrachten. Abgesondert von einander würden sie vielleicht ihr Schicksal nicht lange ertragen haben, aber in Gesellschaft sprachen sie einander Muth und Geduld ein. Es wurde ein gewisser Gemeingeist erzeugt, der allen Beleidigungen und Grausamkeiten trotzte. Nur erst, als man die sinnreiche Drohung äußerte, diese Häupter einer sehr reichen Stadt, Hausväter, deren Familien Tag und Nacht in Thränen schwammen, als Rekruten nach Magdeburg zu liefern, und sie zu Fuß mit Ränzeln auf dem Rücken dorthin zu schleppen, und auch wirklich Anstalten dazu machte: da erst sank ihnen der Muth. Man bewilligte Alles, was nur zu leisten möglich war.

Die sämmtlichen Forderungen an die Stadt betrugen jetzt 1,100,000 Reichsthaler; aber selbst bei dem besten Willen diese Summe zu erlegen, fehlte es gegenwärtig sehr an baarem Gelde. Der oft gedachte Kaufmann Gotzkowsky befand sich damals in Leipzig, und war ein Zeuge des hier herrschenden Jammers. Der Magistrat, der die große Achtung des Königs für diesen Mann kannte, erflehte durch eine Deputation seine Vermittelung, die er auch gern übernahm; und so wurde der Retter von Berlin, wenn gleich nicht der Retter von Leipzig, doch der wohlthätige Helfer dieser Stadt in der Stunde der Noth. Friedrich begnügte sich mit 800,000 Reichsthalern, und für diese Summe übernahm Gotzkowsky die Bürgschaft. Der König verlangte, er sollte sich für diesen, einer fremden Stadt geleisteten, Dienst eine Vergeltung ausmachen. Der Kaufmann aber hielt dies für unedel, und wurde Bürge ohne alles Interesse, weshalb ihm durch ein Raths-Decret vom 26sten Januar 1761 in rührenden Ausdrücken gedankt, und ihm alle nur ersinnliche Dienste sämmtlicher Bürger zugesichert wurden.

Die hier begangenen Grausamkeiten, die jedoch wahrscheinlich nicht in ihrem ganzen Umfange durch Königliche Befehle erzeugt wurden, kosteten Vielen das Leben. Der Gram legte Männer, Weiber, und Kinder ins Grab. Eine Menge Menschen verließ Leipzig; der Handel stand größtentheils stille, und die berühmten Messen waren jetzt nicht besser wie Jahrmärkte.

Die Nothwendigkeit, worin sich Friedrich befand, ungeachtet seiner theils von Feinden besetzten, theils verheerten Provinzen, gegen die größten Mächte Europens einen langwierigen und kostbaren Krieg zu führen, hatte ihn zu allerlei Hülfsmitteln veranlaßt, die nur durch den Drang der Umstände entschuldigt wurden. Das vornehmste derselben war, den Preußischen und Sächsischen Münzfuß zu erniedrigen. Dies Mittel wurde auf eine noch nie erhörte Art ausgedehnt. Die Münze war an den jüdischen Banquier Ephraim in Berlin verpachtet, und dieser ließ jährlich eine unermeßliche Menge goldener und silberner Münzsorten von sehr verschiedenem Gehalt unter allerlei Stempeln prägen. Diese Pacht wurde von Jahr zu Jahr erhöht, und stieg endlich bis auf sieben Millionen

Reichsthaler. Den Anfang machte man mit Sächsischen Gold- und Silberstücken, worauf, um allen Verdacht zu entfernen, die Jahrzahl 1753 gesetzt wurde. Hernach nahm man Preußische, Mecklenburgische, und endlich auch Bernburgische Stempel, wozu man die Erlaubniß von dem Fürsten dieses letztern Landes erkaufte. Mit jedem Jahre wurde das Geld schlechter, so daß zuletzt der innere Werth der Augustd'or, die größtentheils aus Kupfer mit einem geringen Zusatz von Gold bestanden, nicht über anderthalb Reichsthaler gutes Silbergeld betrug. Die alten Augustd'or und Friedrichsd'or galten, anstatt der gewöhnlichen fünf Thaler, zwanzig Reichsthaler in den circulirenden Silbermünzen, die man spottweise Ephraimiten, oder auch Blechkappen nannte. Mit diesen letztern wurden die Preußischen Truppen und alle Bedürfnisse der Armee bezahlt, die Civil-Besoldungen berichtigt, und Handel getrieben. Diese leichte Methode, das Geld zu vervielfältigen, fand bald Nachahmer. Viele kleine Deutsche Fürsten, die das Münzrecht nie ausgeübt hatten, benutzten diese Gelegenheit, schlecht Geld prägen zu lassen, womit sie ihren Hofstaat bezahlten, und altes Silbergeld einwechselten. Die großen, im Kriege begriffenen, Fürsten, der Landgraf von Hessen-Cassel, der Herzog von Braunschweig, und andere, thaten aus Noth ein Gleiches; nur in Hannover blieb der diesem Lande eigene hohe Münzfuß unverändert. Auch fremde Nationen nahmen an dieser Speculation Antheil. Die Schweden, denen es von allen kriegführenden Mächten am meisten an Geld fehlte, waren die ersten, dies Mittel nachzuahmen; sie verbanden sich mit einigen Hamburger Kaufleuten, und legten in Stralsund eine große Münzanstalt an. Desgleichen wurden in der Englischen Manufacturstadt Birmingham, heimlich viele hundert Centner von diesem Gelde gemacht, welches auch in Holland auf den Schiffen geschah.

Alle diese, gleichsam um die Wette in ungeheurer Menge geprägten, Gelder, denen das Volk den Namen Heckmünzen gab, beförderten durch ihren erstaunlichen Umlauf Handel und Gewerbe außerordentlich, daher die beständige Verminderung des innern Gehalts weniger merkbar wurde. Nur Hamburg, wo man alles in Banco-Geld, d. h. in feinem Silber berechnet, war sorgfältig bemüht, die neuen Münz-

sorten chemisch zu prüfen, ihren wahren Werth genau zu bestimmen, und das Ergebniß dieser Prüfung bekannt zu machen.

Die bösen Wirkungen dieser Finanz-Operation offenbarten sich erst nach dem Frieden, wo viele tausend wohlhabende, im Schooß der Ruhe lebende Menschen, ohne sonst durch den Krieg gelitten zu haben, ihr Vermögen verloren; wo große, auf allen Börsen hochgeachtete Kaufleute Banquerot machten, und zahllose Familien an den Bettelstab kamen. Diese politischen Gräuel waren noch verheerender, als der Krieg selbst.

Die Kaiserin Maria Theresia bediente sich anderer Mittel, die ungeheuern Geldbedürfnisse für den gegenwärtigen Augenblick zu vermindern. Ihre Unterthanen mußten eine Vermögens-Steuer, zehn vom Hundert, erlegen; auch zog sie mit Päpstlicher Bewilligung, so lange der Krieg dauerte, den Zehnten von allen geistlichen Stiftungen. Aber auch diese großen Hülfsquellen waren nicht hinreichend. Man sann auf neue. Die sämmtlichen Staabs-Officiere, vom Major bis zum Feldmarschall, bekamen in den letztern Kriegsjahren ihren Sold nicht in Geld, sondern in Papieren; diese waren nicht den Banknoten ähnlich, auch nicht zum Circuliren bestimmt, sondern eigentlich Staats-Obligationen. Diejenigen, die nicht die verheißene Bezahlung nach geendigtem Kriege abwarten konnten, oder wollten, verkauften ihre Papiere mit einem ansehnlichen Verlust, an eine vom Kaiser Franz ausdrücklich dazu errichtete Bank, der dabei die Stelle eines Hof-Banquiers vertrat. Es waren seine eigenen Schätze, ganz abgesondert von den Einkünften seiner Gemahlin, die der Monarch auf diese Weise benutzte. Auch die meisten Lieferungen für die Truppen wurden mit solchen Papieren bezahlt. Dabei kamen manche patriotische Aufopferungen zu Hülfe. So gab der Fürst Wenzel von Lichtenstein, der reichste Unterthan des Oesterreichischen Staats, ein großes Beispiel; denn als Chef des Oesterreichischen Artillerie-Corps setzte er solches nicht allein auf eigene Kosten in einen vortrefflichen Zustand, sondern unterhielt auch einen Theil desselben von seinen Privat-Einkünften, wofür ihm die Kaiserin mitten im Kriege eine metallene Bildsäule errichten ließ, die im Arsenal zu Wien aufgestellt wurde.

Die Hoffnung, Schlesien endlich noch zu erobern, war in Wien nach einem fünfjährigen fruchtlosen Kriege noch gar nicht geschwächt. Die Einnahme von Glatz gab dieser Hoffnung vielmehr neue Nahrung; dabei zeigten die mächtigen Bundesgenossen immer noch den besten Willen. Sie betrachteten den Sieg bei Torgau wegen des großen Blutverlustes als eine Niederlage des Königs von Preußen, und beharrten fester als jemals auf dem Grundsatz, seine Gefangenen nicht zu ranzioniren. Dennoch fehlte es ihm nicht an Soldaten. Da der Ackerbau in seinen Staaten wegen der unaufhörlichen Verheerungen ganz danieder lag, so vertauschten Tausende von jungen Landleuten den Pflug mit der Muskete. Das Längenmaaß des Körpers kam jetzt nicht sehr in Betrachtung. Man brauchte nur Menschen, und diese Menschen wurden sehr geschwind zu Soldaten gestempelt. Gleich nach der Aushebung solcher Rekruten, noch ehe sie ihre vaterländischen Provinzen verließen, bemühte sich eine Menge abgeschickter Officiere und Unterofficiere, Tag und Nacht sie zu modeln. Hier galt keine Kälte, kein Schnee, keine Dunkelheit, kein Sonn- und Festtag; unabläßig wurden sie montirt, dressirt und exercirt, auf Marktplätzen, auf Feldern, in Ställen und Scheunen, so daß sie immer schon ganz geformt und Soldaten ähnlich zu ihren Regimentern stießen, und gleich Kriegsdienste thun konnten.

Die Anzahl alter Soldaten war nach so vielen Schlachten bei allen kriegführenden Heeren nur gering; bei den Preußen aber ersetzte der mit der Muttermilch eingesogene militairische Geist den Mangel der Dienstjahre. Da so viele ihrer Officiere gefallen waren, und der König ihre Stellen ungern anders als mit Edelleuten besetzte, so wurden angehende Jünglinge aus dem Cadetten-Corps in Berlin genommen, und zur Armee gesandt *). Sie glichen völlig formirten Soldaten, die, ungeachtet ihrer höhern Geburt, unter der Muskete erzogen, zu grober Kost gewöhnt, durch Wachen in

*) Der Verfasser war noch nicht vierzehn Jahr alt, als er mit noch neun und dreißig andern Cadetten im December 1758 nach Breslau zum Hauptquartier des Königs geschickt wurde, wo Friedrich selbst diese Cadetten unter die Regimenter vertheilte.

Frost und Hitze abgehärtet, mit allen Theilen des Dienstes vertraut, und voll hoher Begriffe von militairischer Ehre waren. Oft wurden sie bald nach ihrer Ankunft bei der Armee zu erheblichen Kriegsverrichtungen gebraucht, die sie wie die ältesten Officiere mit Ernst, Sachkenntniß, und Eifer vollbrachten. Bisweilen exercirten sie die Rekruten der Regimenter in großen Haufen zusammengezogen, man gab ihnen kleine Commandos, man machte sie zu Adjutanten. Im Treffen munterten sie selbst alte Soldaten durch Zureden auf, und flößten ihnen durch ihr Beispiel Muth ein. Die Oesterreicher fanden oft unter den gemachten Gefangenen dergleichen Jünglinge, und da sie nur allein die Lebensjahre betrachteten, und um das übrige sich wenig bekümmerten, so schlossen sie daraus auf das große Menschenbedürfniß Friedrichs, der nach ihrer Meinung jetzt zu Kindern seine Zuflucht nehmen müsse, den Abgang an Soldaten zu ersetzen.

Der Haß, der zwischen kriegführenden Nationen beständig wächst, war nach und nach zu einer sehr großen Höhe bei den Oesterreichern und Preußen gestiegen, wovon die Geschichte dieses Krieges viele Beispiele geliefert hat. Die erstern besonders, die damals in der Cultur noch so weit zurück und leer an Kenntnissen waren, zeichneten sich in diesem Nationalhaß aus. Nach ihren politischen Begriffen war der Krieg Friedrichs eine strafbare Empörung gegen Kaiser und Reich, und nach ihrem religiösen Wahn bekämpfte man Ketzer, deren Ausrottung verdienstlich sei. Durch die Unfälle bei Landshut und Glatz im Anfang des Feldzuges war die Anzahl der Gefangenen beträchtlich vermehrt worden. Mit der größern Menge nahm die üble Behandlung zu, und oft wurden diese unglücklichen Preußen zu Hunderten in das für Missethäter bestimmte Stockhaus in Wien gesteckt, und dort durch Mißhandlungen gezwungen, Oesterreichische Dienste zu nehmen. Die gefangenen Preußischen Officiere aber wurden in kleinen Städten aufbehalten, damit, wie es hieß, das Gift ihrer politischen und Religions-Meinungen sich nicht weiter verbreiten möchte. Nach diesen Grundsätzen wurden sie sehr ungroßmüthig behandelt. Man gab ihnen oft in langer Zeit keinen Sold, und überließ den Unterhalt dieser, größtentheils sehr armen, Ehrendiener der Barmherzigkeit mitleidiger Men-

schen. Die Vorstellungen der gefangenen Generale fruchteten so wenig, als die Bitten der niedern Officiere.

Fouquet konnte bei diesem Leiden nicht schweigen. Zwar hatte man ihn mit auszeichnender Achtung und Schonung behandelt, allein sein Herz war zu groß, um sich auf Kosten seiner jammernden, von ihm Hülfe erwartenden Kriegscameraden, durch eine solche Auszeichnung bestechen zu lassen. Er sprach ernstlich, und da man diesen Ton für einen Kriegsgefangenen unschicklich fand, so stimmte er ihn noch höher. Er, der Freund seines Königs, voll Enthusiasmus für den Preußischen Dienst, und überzeugt, daß man ihn wegen dieser Eigenschaften in Wien persönlich haßte, äußerte jedoch jetzt seine Beschwerden mit zu vieler Hitze. Er bediente sich Ausdrücke in Ansehung der Kaiserin und ihrer Minister, die nur in England ungestraft gesagt werden dürfen. Er redete von Niederträchtigkeit, von Betrug, und von unwürdigen Ministern, die Theresiens Thron umringten, und jede Wahrheit von ihr entfernt hielten. Diese Sprache war in Oesterreich neu; auch wurde sie als ein Verbrechen der beleidigten Majestät betrachtet, und, wie man in Wien wähnte, dadurch mit großer Gelindigkeit gestraft, daß man den gefangenen kranken Feldherrn von Brugg an der Leutha nach Carlstadt in Kroatien schleppte, von seinen Bedienten trennte, und in ein Gefängniß auf der Festung einsperrte. Friedrich, der weit mehr gefangene Generale von den Oesterreichern, als diese von ihm, hatte, rächte seinen Freund, und ließ die vier vornehmsten Oesterreichischen Generale, die bisher in der Stadt Magdeburg ohne alle Einschränkung gelebt hatten, nach der Citadelle bringen. Dieser Repressalien-Krieg ging noch weiter. Die Oesterreicher wollten nicht zurückbleiben, und ließen auch die vornehmsten Preußischen Generale unter ihren Gefangenen nach Kufstein in enge Verwahrung bringen. Nun that Friedrich ein Gleiches mit allen übrigen gefangenen General-Lieutenants, denen er die Citadelle zu ihrem Aufenthalt anwies, wozu sich einige sehr ungern bequemten, ja einer sogar mit Gewalt gezwungen werden mußte, sein gutes Quartier in der Stadt mit einem Festungszimmer zu vertauschen. Dieses veranlaßte einen sonderbaren Briefwechsel zwischen dem Markgrafen Carl von Preußen und dem General

Laudon. Man machte sich von beiden Seiten sehr bittere Vorwürfe, wodurch die Sache jedoch nicht besser wurde. Die Repressalien dauerten fort, und alle diese Kriegs-Befehlshaber beider Theile blieben als Missethäter eingesperrt bis zum geschlossenen Frieden, der auch der Erlösungs-Termin der Preußischen Generale war. Fouquets Leiden für die Sache des Königs blieb nicht unbelohnt. Nie war Friedrich dankbarer, als gegen diesen Feldherrn, der nach dem Kriege, mit Geschenken überhäuft, von seinem Regiment und Gouvernement entfernt, sich um keinen Dienst bekümmerte, sondern in der Stadt Brandenburg ganz nach seiner Willkür lebte, und die Freundschaft seines Monarchen mit ins Grab nahm.

Die Franzosen eröffneten diesen Feldzug vom Jahr 1760 mit 130,000 Mann, von denen 100,000 in Westphalen, und 30,000 am Rhein agiren sollten. Broglio hoffte, dadurch die alliirte Macht zu trennen. Die Ausführung seiner Entwürfe wurde jedoch durch den Mangel der Unterwürfigkeit einiger vornehmen Befehlshaber sehr gehemmt, die mit des Marschalls rangwidriger Beförderung sehr unzufrieden waren. Dies erzeugte Unentschlossenheit, wodurch der Herzog Ferdinand Zeit gewann, die in 7000 Mann bestehende Verstärkung der Brittischen Truppen aus England über Emden an sich zu ziehen, so daß die Brittische Armee unter seinem Commando jetzt 20,000, so wie sein ganzes Heer 70,000 Mann stark war. Der Tod des Landgrafen von Hessen-Cassel, der im Januar starb, machte keine Veränderung in den politischen Verbindungen; denn der neue Regent bestätigte alle Verträge seines Vaters, und blieb dem angenommenen System getreu. Die Gemahlin dieses Fürsten ward als Vormünderin ihrer Söhne Regentin der Grafschaft Hanau. Da aber die Regierung dies durch öffentlichen Anschlag dem Volke bekannt machen ließ, ohne die Französischen Generale um Erlaubniß zu fragen, so wurden alle Räthe und Staatsdiener bis auf den geringsten Kanzellisten, so wie auch alle Magistrats-Personen in Hanau verhaftet, und zu einer Geldstrafe von 100,000 Reichsthalern verdammt.

Ferdinand wünschte nun nach erhaltener Verstärkung die Franzosen anzugreifen, die Miene machten ins Kurfürstenthum Hannover einzudringen, und setzte sich deshalb in Bewegung;

der Erbprinz führte die Avantgarde, und stieß bei Corbach auf den Feind. In der Meinung, es wäre bloß ein detaschirtes Corps, hielt er dessen Angriff standhaft aus; allein dies Corps hing mit der Französischen Haupt-Armee zusammen, und wurde immer durch frische Truppen unterstützt; dagegen es dem Herzog Ferdinand nicht möglich war, dem Erbprinzen zeitig genug zu Hülfe zu kommen. Es blieb diesem daher nichts als ein Rückzug übrig, der mit vieler Ordnung geschah. Die Französische Cavallerie wandte zwar alles an, ihn zu hindern; allein der Erbprinz setzte sich selbst an die Spitze seiner Reiterei, und schlug die feindliche zurück. Die Alliirten verloren bei diesem Gefecht an Todten, Verwundeten und Gefangenen 800 Mann, und 15 Kanonen. Der Erbprinz selbst war verwundet, und wurde, ungeachtet seines Verlustes, wegen seiner großen Entschlossenheit und der weisen Maaßregeln, womit er einer gänzlichen Niederlage zuvorkam, von Freunden und Feinden bewundert. Er war indessen voll Ungeduld, seinen Verlust wieder gut zu machen. Den 16ten Julius, nicht länger als sieben Tage nach dem Treffen bei Corbach, griff er ein anderes Französisches Corps bei Emsdorf an; es wurde völlig geschlagen, und 2700 Mann zu Gefangenen gemacht, worunter sich auch der Anführer des Corps, General Glaubitz, selbst befand; dabei erbeutete man, außer einer Anzahl Kanonen und Fahnen, das ganze Lager nebst einer Menge Bagage und Kriegsgeräthe. Broglio machte dagegen einen Versuch, das Corps des Hannöverschen Generals Spörken aufzuheben, welches ihm auch gelungen wäre, wenn der letztere sich nicht eiligst zurückgezogen hätte, und die alliirte Armee nicht zu seiner Unterstützung herbei geeilt wäre.

Das Würtembergische Corps, das wir auf dem Kriegs-Schauplatz in Sachsen gesehen, war im Anfange dieses Feldzuges aus Französischen Diensten entlassen worden, weil der regierende Herzog nicht, dem Verlangen des Hofes zu Versailles gemäß, unter dem Commando des Sächsischen Prinzen Xavier stehen wollte, der als Bruder der Dauphine einen größern Einfluß im dortigen Cabinet als der Herzog hatte. Die mißvergnügten Französischen Generale, der Graf St. Germain, der Graf Luc, und der Marquis Voyer, verließen nun

nun auch die Armee, und entsagten dem Dienst ihres Königs. Ihre Entfernung veranlaßte viele Unordnung. Ferdinand wollte diesen Umstand benutzen, und griff die kleinere Armee der Franzosen, 35,000 Mann stark, die der Ritter Muy commandirte, bei Marburg an, und zwar zugleich auf beiden Flanken, von vorn und im Rücken. Das Treffen geschah den 31sten Julius, und war sehr hartnäckig, bis der Lord Granby mit der Englischen Reiterei herbei kam, nachdem sie in vollem Trabe einen Weg von zwei Stunden gemacht hatte; und nun fiel sie auf die schon in großer Unordnung fechtenden Franzosen, die sich jetzt durch die Flucht zu retten suchten. Ihre Reiterei stürzte sich in die Diemel, um durchzusetzen, welches auch gelang; allein die fliehenden Schaaren der Infanterie, die einen ähnlichen Versuch machen wollten, waren nicht so glücklich, und viele ertranken in diesem Fluß. Ihr Verlust, ohne die Fahnen und Kanonen zu rechnen, war 5000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen. Die Alliirten zählten 1200 Todte und Verwundete. Das Kriegsglück zeigte jedoch seinen Wankelmuth auffallend; denn an eben diesem Tage wurde Cassel erobert, nachdem der General Kielmansegge sich wegen Ueberlegenheit des Feindes aus Hessen ins Hannöversche gezogen hatte. Der Erbprinz überfiel bald darauf bei Zierenberg in der Nacht ein kleines Französisches Corps, wobei er 500 Gefangene machte. Auch in Marburg wurden die Franzosen vom General Bülow überfallen, und ihre dort befindliche Bäckerei vernichtet.

Der Mangel an Festungen in Nieder-Sachsen und Westphalen erzeugte hier eine große Lebhaftigkeit im kleinen Kriege, eine beständige Abwechselung bei den Eroberungen der Städte und der Besitznehmung der Länder, die so schnell eingenommen, als wieder verlassen wurden. Bald waren die Franzosen Meister einer Provinz, die sie als ihr Eigenthum betrachteten, und daher Pächter aus Paris sandten, um sie nach ihrer Methode auszusaugen; bald aber war kein Dorf mehr von der dem Ruin gewidmeten Provinz in den Händen der Franzosen. Diese Französischen Eroberungen machten daher wenig Eindruck; sie bestimmten gewöhnlich die Wahl der Alliirten, an welchem Ort man zuerst den Feind angreifen müsse. Jetzt ereignete sich eben ein solcher Vorfall. Wäh-

rend der Fortschritte der alliirten Haupt-Armee waren Minden, Cassel, Göttingen, Eimbeck und Ziegenhayn weggenommen worden, und Hameln wurde mit einer Belagerung bedroht. Alles dieses aber war wegen Kürze der Dauer einem Traum ähnlich. Luckner erschien wenig Tage nachher, verhinderte das weitere Vordringen der Eroberer, trieb sie von Hameln zurück, und machte eine Menge Gefangener. Dagegen nahmen wieder die Franzosen in Ziegenhayn 800 Alliirte gefangen; das Feld-Lazareth der Alliirten in Cassel fiel ihnen auch in die Hände, und sie machten Miene, sich hier zu behaupten.

Broglio hatte eine außerordentliche Uebermacht an Truppen, mit denen er aber wegen des herrschenden Mißvergnügens keine Schlacht wagen wollte; er verschanzte sich vielmehr nahe bei Cassel, ließ Göttingen befestigen, und überließ es Ferdinand, durch streifende Parteien die Unterhaltungsmittel der Franzosen zu schwächen, und ihre Magazine zu vernichten. Die Hülfsmittel, für ihr so großes Heer in ausgezehrten Provinzen die nöthigen Bedürfnisse zu verschaffen, wurden immer kostbarer, und die Verlegenheit größer. Die Französische Armee brauchte damals täglich für ihre Pferde 100,000 Rationen, daher auch fast alle Tage 15,000, auch 20,000 Mann unter der Bedeckung starker Corps zum Fouragiren ausgeschickt werden mußten.

Die Engländer waren in dieser Zeit völlig Herren des Meeres geworden. Ihre Kriegsschiffe gaben auf diesem Element allen Seemächten in Europa Gesetze, und auch in den andern Welttheilen zeigte sich ihre Macht unaufhaltsam. Die Franzosen waren bei Quebeck gänzlich geschlagen worden, und ganz Canada war im Besitz der Sieger, die nun ihr Augenmerk auf die Französischen Inseln in West-Indien richteten. Das Englische Cabinet, das der große Pitt jetzt völlig beherrschte, beschloß nun, wo möglich, den Krieg im Herzen Frankreichs zu führen. Diesem Entwurf zufolge wurde der Erbprinz mit einem Corps von 15,000 Mann nach Cleve geschickt, die Franzosen dort zu vertreiben. Um sich zu verstärken, zog er auch einen Theil der Besatzungen von Münster und Lippstadt an sich. Sodann ging er über den Rhein, ließ seine leichten Truppen in den Niederlanden streifen, machte eine Menge Gefangener, und berennte Wesel.

Das anhaltende Regenwetter, wodurch die Landstraßen ganz unwegsam wurden, das die Flüsse anschwellte, und den Transport des schweren Geschützes aufhielt, hemmte aber seine Operationen sehr. Dennoch wurden die Laufgräben von dieser Festung den 10ten October geöffnet, und die Belagerung förmlich angefangen. Die Wichtigkeit des Orts veranlaßte Broglio, die nachdrücklichsten Maaßregeln zu dessen Entsatz zu nehmen. Der General Castries wurde mit einem Corps von 20,000 Mann dazu abgeschickt, wozu bei Nuys noch 10,000 Mann stießen. Mit dieser Armee kam er nach forcirten Märschen bei Rheineberg an. Ein Treffen war unvermeidlich. Es geschah den 16ten October bei Kloster Campen. Der Erbprinz, obgleich weit schwächer, griff den Feind lebhaft an, der nahe an einem Walde bei Rumpenbroeck vortheilhaft postirt stand, und nahm selbst einen Franzdsischen Obersten gefangen, der, ohne die Annäherung des Feindes zu ahnen, seine Posten im Holz visitiren wollte. Dieser Officier wurde kaum den Feldherrn der Deutschen gewahr, den er jedoch nicht kannte, als er auf ihn zu eilte und sagte: „Sie sind mein Gefangener.“ „Nicht ich,“ erwiderte der Erbprinz, „sondern Sie sind der Gefangene; denn Sie befinden sich mitten unter meinen Grenadieren.“

Man stritt von früh Morgens bis zum Abend mit außerordentlichem Muth von beiden Seiten. Es war jedoch den Alliirten nicht möglich, die Franzosen aus dem Walde zu vertreiben. Alle Versuche schlugen fehl. Der Erbprinz selbst schonte sich nicht; er wurde abermals verwundet, und ein Pferd ihm unterm Leibe erschossen. Die Alliirten zogen sich endlich mit der größten Ordnung zurück, ohne vom Feinde verfolgt zu werden, obgleich ihr Rückzug über die vom Strom zerrissene Rheinbrücke ging. Sie hatten einen vornehmen General, den Baron Wrangel, und einige hundert andere Franzdsische Söldaten zu Gefangenen gemacht, auch einige Kanonen erbeutet, aber auch selbst einen ansehnlichen Verlust erlitten. Das Treffen war blutig gewesen; die Alliirten zählten 1600 Mann an Todten, Verwundeten und Vermißten, und die Franzosen 2600. Dennoch wäre es diesen leicht gewesen, von dem Umstand der zerrissenen Rheinbrücke große Vortheile zu ziehen. Der Erbprinz sah auch die ganze Gefahr

seiner Lage, und, um sie zu verbergen, stellte er sich in Schlachtordnung, als ob er den Feind nochmals angreifen wollte, wodurch er denn die nöthige Zeit gewann. Nun wurde die Belagerung von Wesel aufgehoben, und der Erbprinz lagerte sich bei Bruynen.

Das Treffen bei Kloster Campen, als Blutscene durch größere Treffen, noch mehr aber durch Schlachten verdunkelt, und auch als Staatsunfall von geringem Erfolg, wurde jedoch durch einen außerordentlichen Vorfall merkwürdig, der als die größte und edelste Privathandlung im ganzen Kriege anzusehen ist. Der Ritter Assas, ein junger Französischer Officier vom Regiment Auvergne, der ein Detaschement als Vorposten commandirte, wurde in der Nacht im vorgedachten Walde von den Alliirten überfallen. Es war finster, und er in einiger Entfernung von seinem Haufen. Auf einmal wird er ganz allein von einer Kriegsschaar umringt. Hundert Bajonette zum Stoß bereit, gegen seine Brust gerichtet, drohen ihm bei dem geringsten Laut einen augenblicklichen Tod. Der große Condè sagte: „Man zeige mir „eine Gefahr, wo keine Rettung möglich ist, und ich werde „zagen.“ Es war keine für den Ritter denkbar, wenn er seinen Soldaten die Gegenwart des Feindes zuschrie; ja selbst die Rettung der Seinigen war durch seinen Tod nicht gesichert. Umsonst! Assas dachte nur an seine Pflicht. Er rief: „Auvergne! hier sind Feinde!“ und im nämlichen Augenblick wühlten alle Bajonette in seinen Eingeweiden. Wenn die Decier im Kriege freiwillig ihr Leben opferten, so war der Gedanke, dadurch das Wohl ihres Vaterlandes in kritischen Augenblicken zu befördern, die mächtige Triebfeder dieser Opfer; sie rechneten auf die Bewunderung Roms, auf Bildsäulen, Tempel und Unsterblichkeit. Assas, in einem niedrigen Range, hatte keine solche Aussichten, und gab sich in der Blüthe seiner Jahre einem gewissen Tode hin.

Diese große That blieb siebzehn Jahre lang unbelohnt und vergessen. Erst im Jahre 1777 machte der Kriegsminister, Prinz von Montbarey, sie dem Könige von Frankreich bekannt, und bat um eine Pension für die dürftige Familie des Helden, die der Monarch auch bewilligte. Die ganze Nation nahm nun Antheil an der Aufopferung des jungen

Helden, die große Künstler durch Pinsel und Grabstichel zu verewigen suchten; auch ward der Werth derselben im Jahre 1790 nicht vergessen, da die damalige Französische National-Versammlung diese Pension zu den sehr wenigen Ausnahmen rechnete, sie als eine Volksschuld betrachtete, und sie unabgeändert zu zahlen befahl.

Der Winter näherte sich. Es war November; noch aber hörten die Kriegsoperationen von Seiten der Alliirten nicht auf. Broglio hingegen zeigte eine ihm ungewöhnliche Unthätigkeit; er stand unbeweglich in einem festen Lager bei Eimbeck, und hatte mehrere Detaschements abgeschickt. Diese Schwächung, und die Entfernung der Armee des Soubise veranlaßte bei Ferdinand den Wunsch einer Schlacht. Er wandte alle Mittel an, Broglio dazu zu vermögen; allein vergebens. Ihn in seinem festen Lager anzugreifen, war eine zu gewagte Unternehmung. Ferdinand begnügte sich daher, Bewegungen zu machen, als ob er Broglio's Verbindung mit Göttingen abschneiden wollte. Er blokirte auch wirklich diese für die Franzosen äußerst wichtige Stadt, die mit einem auserlesenen Corps von 5000 Grenadiers de France besetzt war. Ihr Anführer war der General Vaux, ein Greis, der sich schon bei achtzehn Belagerungen befunden hatte, und an den Armen und Schenkeln lahm geschaffen war. Er machte vortreffliche Anstalten. Die Einwohner waren bei Zeiten erinnert worden, sich auf fünf Monate mit Lebensmitteln zu versehen. Alle Häuser wurden nun untersucht, und jeder Mundvorrath, der nur genießbar war, aufgezeichnet. Da es anfing zu frieren, mußten die Schmiede Haken und Hacken zum Aufeisen verfertigen; ferner ließ er Eisblöcke machen, um die Gewalt des Eises zu brechen. Auch befahl er, die Schleusenthüren aufzuziehen, und den Bogen der kleinen Brücke zu verstopfen; worauf eine starke Ueberschwemmung erfolgte. Dabei that er am 12ten October einen verzweifelten Ausfall. Die späte Jahreszeit kam ihm zu Hülfe; die Gewässer schwollen an; es rissen Krankheiten unter den alliirten Truppen ein, die Menschen und Pferde wegrafften. Selbst die Transporte konnten wegen der vielen todten Pferde nicht fortkommen, womit die Landstraßen bedeckt waren. Die Alliirten gaben nun alle Hoffnung auf, sich dieser Stadt zu bemeistern,

die überdies auf so viele Monate mit Proviant versehen war. Durch diese versuchte Blokade, die zwanzig Tage gedauert hatte, wurde jedoch Ferdinands Zweck völlig erreicht. Der Französische Feldherr marschirte zurück, und bezog in und um Cassel die Winterquartiere. Soubise aber ging mit seiner Armee nach dem Nieder-Rhein, und quartierte sie längs dieses Flusses ein. Auch die Alliirten, die jetzt in Westphalen keinen Feind mehr hatten, bezogen in dieser Provinz ihre Winterquartiere.

Ferdinand wandte jetzt alle Sorgfalt an, die von den Franzosen in Westphalen und Ostfriesland zerstörten Magazine wieder anzufüllen. Theils geschah der Einkauf in Holland und England, theils in den Häfen an der Ostsee, wo man die Vorsicht gebraucht hatte, eine große Menge Lebensmittel und Getreide sowohl für die Armee, als für die ausgeleerten Provinzen im Voraus aufzukaufen; Maaßregeln, die durch die allezeit bereit liegenden Guineen erzeugt wurden, und ohne welche der größte Mangel sich in den ausgesogenen Ländern bald ausgebreitet haben würde.

Man hielt jetzt den Feldzug für beendigt. Allein Ferdinand war voll kühner Entwürfe, die er im tiefsten Winter ausführen wollte. Die Franzosen waren Meister von Hessen, und besaßen sehr große Magazine; dabei waren ihre Armeen so postirt, daß sie einen ungeheuern halben Mond formirten, der sich von Göttingen bis Wesel erstreckte.

(1761.)

Es war am 11ten Februar 1761, als Ferdinand in vier Colonnen aufbrach, und die Französischen Quartiere von allen Seiten anfiel. Die Franzosen geriethen in die äußerste Bestürzung, und flohen, ohne Stand zu halten. Sie ließen Cassel, Göttingen, Marburg, kurz alle Plätze, die die stärksten Glieder ihrer großen Truppenkette gewesen waren, hinter sich zurück. Cassel blieb mit 10,000 Mann, und Göttingen mit 7500 Mann besetzt. Die wenig befestigten Posten der Franzosen gingen einer nach dem andern verloren; sie ver-

nichteten die Magazine, und flohen. Die Alliirten aber folgten ihnen so geschwind auf dem Fuße nach, daß sie noch fünf große Magazine vor der bestimmten Zerstörung retteten. In einem derselben fanden sie 80,000 Mehlsäcke, 50,000 Säcke mit Hafer, und eine Million Rationen (Futtertheile) Heu. Um die erlangten Vortheile auszudehnen, näherte sich der Hannöversche General Sydtken mit einem Corps den Sächsischen Grenzen; seine Absicht war, sich hier mit einem Preußischen Corps zu vereinigen. Die Sächsischen Truppen, in Verbindung mit den Reichs-Truppen, bemüheten sich aus allen Kräften, dieses zu verhindern. Es kam deshalb den 15ten Februar bei Langensalze zu einem blutigen Treffen, worin die Sachsen geschlagen wurden, und 5000 Mann verloren. Die Folge dieses Sieges war, daß viele noch bis jetzt von den Franzosen behauptete Posten auch verlassen wurden, und daß die Ueberläufer schaarenweise ankamen. Alles dieses aber war nur von geringem Nutzen, so lange Cassel noch in Französischen Händen war. Die Belagerung dieser Stadt zeigte die größten Schwierigkeiten; der Ort war mit Allem reichlich versehen; hiezu kam die üble Jahreszeit, eine sehr zahlreiche Besatzung, und ein Befehlshaber voll Muth und Ehrgeiz. Dies war der Graf von Broglio, Bruder des Französischen Heerführers. Er hatte sich auf eine lange Vertheidigung vorbereitet, und für den Nothfall eine Menge Pferdefleisch einsalzen lassen. Die schönen Gärten vor der Stadt wurden dem Erdboden gleich gemacht, und nichts verschont, was nur irgend zur Behauptung des Orts beitragen konnte. Nun wandte er alle Kräfte an, den Feind abzuhalten.

Ferdinand postirte seine Armee so, daß er Marburg und Ziegenhayn blokirte, und die Belagerung von Cassel gegen alle Angriffe decken konnte, und nun wurden den 1sten März, mitten im Winter, die Laufgräben geöffnet, wobei man keinen Schuß auf die Stadt, sondern bloß auf die Festungswerke that. Der Graf von der Lippe-Bückeburg, damals vielleicht der größte Artillerist in Europa, commandirte das aus 15,000 Hannoveranern bestehende Belagerungs-Corps. Er konnte aber aus Mangel an Munition, deren schleunige Herbeischaffung wegen der sehr bösen Wege unmöglich war, nichts ausrichten. Hiezu kam, daß dem Heerführer Broglio zu viel

an der Erhaltung dieser Stadt gelegen war, um nicht alles zu wagen; er zog daher seine sämmtlichen Truppen am Nieder-Rhein zusammen, rückte vorwärts, und fiel bei Grünberg den Erbprinzen an. Das Terrain war für die Franzosen vortheilhaft, und ihre außerordentliche Uebermacht entschied vollends den Sieg. Die Alliirten verloren, außer einer großen Anzahl Todter, 2000 Mann, die zu Gefangenen gemacht wurden; dabei büßten sie zwölf Kanonen und achtzehn Fahnen ein. Diesem Unfall folgten viele andere. Man hatte die Blokaden von Marburg und Ziegenhayn in Belagerungen verwandelt. In letztern Ort wurden binnen achtzehn Tagen 1500 Bomben geworfen. Die Stadt ging in Feuer auf, allein die Französische Besatzung wehrte sich tapfer, und da ein unaufhörliches Regenwetter es unmöglich machte, die Laufgräben förmlich zu eröffnen, so wurden beide Belagerungen aufgehoben. Dasselbe geschah nun auch mit der Belagerung von Cassel, die vier Wochen gedauert hatte; dabei wurden auch alle kürzlich in Besitz genommenen Posten wieder verlassen. Ferdinand ging mit seiner Armee nach Paderborn. Nun waren die Franzosen von neuem Herren von ganz Hessen, und hatten einen offenen Weg ins Kurfürstenthum Hannover. Nichts hielt ihre ferneren Operationen auf, als der Mangel an Magazinen, deren Verlust nun für sie von der größten Wichtigkeit war. Beide Theile begnügten sich für jetzt, in ihren Cantonnirungs-Quartieren ruhig zu bleiben.

Diese gezwungene Unthätigkeit währte bis Ende des Junius. Ferdinand brach zuerst auf, und entschlossen, die Franzosen anzugreifen, rückte er auf die Armee des Soubise los. Dieser Feldherr aber mich dem Treffen aus, und zog sich eiligst nach Soest zurück, wobei er 6 Kanonen und 400 Brodwagen verlor. Auch Broglio brach von Cassel auf. Er traf auf dem Marsch an der Diemel das Corps des Hannöverschen Generals Spörken an. Dieser, obgleich vortheilhaft postirt, wollte sich mit einer so großen Armee nicht einlassen; er zog sich fechtend zurück, und überließ den Franzosen 800 Gefangene, 19 Kanonen, und 170 Wagen.

Ferdinand ließ indessen die Franzosen beständig durch leichte Truppen ermüden, zerstörte ihre neu angelegten Magazine, und fing ihre Transporte auf. Auf der Straße nach

Marburg erbeuteten die Deutschen 800 mit Mehl beladene Wagen, und 4000 Pferde. Diese immer erneuerten Unfälle, die man stark fühlte, veranlaßten Broglio, nachdem er sich mit Soubise vereinigt hatte, zu dem Entschluß, jetzt bei der großen Uebermacht eine Schlacht zu liefern, und nöthigen Falls die Alliirten, die jetzt zu einer Schlacht eben nicht geneigt schienen, dazu zu zwingen. Sobald Ferdinand diese Absicht merkte, bezog er das feste Lager bei Hohenover. Broglio griff ihn hier den 15ten Julius mit einem heftigen Feuer an. Man focht, bis es dunkel wurde; die Franzosen wurden zurückgeschlagen, und zogen sich in die Gebüsche an der Satzbach. Das Treffen wurde am folgenden Morgen mit Anbruch des Tages erneuert. Beide Französische Armeen näherten sich vereinigt in Schlachtordnung. Broglio commandirte den rechten, und Soubise den linken Flügel. Das Feuer aus dem groben Geschütz und den Musketen war schrecklich, und dauerte fünf Stunden. Es war eigentlich ein großes Postengefecht, wobei sich die abgesonderten Corps der Alliirten mit so viel Klugheit als Muth einander unterstützten, obwohl es große Schwierigkeiten hatte. Die mannigfaltigen, auf Manöver abzweckenden Befehle des Deutschen Heerführers wurden dabei genau befolgt. Die Franzosen konnten keinen Fuß breit Grund gewinnen. Endlich bemächtigten sich die Alliirten einer Anhöhe, brachten die Feinde in Verwirrung, und schlugen sie zurück; sie ließen ihre Todten, ihre Verwundeten und viele Kanonen in Stich, und flohen. Es wurde eine Menge Gefangener gemacht, worunter sich auch das ganze Französische Regiment Rouge befand. Der linke Flügel der Franzosen, der mittlerweile mit dem Erbprinzen im Handgemenge gewesen war, gab nun auch den Streit auf, und zog sich zurück. Die Natur des Bodens erlaubte es der Cavallerie nicht, die Fliehenden zu verfolgen, und dadurch den Sieg glänzender zu machen. Der Verlust der Franzosen in diesem Treffen, das nach dem nahe gelegenen Dorfe Villingshausen benannt wurde, war 5000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen; die Alliirten zählten 300 Todte, und 1000 Verwundete.

Nie war ein Heerführer dankbarer für bewiesenen Muth; nie war einer großmüthiger, durch Geschenke die Tapferkeit

für eine ihm fremde Sache zu belohnen, als Ferdinand, so wie kein Fürst seines Zeitalters mehr Edelmuth in Handlungen zeigte, und die Kunst zu geben besser verstand wie er. Wenn selbst unermeßlich reiche Feldherren aller andern Nationen sich nach ihren Siegen begnügen, die Thaten mitgewirkter Anführer der Dankbarkeit der Monarchen zu empfehlen, so ging Ferdinand, obgleich selbst kein souverainer Fürst, bei beschränkten Einkünften, dennoch durch sein großes Herz geleitet, seinen eigenen Weg. Er wartete nicht auf die langsamen und ungewissen Folgen seiner Empfehlungen. Nein! Er gab sein eigenes Gold her, indem er glaubte, dies von dem dankbaren Brittischen Monarchen und der Englischen Nation erhaltene Metall nicht zweckmäßiger als zur Aufmunterung für ihren Dienst anwenden zu können. Seine Geschenke waren immer Königlich. Auch jetzt erhielt eine Anzahl Officiere von ihm ansehnliche Summen; unter diesen waren die Generale Wutgenau und Gilse, von denen jeder 4000 Reichsthaler bekam.

Wenig Tage nach dem Treffen hatte der Prinz Albert Heinrich von Braunschweig, der erst kürzlich bei der Armee angekommen war, um seinem großen Onkel, und seinem Bruder, dem Erbprinzen, nachzueifern, das Unglück, bei einem elenden Scharmützel durch einen Schuß tödtlich verwundet zu werden. Soubise schickte selbst zwei seiner erfahrensten Wundärzte ins Lager der Alliirten, aber sie vermochten diesen edlen Jüngling nicht zu retten. Diese unserm Jahrhundert eigene Humanität, mitten unter verheerenden Kriegen, hinderte doch nicht, daß Luckner das große Magazin zu Höxter wegnahm, worin sich 5780 Säcke Korn und Mehl nebst vielem andern Proviant befanden. Ferner wurden von dem Parteigänger Freitag die Französischen Magazine zu Witzenhausen, Eschwege und Wanfried verbrannt, bei Rotenburg und Melsungen 33 mit Munition beladene Schiffe in Grund gebort, und bei Fritzlar eine Kriegskasse von 25,000 Reichsthalern weggenommen.

Ungeachtet aller dieser Vortheile, und obgleich Ferdinand im letzten Treffen die Ehre des Sieges hatte, so war doch dadurch nichts gewonnen. Bei der großen Uebermacht der Feinde, und bei ihren Hülfsquellen, kam ihr Verlust in keine

Betrachtung; auch würden sie wahrscheinlich neue Versuche gemacht haben, mit ihren zwei vereinigten Heeren die schwache Armee der Alliirten dennoch in die Enge zu treiben, allein die Französischen Feldherren stimmten nicht zusammen. Es herrschte eine alte Feindschaft unter ihnen. Dies Treffen, von dessen üblen Ausgang niemand die Schuld tragen wollte, gab dem Haß neuen Stoff, und es entstand zwischen beiden ein großer Streit. Broglio beschuldigte den Prinzen Soubise, daß er zu spät den Angriff gemacht habe; Soubise hingegen behauptete, daß sein Gegner ihn zu früh vor der bestimmten Zeit angefangen, um ohne seine Mithülfe zu siegen, und daß er den Rückzug befohlen, als die Armee des Soubise Hoffnung gehabt, das verlorne Treffen wieder herzustellen. Der Zwist ging so weit, daß er von dem Tribunal der Marschälle von Frankreich entschieden werden mußte.

Diese Uneinigkeit gab Anlaß, daß sich die zwei vereinigten Armeen bald nach dem Treffen trennten. Beide zogen sich zurück. Broglio marschirte nach Cassel, und Soubise ging über die Rhr. Ferdinand sah sich nun genöthigt, seine Macht zu theilen, um beide feindliche Armeen zu beobachten, die endlich wieder vorrückten. Broglio's Absicht war, in Hannover so weit wie möglich einzudringen, und Soubise drohte, Münster zu belagern, das er blokirt hielt; allein er hatte an dem Erbprinzen einen sehr wachsamen Gegner. Unter seiner Anführung nahmen die Alliirten die Stadt Dorsten an der Lippe mit Sturm ein; einen Ort, den die Franzosen befestigt und zum Waffenplatz bestimmt hatten, und wo jetzt Zubereitungen zur Belagerung von Münster gemacht wurden. Hier befand sich die Bäckerei der Armee des Prinzen Soubise, daher man über 100 Backöfen, 4000 Säcke Mehl, und mehr als 100,000 Rationen Hafer erbeutete. Alles dieses wurde zerstört, die Backöfen zertrümmert, und die 650 Mann starke Besatzung zu Gefangenen gemacht. Nun war Soubise gezwungen, sich über die Lippe zurückzuziehen.

Broglio aber war zu stark, um sich von Hannover abhalten zu lassen. Ferdinand hingegen bemühte sich, ihn in nachtheiligen Posten zu einem neuen Treffen zu bringen, und war daher immer in der Nähe. Der Französische Feldherr vermied jedoch sorgfältig, sich mit ihm einzulassen. Da Ge-

walt dieses Vorrücken nicht hemmen konnte, nahm Ferdinand seine Zuflucht zur List. Er marschirte eiligst nach Hessen, und schnitt der Französischen Armee die Zufuhr von dorther ab. Diese meisterhafte Kriegsoperation gelang, und Broglio ging sogleich nach Hessen zurück. Ferdinand marschirte nun nach Paderborn, um die Franzosen zu beobachten, wenn sie ihren Anschlag auf Hannover erneuern sollten. Der Erbprinz aber, der jetzt wegen Münster nichts mehr zu fürchten hatte, stieß nun zur großen Armee, und vernichtete auf dem Marsch die Französischen Magazine, die er in unbefestigten Oertern antraf.

Indessen drang Soubise wieder über die Lippe vorwärts, und sandte Parteien aus, die Westphalen durchstrichen, und das Land grausam verheerten. Broglio schickte Detaschements nach dem Harzwalde, und ließ dort schwere Contributionen eintreiben. Der Prinz Xavier von Sachsen aber belagerte Wolfenbüttel, das sich nach einem Bombardement von fünf Tagen ergab. Diese Stadt mußte 200,000 Reichsthaler Brandschatzung, 28,000 Reichsthaler als Geschenke für die Befehlshaber, und weil man die Thürme verschont hatte, noch 14,000 Reichsthaler für die Erhaltung ihrer Glocken bezahlen. Die Zahlung geschah größtentheils in baarem Gelde; für das fehlende wurden Kaufmannsgüter, Wechsel und Geißeln mitgenommen. Der regierende Herzog von Braunschweig wollte diese Drangsale seines Landes nicht mit ansehen, und begab sich mit seiner Familie nach Zelle.

Xavier richtete nun seine Augen auf die Stadt Braunschweig, die auch wirklich berennt wurde, allein in eben der Nacht, da man anfangen wollte, diese Residenz zu beschießen, kam der zwanzigjährige Prinz Friedrich seiner bedrängten Vaterstadt zu Hülfe; er vereinigte sich mit dem General Luckner, und nun griffen beide die Belagerer unverzüglich an, die keinen Anfall erwarteten. Sie wurden nach einem hitzigen Gefecht mit Verlust von mehr als 1000 Mann und einigen Kanonen verjagt, so daß sie nicht allein die Belagerung sofort aufhoben, sondern auch Wolfenbüttel verließen.

Ein Detaschement von der Armee des Soubise nahm Osnabrück weg, und behandelte die Einwohner dieser Stadt

ganz barbarisch, weil sie nicht sogleich eine ungeheure Brandschatzung bezahlen konnten. Ein anderer Kriegshaufe erschien vor Emden, wo zwei Compagnien Brittischer Invaliden die Besatzung ausmachten. Diese wurden, durch die Versprechungen der Franzosen, und das Bitten der erschrockenen Einwohner, zur Uebergabe der Stadt vermocht. Man achtete aber die Versprechungen wenig, und schrieb in ganz Ostfriesland Contributionen aus, die in baarem Gelde eine Million Reichsthaler betrugen, wozu Emden 200,000, und Aurich 150,000 Reichsthaler liefern sollten. Man bezahlte davon auch einen Theil. Die Größe der geforderten Summen aber, die der Einwohner Kräfte überstiegen, und die grausame Art sie einzutreiben, setzte das ganze Volk in Verzweiflung. Die Bauern rotteten sich zusammen, bewaffneten sich so gut wie sie konnten, fielen über ihre unmenschlichen Feinde her, und jagten sie zum Lande hinaus. Viele dieser braven Bauern mußten aber nachher, da ein anderes Französisches Detaschement ankam, ihre Selbstvertheidigung mit dem Strange büßen.

Die Franzosen hatten die Reichsstadt Bremen nicht aus den Augen verloren. Die vortheilhafte Lage dieses Orts an der Weser, die Größe und der Reichthum derselben, die Nachbarschaft des Meeres, alles lud zu dem Besitz ein, den man so wiederholt gestört hatte. Hiezu kam, daß die Stadt jetzt voll Magazine für die alliirte Armee war, die große Leichtigkeit, sie von der Seeseite immer zu füllen, und die Verbindung mit Stade. Die Franzosen hatten schon bei Frankfurt am Main gezeigt, daß man die Reichsstädte nöthigen Falls feindlich behandeln könnte. Klagen dieser Art beim Oberhaupt des Deutschen Reichs waren ohne Wirkung. Die Einnahme und wo möglich die Behauptung von Bremen wurde daher von den Franzosen abermals beschlossen; allein das Gerücht ihrer Grausamkeit und die Beispiele davon, die man in allen benachbarten Ländern gesehen hatte, trieben jetzt die Einwohner zu dem Entschluß, sich lieber bis auf den letzten Mann zu vertheidigen, als solch einem Feinde die Stadt einzuräumen. Er wurde bei seiner Annäherung mit Verlust abgewiesen, und zog sich schleunig zurück. Ferdinand verstärkte die Besatzung durch einige Brittische Bataillone, um ähnliche Versuche desto nachdrücklicher zu vereiteln.

Was den Franzosen an Thätigkeit im Felde abging, ersetzten sie durch mannigfaltige Anstalten, Vorsichtsmaaßregeln und Zurüstungen. Ein Theil der Mauern und Wälle von Duderstadt wurde niedergerissen, wozu man 800 Bauern und Bergleute vom Harz brauchte, denen die Bürger Essen und Trinken geben mußten. Auch die Weiber ließ man nicht müßig. 300 von diesen wurden bestimmt, in Tragkörben eine Menge Kanonenkugeln von der Eisenhütte zu Lautenberg nach Göttingen zu bringen, wohin auch Duderstadt 600 Paar Schuhe liefern mußte. Von dem Fürstenthum Göttingen wurden 13,000 Stück Leinewand zu Betten, und 18,000 Hemden gefordert. Die Hauptsorge betraf jedoch die Füllung der Magazine, und hier ließen es die Franzosen, gleich viel ob in Feindes oder Freundes Land, an Ausschreibungen nicht fehlen. Der Fränkische Kreis erließ deshalb unter dem 10ten November 1761 ein Klageschreiben an den Kaiser, worin die bereits gemachten Lieferungen und der im Krieg erlittene Schaden auf drei und zwanzig Millionen Gulden angegeben wurden; man bat um seine Verwendung beim König von Frankreich, damit der Kreis fürs künftige verschont bliebe, weil, wie es hieß, er sonst mit seinen Reichsverpflichtungen einhalten müßte. Diese Klagen aber wurden nicht gehört; man fuhr fort auszuschreiben und zu liefern, und die geäußerte Drohung der Kreisstände blieb unerfüllt.

Ein merkwürdiges Schreiben, das der Herzog von Sachsen-Meinungen, Anton Ulrich, bald nachher wegen dieser Bedrückungen an die Fränkische Kreisversammlung erließ, stellte die Art derselben nachdrücklich dar. Er sagte: Alle Nationen in Europa, nur die Portugiesen allein ausgenommen, haben seit zweihundert Jahren ihre Fahnen in Deutschland wehen lassen. Alle haben die Provinzen entweder verheert, oder doch durch ihre Heereszüge unglücklich gemacht. Keine dieser Nationen entzog jedoch den Kreisversammlungen die gebührende Achtung; nur Frankreich behandelt in unserm erleuchteten Zeitalter diese aus souverainen Fürsten und Ständen bestehenden Versammlungen, seine Mitverbündeten im Kriege, auf eine achtungslose Weise, und mit Despotismus. Der Dienst des Königs ist der zureichende Grund der

Franzosen, um jede ungerechte Handlung und jede Erpressung zu rechtfertigen.

Man sah in Versailles diese Klagen eines Deutschen Fürsten als ein Verbrechen an, und der Herzog wurde durch die härtesten Drohungen gezwungen, seine Klagen wieder zurück zu nehmen. Die Despotie aber ging noch weiter. Ein bloßer Courier brachte der Fränkischen Kreisversammlung zu Nürnberg den Befehl Ludwigs des funfzehnten, bei Strafe der härtesten Ahndung, die Beschwerden des Herzogs von Sachsen-Meinungen, so wie die darüber genommenen Beschlüsse aus ihren Protokollen und Akten gänzlich auszustreichen. Dieser Befehl, dem die nahe befindlichen Französischen Armeen das nöthige Gewicht gaben, wurde auch sogleich befolgt.

Die Franzosen bedienten sich bei diesen gewaltsamen Maaßregeln allerlei Mittel, ihre Bedürfnisse zu sichern. Die Hannoveraner mußten eine große Anzahl Katzen liefern, weil sich in den Franzbsischen Magazinen eine ungeheure Menge Mäuse einfanden. Da nun die Katzen das Einsperren nicht vertragen konnten, so wurden Lieferungen von Igeln und Füchsen ausgeschrieben. In den Hannöverschen Ländern wurde auch, nach dem Beispiel Friedrichs in Sachsen, eine Menge Rekruten ausgehoben, zwischen funfzehn und vierzig Jahren, die gegen ihr Vaterland fechten mußten. Wollten sie diesen Zwangsdienst heimlich verlassen, so wurden sie eben so wie die gebornen Unterthanen Frankreichs mit dem Tode bestraft. Aus den Forsten in Hannover mußten 50,000 Pallisaden zur bessern Befestigung von Göttingen geliefert werden. In dieser Stadt nahmen sich die Franzosen der Polizei an. Die Schuster, deren Arbeit schlecht gerieth, wurden auf öffentlichem Markt geprügelt, wobei die ganze Schustergilde gegenwärtig seyn mußte. Die immer erneuerten unruhigen Scenen veranlaßten, daß sich eine große Anzahl Studenten dieser hohen Schule nebst verschiedenen Professoren nach Clausthal begaben. Hessen wurde jedoch noch übler als Hannover behandelt. Auch hier hoben die Franzosen Rekruten aus zum Dienst ihres Königs; und entfernte sich der durch Gewalt gegen sein Vaterland, gegen seine Brüder, und gegen alles, was ihm theuer war, zu fechten gezwungene Soldat von den

ihm verhaßten Fahnen, so war ohne Gnade der Strang sein Loos. Alle zum Kriege taugliche Mannschaft im ganzen Lande wurde aufgezeichnet, und die Auswanderungen bei Galeeren-Strafe verboten. Dabei mußten die Französischen Truppen in Cassel sich täglich in den Waffen üben, da man denn nach Anweisung der Ueberläufer die Preußische Art des Exercirens nachzuahmen suchte.

Eilftes Buch.

Alle kriegführende Nationen wünschten den Frieden, aber nicht ihre Beherrscher. Friedrich allein sehnte sich darnach, jedoch ohne Aufopferungen machen zu wollen. Theresia wäre noch zur Zeit, selbst mit der Zurückgabe von ganz Schlesien nicht zufrieden gewesen, wenn sie ihre Hauptabsicht, den König von Preußen zu dem Rang eines kleinen Fürsten zu erniedrigen, verfehlt hätte. Elisabeth hatte ihre Rache gesättigt, und würde sich nicht abgeneigt bezeugt haben, einen Krieg zu endigen, dessen schwere Bürde sie fühlte; allein sie betrachtete jetzt das Königreich Preußen als eine Russische Provinz, die durch einen fortwährenden Krieg behauptet werden konnte, da eine gutwillige Abtretung nicht denkbar war. Dem Hof zu Stockholm und der ganzen Schwedischen Nation war der Krieg mit Preußen von Anfang an verhaßt gewesen, allein der Zügel der Regierung war immer noch in den Händen von Reichsräthen, die blindlings den Befehlen des Hofes zu Versailles gehorchten. Die Französische Nation schmachtete am meisten nach dem Ende eines Krieges, der ihr Land von Geld und Menschen entblößte, der ganz dem Interesse des Reichs entgegen, aus Phantasie angefangen, aus Privat-Eigennutz der Minister und Höflinge fortgesetzt, und jetzt, ohne zu wissen warum, mit Wuth verlängert wurde.

Ludwig der funfzehnte, der nur für Vergnügungen Sinn hatte, bekümmerte sich wenig um das Glück oder Unglück seines Volks. Das Steuerruder des Staats hatte jetzt Choiseul in Händen; ein Minister, unerschöpflich an politischen Künsten, der die Allianz mit Oesterreich gemacht hatte, den Krieg liebte, und den König von Preußen haßte. Dieser

Haß

Haß erreichte den höchsten Grad nach Lesung eines poetischen Briefes, den Friedrich an Voltaire geschrieben, und den dieser in Frankreich lebende Dichter, aus Furcht vor der Bastille, dem Minister zugesandt hatte. Chdiseul, der in dieser nicht zur Bekanntmachung bestimmten Epistel höchst verächtlich geschildert war, vergaß sich so sehr, daß er darauf in einer andern Epistel antwortete, deren Ton von den Pariser Poissarden entlehnt war. Und nun ging bei ihm Haß und Rache unaufhaltsam fort. Sein jetziger Entwurf war sehr ausgedehnt. Er wollte alles anwenden, auch Spanien, mit dem er das berühmte Bourbonsche Bündniß geschlossen hatte, zum Kriege zu vermögen, England durch Unterhandlungen mitten im Lauf seiner Siege einschläfern, und dadurch Zeit gewinnen, Frankreichs Seemacht wieder herzustellen. Ferner beschloß er mit einer auf 6000 flachen Fahrzeugen eingeschifften Armee in Groß-Britannien eine Landung zu machen, und dem für Frankreich bis dahin unglücklichen Kriege in Amerika eine andere Gestalt zu geben. Es wurde also der Graf Bussy als Abgeordneter nach London geschickt, dem Englischen Hofe einen Waffenstillstand anzutragen, der jedoch nicht zugestanden ward, obgleich auch Mr. Stanley als Englischer Gesandter nach Frankreich ging. Beide erhielten von den gegenseitigen Höfen Pässe zu ihrer Reise, die jedoch nichts fruchtete, da die Französische Unterhandlung bloß ein politisches Fechterspiel war.

Der Hof zu Madrid, der geheimen Verbindung mit Frankreich getreu, versuchte seine Vermittelung den Engländern aufzudringen. Da sie aber verworfen wurde, ließ der Spanische Gesandte in England gegen den großen Pitt einige Drohungen fallen, die dieser durch die berühmte Antwort erwiederte: „Sie haben meinen Entschluß gehört, und davon „werde ich nicht abgehen, bis der Tower von London mit dem „Schwerdt in der Faust erobert ist.“ Da bei den Friedens-Versuchen die Entschädigung des so hart mitgenommenen Kurfürstenthums Sachsen den verbündeten Mächten immer zum Hauptaugenmerk diente, so glaubte Friedrich, diesen Punkt durch einen sonderbaren Vorschlag zu berichtigen. Ein Ländertausch schien ihm hiezu das beste Mittel zu seyn; er wollte das Königreich Preußen und seine Westphälischen Pro-

vinzen für den Besitz von Sachsen hingeben, dabei der Familie des August auch der Königstitel als erblich verbleiben sollte. Friedrich wollte dagegen den Titel, König der Wenden, annehmen. Die Einkünfte der beiderseitigen hier vorgeschlagenen Staaten standen in Gleichgewicht; auch versprach die Nachbarschaft von Polen der neuen Monarchie den wirksamsten Einfluß zur fortwährenden Behauptung dieser Krone. Der Antrag wurde jedoch gleich zurückgenommen, da August ihn als eine Beleidigung ansah, und von der Entsagung seines geliebten Landes unter keinerlei Bedingungen etwas hören wollte. Ohne die große Revolution in Rußland im folgenden Jahre wäre jedoch dieser Entwurf zur Wirklichkeit gekommen. Der Sieger hätte Gesetze vorgeschrieben, die man gern oder ungern hätte annehmen müssen, und Sachsen wäre das Eigenthum des Eroberers geblieben. Jetzt aber sah man noch in Wien sowohl wie in Versailles, Petersburg, Warschau und Stockholm neue Strahlen von Hoffnung, und nun verschwanden auch die letzten Spuren der Friedens-Unterhandlungen.

Friedrich hatte indessen einen Verlust erlitten, der eine ganze Provinz aufwog. Dies war George der zweite, König von England, der im October 1760 gestorben war. Mit seinem Leben hörte auch der Eifer auf, den Krieg in Deutschland mit Nachdruck fortzuführen, oder nach dem Ausdruck Pitts, Amerika in Deutschland zu erobern. Die ganze Englische Nation, ehemals mit dem Landkriege nicht zufrieden, war jetzt von dessen Nutzen überzeugt, und wünschte einstimmig die Fortsetzung. Pitt, der das Unterhaus beherrschte, war zwar noch am Ruder, seine Macht im Cabinet aber, von den ersten Tagen der neuen Regierung an, nicht mehr die vorige. Er mußte solche mit Lord Bute, dem Günstling des neuen Königs, theilen, mit einem Minister, der kein anderes Talent besaß, als das, sich seinem Monarchen unentbehrlich zu machen, und durch unüberlegte Maaßregeln ein großes blühendes Reich von seiner Höhe herabzustürzen. Denn dieser Minister, der sein gänzliches Unvermögen fühlte, das Staatsruder im Kriege zu führen, der aber doch herrschen wollte, strebte nach Frieden. Zwar waren alle Minister, das Parlament, und die ganze Nation entgegengesetzter

Meinung, aber er arbeitete im Stillen, seinen Zweck zu erreichen. Der Tractat mit Preußen wurde nicht erneuert, und Friedrich erhielt keine Subsidien mehr; obgleich George der dritte in seiner ersten Parlamentsrede feierlich versprochen hatte, die mit den Alliirten eingegangenen Verbindungen zu erfüllen. Bute wollte hievon nichts hören; man suchte allerhand Ausflüchte, und endlich schlug man die Bezahlung der Hülfsgelder geradezu ab.

Hier müssen wir den Gang der Kriegsbegebenheiten einige Augenblicke unterbrechen, um einer Eigenthümlichkeit Friedrichs zu erwähnen, die bei Königen und Helden zu den seltenen gehört, bei ihm aber aus mehr als Einem Grunde beachtet zu werden verdient. Der große König widmete nämlich auch in seinen Kriegen, besonders aber in den Winterquartieren, einen Theil seiner Zeit den Wissenschaften und Künsten. Die Musen begleiteten ihn in das Lager, wohin sie seit der Römer Zeiten höchst selten gekommen waren. Der Oberst Quintus Jeilius genoß seines täglichen Umganges. Dieser gelehrte Officier, dessen Familienname Guichard war, besaß außerordentliche Kenntnisse in der alten und neuen Litteratur; besonders hatte er die Taktik der Griechen und Römer studirt, und in seinen Schriften vortrefflich erläutert. Dieser Umstand veranlaßte Friedrich, ihm den Namen eines Römischen Centurio zu geben, den er auch sein ganzes Leben hindurch behielt. Da der König nach der Torgauer Schlacht zum erstenmal den Winter in Leipzig zubrachte, vermochte ihn Quintus zu Unterredungen mit Professoren dieser Universität. Die Vorurtheile Friedrichs gegen Deutsche Gelehrte waren unbegrenzt. Er würdigte keinen, ihn näher kennen zu lernen, und las keine Bücher in seiner Muttersprache, in der Voraussetzung, daß die Deutsche Litteratur im Jahr 1760 sich in eben dem Zustande wie 1730 befände; einem Zeitpunkt, wo der Königliche Jüngling von gelehrten Pedanten gemartert wurde, und wo der Hofnarr Gundling Präsident der Deutschen Akademie der Wissenschaften in Berlin war. Indessen war eben damals, mitten unter diesen Blutscenen, in diesen Tagen der Verwüstung und des namenlosen Jammers, für die von Friedrich verachtete Deutsche Litteratur die schönste Morgenröthe angebrochen, die den herrlichsten Tag versprach.

Schon lange behaupteten die Deutschen den Ruhm, das gelehrteste Volk der Erde zu seyn. Sie drangen tief in die Wissenschaften, studirten die Sprachen aller Nationen, deren Lehrer sie durch ihren eisernen Fleiß in so vielen Zweigen des menschlichen Wissens wurden. Bei allen diesen großen Vorzügen aber waren diese Gelehrten Pedanten. Die Gelehrsamkeit verdrängte bei ihnen das Genie, und eben diejenigen Männer, die in ihrem Geist mehr in Athen und Rom, als in Deutschland lebten, wußten nichts von den Grundsätzen des guten Geschmacks. Hiezu kam eine noch uncultivirte Sprache. Erst dann wurde sie cultivirt, erst dann wurde ihre Schönheit, ihr Reichthum, ihre Energie erkannt, als unsterbliche Dichter sie mit dem Götterfunken des Genie's belebten, sie in allen Formen benutzten, und ihre Leier für alle Töne stimmten. Nun wurden bald auf dem Felde der Wissenschaften Riesenschritte gemacht, deren Größe die fremden Nationen aus Mangel an Sprachkenntniß zu ahnen anfangen, aber noch nicht vollständig zu würdigen vermögen. Und diese große Epoche fiel grade in den Zeitpunkt dieses außerordentlichen Krieges, wo sich so viel andere Geisteskräfte entwickelten, und durch erstaunenswürdige Handlungen an's Licht traten.

Nie war bei einem Volk eine Geistes-Revolution schneller und bewundernswürdiger; nie zeigte sich menschliche Größe in mannigfaltigeren Gestalten, als jetzt. Während die Deutschen Feldherren Friedrich und Ferdinand unter dem Donner der Kanonen den Völkern der Erde ihre schrecklichen Lehrstunden gaben, stieg der Deutsche Winkelmann mit so viel Muth als Glück ins Labyrinth des Alterthums hinab, um aus dem Chaos der alten Kunst Ordnung zu schaffen, bestimmte der Deutsche Euler den Lauf der Planeten, und der Deutsche Mengs wurde der Raphael des achtzehnten Jahrhunderts. Bildende Künstler aller Art mehrten sich in Deutschland, und zeigten ihre Talente in Statuen, Medaillen und Kupferplatten. Auf diese Weise riefen die Deutschen Musen mitten unter dem Schlachten-Getümmel die Künste hervor, und so wurde von ihnen die Leier des Dichters, der Pinsel des Mahlers, der Grabstichel des Kupfer-

stechers, und der Meißel des Bildhauers, mit den jungen Zweigen des neu gepflanzten Lorbeers umwunden.

Diese Geistes-Revolution erstreckte sich über alles. Zu eben der Zeit, als die Kriegskunst vervollkommnet wurde, verließen einsichtsvolle Deutsche Theologen ihre dunklen Dogmen, um reine Gotteslehre und Moral zu predigen. Die Deutsche Kritik war bisher noch in ihrer Kindheit gewesen, jetzt aber war die Epoche, wo sie ihre große Laufbahn begann. Die Rechtsgelehrten veränderten ihre barbarische Sprache, und führten die Philosophie in die Tempel der Themis ein. Die Aerzte hörten auf, bei den Kranken Griechische Gelehrsamkeit zu zeigen, und fingen an, verständlich zu reden und zu schreiben. Die Deutschen Naturforscher, obgleich sie keinen Mahler der Natur wie Büffon hatten, fuhren dennoch fort, alle, selbst die klügsten Nationen Europens, die Franzosen und Britten, in der Naturkunde zu belehren, und bewirkten dies durch ihre neuern Entdeckungen, durch ihre unermüdeten Versuche, und durch die bessere Kunst sich auszudrucken, mehr wie jemals. Auch die Mathematiker benutzten diesen besseren Geist, und zeigten in ihren Schriften eine vordem nie geahnete Faßlichkeit.

Am meisten aber glänzten die Dichter. Schon hatten Haller, Hagedorn, Bodmer, Utz und Gellert gesungen. Ihr vortrefflicher Gesang ging großentheils bei einem noch ungebildeten Volke verloren. Ein besserer Zeitpunkt erschien, wo so viele Begebenheiten und Leidenschaften selbst die schläfrigsten Menschen in allen Theilen Germaniens, wo nicht zur Thätigkeit, doch zur Theilnahme weckten, und nun traten Wieland, Klopstock und Lessing auf; drei Männer vom Schicksal bestimmt, den Nationalruhm des Deutschen Genie's bei der Mitwelt, und noch mehr bei der spaten Nachwelt zu sichern, und den größten Geistern anderer Völker zur Seite zu stehen. Damals Jünglinge schritten sie langsam aber sicher zum Tempel der Unsterblichkeit. Wieland fing an durch seine göttlichen Gedichte die Menschen zu bezaubern. Er wandelte, auf jedem Pfade belehrend und vergnügend, seine labyrinthische Laufbahn; bald sang er die Seligkeit der Liebe, bald kleidete er die Philosophie des Lebens in reizende Gestalten; hier versetzte er seine Leser in den Olymp, dort

nach Griechenland, hier in die Ritterzeit, dort in die unsrige, oder in eine idealische Welt; bald entzückte er in Prosa, bald in Versen, und dies alles mit einer Kunst, die nach dem Ausdruck des Französischen Dichters Dorat glauben läßt, daß es die Grazien dictirt, und Wieland es niedergeschrieben habe. Klopstock trat damals mit seiner Messiade auf, die ihm einen Rang unter den größten Dichtern aller Zeiten gab; und Lessing machte den Anfang, sein für alle Fächer des Wissens geschaffenes und überall umfassendes Genie zu entwickeln. Kleist besang unnachahmlich die schöne Natur; Gleim wurde Deutschlands Tyrtäus, so wie dessen Anakreon; Ramler der Horaz, und Gesner der Theokrit Deutschlands.

Diesen glänzenden Anfang einer so glorreichen litterarischen Epoche verkannte der große Friedrich aus einem Vorurtheil, das selbst seine parteilosen gelehrten Freunde nicht besiegen konnten. Unter andern fanden sich eben jetzt bei diesem Monarchen zwei eifrige Vertheidiger der neuern Deutschen Litteratur. Dies waren zwei unbefangene gelehrte Ausländer, der Englische Gesandte Mitchel, sein Kriegsgefährte, und der Französische Marquis d'Argens, Friedrichs Freund, die beide den König auf den von ihm nicht beobachteten Flug des Deutschen Genie's aufmerksam zu machen suchten. Da der Monarch aber die Deutschen Buchstaben nicht leiden konnte, so blieben die Vorstellungen dieser vortrefflichen Männer fruchtlos. Gottsched, der damals noch viel Anhänger hatte, die ihn als einen außerordentlichen Mann betrachteten, war am wenigsten fähig, diese Vorurtheile zu vernichten, als er die Ehre einer Unterredung mit dem gekrönten Dichter hatte. Sein fälschlich erworbener Ruhm bei seinen eingeschränkten Fähigkeiten, und sein gänzlicher Mangel an Witz und Geschmack, bestärkten vielmehr die vorgefaßte nachtheilige Meinung des Königs, und entschieden sein Urtheil über diesen Gegenstand für sein ganzes übriges Leben. Friedrich ließ endlich auf Quintus Anrathen den Professor Gellert zu sich kommen. Die gründlichen Kenntnisse dieses Gelehrten, sein guter Geschmack, und die Art seines Vortrages, setzten den König in Verwunderung, und erzeugten Lobsprüche, die den bescheidenen Gellert wahr-

haft beschämten *); selbst die Freimüthigkeit des Mannes, womit er dem Monarchen seine zu große Anhänglichkeit an die Franzosen, und seinen geringen Schutz der Deutschen Litteratur vorwarf, mißfiel nicht **). Es blieb jedoch nur bei einer Unterredung, ungeachtet der Erinnerung Friedrichs, öfter zu kommen, da Gellert, wie er in einem Briefe an Rabener sagt, die Lehre des Sirach: „dränge dich nicht zu „den Königen," wörtlich befolgte.

Wir nehmen den Faden der Geschichte wieder auf. Die so unerwartet entzogenen Brittischen Subsidien trugen vielleicht zu dem Entschluß nicht wenig bei, den nächsten Feldzug vertheidigungsweise zu verfahren. Die Oesterreicher betrachteten Friedrichs Behutsamkeit als eine Kriegslist, irgend einen großen Streich desto gewisser auszuführen, und gingen daher auch nicht angreifend zu Werke, sondern begnügten sich, seine Bewegungen zu beobachten. Noch immer war Schlesien das Augenmerk der Oesterreicher und Russen; der König marschirte also im Frühling dieses Jahres dahin, und ließ den Prinzen Heinrich mit einer Armee in Sachsen zurück. In dieser Provinz blieb auch Daun mit seiner Haupt-Armee, und überließ es Laudon, mit dem König sein Glück zu versuchen. Dieser Feldherr, der General-Feldzeugmeister geworden war, und den man bisher nur an der Spitze untergeordneter Corps gesehen hatte, commandirte jetzt zum erstenmal eine große Armee, womit er in Schlesien eindrang; allein, durch besondere Befehle seines Hofes bestimmt, vermied er, ganz wider seine Gewohnheit, jetzt sorgfältig eine Schlacht. Er stand zwei Monate lang in dem festen Lager bei Braunau, und die Berggötter waren, so wie sonst unter Dauns Anführung, die Schutzgötter der Oesterreicher. Endlich setzte er sich in Bewegung, da seine Vereinigung mit der

*) Der König, der, wie oben gesagt, die Deutschen Gelehrten weder persönlich, noch ihre Schriften kannte, bediente sich des Ausdrucks: C'est le plus raisonnable de tous les Savants Allemands.

**) Friedrich hat sich in der Folge über seine Verachtung der Deutschen Litteratur auf eine höchst merkwürdige Weise ausgesprochen, in der von ihm verfaßten Schrift: „Ueber die Deutsche Litteratur ꝛc.," welche 1780 in Französischer Sprache, und zugleich in einer Uebersetzung von Dohm erschien. Th. H.

Haupt-Armee der Russen, so wie im vorigen Jahr, der Grund des Operationsplans seyn sollte. Letztere zu beobachten, stand der General Goltz mit 12,000 Mann bei Glogau. Der König verstärkte ihn noch mit 9000 Mann, und sandte ihm dabei den Befehl, die Russen, die in einzelnen Corps anrückten, so abgesondert nach der Reihe anzugreifen. Allein Goltz starb schleunig; Ziethen, der nun das Commando erhielt, rückte in Polen ein, mußte aber wegen der zu baldigen Vereinigung aller Corps der Russen seine Versuche aufgeben. Das Heer dieses Volks fiel nun in Schlesien ein, und bemühte sich, zu Laudon zu stoßen, der auf der andern Seite der Oder stand. Der König gewann jedoch den Vorsprung durch überaus schnelle, kaum glaubliche Märsche; denn am 4ten August zog die Preußische, mit allen Corps in Schlesien verbundene Armee, die, ohne die kleinere Artillerie, 180 schwere Kanonen mit sich führte, von Oppersdorf hinter Neisse bis Poltmannsdorf, sechs und eine halbe Meile; am folgenden Tage marschirte sie bis Strehlen anderthalb, und den 6ten August bis Kant, wieder sechsthalb Meilen. Vermittelst dieser angestrengten Heeresbewegungen machte Friedrich es den Russen, die unentschlossen herumzogen, und gleichsam zum Zeitvertreib Breslau von sieben Batterien beschossen, lange Zeit unmöglich, über die Oder zu gehen. Dies geschah daher nicht dem Entwurf zu Folge im Julius, sondern erst im August, wo denn am 12ten die so lange gewünschte, und seit vier Jahren vorbereitete Vereinigung bei Striegau erfolgte. Da es den Russen gleich an Proviant fehlte, so sandte Laudon vier Tage nachher 400,000 Portionen Brod für sie nach Jauer. Einige Wochen zuvor waren im Russischen Hauptquartier zwei Wagen mit Gedächtnißmünzen angelangt, die den Sieg bei Kunersdorf vorstellten, und zum Andenken unter die Soldaten vertheilt wurden.

Der Ober-Befehlshaber der Russischen Armee war jetzt der Feldmarschall Butturlin; sein Heer war über 60,000 Mann, und das Oesterreichische 72,000 Mann stark. Friedrich hatte ihnen nur 50,000 Mann entgegen zu setzen, und mit diesen bezog er ein Lager bei Bunzelwitz, unweit Schweidnitz, wodurch diese Festung gedeckt wurde. Die feindlichen Armeen umzingelten ihn hier, und formirten

einen halben Mond, so daß dem Könige bloß der Rücken frei blieb. Friedrichs politische sowohl als militairische Lage war in diesem Kriege oft höchst kritisch gewesen, nie aber war es die letztere mehr als jetzt. Eine Schlacht zu liefern, sonst sein bestes Hülfsmittel, wäre bei solcher Uebermacht Verwegenheit gewesen. Selbst ein Sieg, in seinem jetzigen Zustande so schwer zu erringen, konnte nicht anders als sehr theuer erkauft werden, und wegen der so zahlreichen feindlichen Heere nur wenig nutzen; dagegen eine Niederlage für den König die schrecklichsten Folgen haben mußte. Was aber so oft bei den Preußischen Armeen den Mangel an Macht ersetzte, war: Cäsar und sein Glück. Friedrich besann sich nicht lange, und beschloß zum erstenmal in seinem Leben, eine Schlacht sorgfältig zu vermeiden. Bei seiner Haupt-Armee, dem Kern seiner Kriegsmacht, war, besonders wenn er sich an ihrer Spitze befand, nie von Verschanzungen die Rede gewesen. Man war in seinen Lägern gewohnt, bloß dem Kriegsgebrauch gemäß Erdhaufen für die Feldwachen der Infanterie aufzuwerfen, und Batterien für das schwere Geschütz anzulegen; jetzt aber sollte das ganze Lager verschanzt werden. Allein auch diese Handlung Friedrichs hatte das Gepräge des Außerordentlichen, und wurde auf eine Art und mit einer Geschwindigkeit ausgeführt, wovon man in der neuern Kriegsgeschichte kein Beispiel findet.

Der Mittelpunkt des Lagers war ungefähr eine Meile von Schweidnitz. Der ganze Bezirk, wo die Infanterie sich gelagert hatte, wurde jetzt zu einer Kette zusammenhängender Linien. Man sah Verschanzungen mit sechszehn Fuß tiefen und eben so breiten Gräben, die durch vier und zwanzig große Batterien an einander hingen; vor den Linien wurden Pallisaden (Schanzpfähle) eingerammt, und Sturmpfähle gepflanzt, oder Spanische Reiter (Balken, mit vier bis fünf Fuß langen zugespitzten Stäben kreuzweise durchzogen) gestellt, und vor diesen noch drei Reihen sechs Fuß tiefe Wolfsgruben (verdeckte Gruben von vier bis fünf Fuß Tiefe) gegraben. Man hatte jedoch Zwischenräume gelassen, damit die Cavallerie durchbrechen, ja durch welche auch die Infanterie nach Beschaffenheit der Umstände ausfallen und die Angreifenden selbst im Rücken oder in den Flanken angreifen konnte. Ei-

nige Gegenden des Lagers waren durch Moräste, andere durch das Striegauer Wasser, noch andere durch den Nonnenbusch gedeckt, einen Wald, worin man Verhacke gemacht hatte, und diese waren mit Jägern besetzt. Die Dörfer Bunzelwitz, Jauernick, Zeschen und Peterwitz wurden stark befestigt. Vier verschanzte Hügel innerhalb des Lagers stellten gleichsam Bastionen (Bollwerke) vor, und der sogenannte Würbener Berg auf dem linken Flügel war einer Citadelle ähnlich. Man sah nichts als Batterien. Jede derselben hatte überdies zwei Flatterminen (kleine Minen, die nur fünf bis zehn Fuß Erde über sich haben, und geschwind auffflattern), oder mit Pulver, Kugeln und Granaten gefüllte Gruben, die in einer geringen Entfernung vor den Batterien angelegt waren, durch Röhren ins Innere derselben gingen, und jeden Augenblick gesprengt werden konnten. Der König hatte auch noch eine Anzahl schwerer Kanonen aus Schweidnitz genommen, um die Batterien zu verstärken, die zusammen 460 Stücke Geschütz und 182 Minen dem Feinde entgegenstellten, und alles dies auf Anhöhen, deren Zugänge auch schon von der Natur durch kleine Bäche und sumpfige Wiesen beschwerlich gemacht waren. So war das Lager bei Bunzelwitz geformt, das, einer Festung gleich, von den Kennern, wegen der glücklichen Verbindung der Grundsätze der Taktik mit den Grundsätzen der Feld-Befestigungskunst, für ein Muster dieser letztern gehalten wurde, und den Feinden unübersteigliche Hindernisse zum Angriff zeigte. Sie konnten wegen des höher liegenden Preußischen Lagers von ihren Kanonen nicht den geringsten Nutzen erwarten, noch weniger von den Musketen, die gegen Pallisaden und Verschanzungen ganz überflüssige Waffen waren; und eben so geringen Beistand ließ ihre Cavallerie hoffen, die bei allen Bewegungen sich den Preußischen Kanonen aussetzen mußte. War schon die Art der Befestigung bewundernswürdig, so war es noch weit mehr die Geschwindigkeit der Ausführung; denn diese ungeheure, höchst mannigfaltige Arbeit, war das Werk von drei Tagen, mit Inbegriff der Nächte. Die Hälfte der Armee arbeitete immer, und die andere ruhte; und so ging es Tag und Nacht ununterbrochen fort, bis alles fertig war. Wo die Verschanzungen am linken Flügel aufhörten, in einer

großen Ebene, standen neunzig Schwadronen Preußischer Cavallerie, die begierig waren, die von Seydlitz gelernten künstlichen Reiterei-Manöver auf diesem so vortheilhaften Terrain in ihrem ganzen Umfang zu zeigen.

Laudon hatte von seiner Monarchin die Vollmacht erhalten, nach Gutbefinden eine Schlacht zu liefern, oder zu vermeiden. Er wünschte das erstere; auch war es gleich anfangs sowohl seine, als des Russischen Feldherrn Absicht, den König anzugreifen. Hiezu aber gehörte ein Plan, und dieser konnte wegen entgegengesetzter Meinungen, wegen der sehr verschiedenen sowohl politischen als militairischen Grundsätze zwischen den Oesterreichern und Russen, wegen mancher abweichenden Kriegsgebräuche, vieler Zweifel, und mannigfaltiger Bedürfnisse, nicht in einem Tage entworfen und geordnet werden. Friedrich benutzte diese für ihn äußerst kostbare Zeit, und da die Zweifel seiner Feinde gehoben, alles berichtigt, und die Heerführer zum Angriff entschlossen waren, so sahen sie kein Preußisches Lager mehr, sondern eine Kette von Festungswerken vor sich, die wie durch Zauberei aus der Erde hervorgegangen waren. Die Art, diese anzugreifen, oder vielmehr zu bestürmen, erforderte neue Entwürfe, und diese zeigten immer größere Schwierigkeiten; so daß in einem großen Kriegsrath, der im Russischen Lager gehalten wurde, und wobei Laudon gegenwärtig war, Butturlin geradezu erklärte, daß er mit seiner Armee nichts wagen wollte; sollte es aber zwischen den Kaiserlichen und Preußen zu einem Angriff kommen, so würde er ein Corps seiner Truppen zur Unterstützung senden. In der That war der Angriff dieses Preußischen Lagers eine große Verwegenheit. Man mußte Ströme von Blut erwarten, noch ehe man mit den Preußen im Innern ihrer Feldburg handgemein werden konnte. Die muthigsten Krieger aller Heere zagten bei dieser Unternehmung, die mehr als irgend eine im Lauf des ganzen Krieges entscheiden sollte, und die gewiß die schrecklichste Schlacht des achtzehnten Jahrhunderts gewesen wäre.

Diesen großen Versuch zu wagen, war jedoch jetzt Laudons höchster Wunsch, um so mehr, da, so groß auch der Verlust seyn mochte, die Wirkung eines Sieges für den ganzen Krieg entscheidend, und im widrigsten Fall der Rückzug

der Oesterreicher und Russen durch ihre Stellung gesichert war. Aber selbst diesen Fall hielt er nicht für wahrscheinlich; wenigstens ließ er nicht ab, den Russischen Feldherren den glücklichen Ausgang des Angriffs als unzweifelhaft vorzustellen; allein diese, die ohnehin auf ihn, als den eigentlichen Sieger bei Kunersdorf, eifersüchtig waren, wollten dies nicht einräumen, und blieben bei dem Satze stehen: Nichts zu wagen. Eine nothwendige Betrachtung gab der Sache vollends den Ausschlag. Laudon wollte bei diesem großen Kampfe, der seiner Monarchin den Besitz von Schlesien verschaffen sollte, mit seinem Heere nicht den leichtesten Theil der Blutarbeit übernehmen; auch glaubte er durch diese großmüthige Wahl des Schwersten, den Entschluß der Russen desto gewisser zu bestimmen, da sie immer Klagen führten, daß man ihren Truppen die größte Last des Krieges auflegen wollte. Allein dieser Plan hatte das Nachtheilige, daß dadurch die Russen eine untergeordnete Rolle spielten, und ihr Ober-Feldherr, Graf Butturlin, dem ihm an Rang und Würde ungleichen Laudon nachstehen, und dabei erwarten mußte, bei einem glücklichen Erfolg als ein bloßer Mithelfer zum Oesterreichischen Siege, bei einem widrigen Schicksal aber vielleicht als die einzige Ursache des Verlustes angesehen zu werden.

Friedrich war indessen stündlich zum Kampf bereit. Bei Tage, wo man alle Bewegungen in den feindlichen Lägern wahrnehmen konnte, mußten seine Soldaten rasten; sobald aber die Abenddämmerung anbrach, wurden die Zelte abgebrochen, die ganze Bagage der Armee unter die Kanonen von Schweidnitz geschickt, und alle Regimenter traten hinter ihren Verschanzungen ins Gewehr. So stand die ganze Infanterie, Cavallerie und Artillerie alle Nächte hindurch in Schlachtordnung. Der König befand sich gewöhnlich bei einer Haupt-Batterie, wo ein kleines Zelt für ihn aufgeschlagen war. Seine eigene Bagage wurde auch täglich alle Abend weggeschickt, und des Morgens kam sie zurück. Erst nach Aufgang der Sonne legten die Truppen ihre Waffen nieder, und schlugen ihr Lager wieder auf. Die Hitze war drückend, und, Brod ausgenommen, an Lebensmitteln großer Mangel. Es fehlte an Schlachtvieh und an Gemüse; die

Soldaten hatten also nichts zu kochen. Auch wurde das Bedürfniß des Schlafs mit jedem Tage dringender, da an keine anhaltende Ruhe zu denken war; die Kranken mehrten sich, und wurden immer schaarenweise nach Schweidnitz gebracht. So wurde das Mißvergnügen der Truppen bei der ganzen Armee allgemein, und die Desertion würde sehr stark gewesen seyn, wenn die verschanzten Linien bei Tage und die Schlachtordnung in der Nacht nicht alles Ausreißen unmöglich gemacht hätten. Dieser Umstand vermehrte die Unentschlossenheit der feindlichen Feldherren, und ihre Ungewisheit in Ansehung der Stärke und Schwäche der verschiedenen Lagerposten.

Jetzt erwartete der König alles von der Zeit, und besonders vom Hunger. Er selbst war durch die reichlich gefüllten Magazine in Schweidnitz beruhigt, die es wenigstens an Brod und Fourage nicht fehlen ließen; aber der Mangel dieser nöthigsten aller Bedürfnisse konnte bei den zahlreichen feindlichen Heeren, die in einem kleinen Bezirk zwischen Bergen eingeschränkt waren, nicht lange ausbleiben. Der Scheffel Korn war bis auf funfzehn Reichsthaler gestiegen, und doch mußten die Einwohner den Kauf zu diesem hohen Preise als einen Gewinn ansehen. Den Russen wurde diese Noth zuerst unerträglich. Friedrich hatte überdies Sorge getragen, sie noch zu vermehren, und große Besorgnisse bei ihnen zu erregen. Er schickte den General Platen mit 7000 Mann den Russen in den Rücken. Dieser Feldherr drang in Polen ein, und fand bei Gostin eine grroße, wohlverschanzte mit 4000 Mann Russen bedeckte Wagenburg. Er befahl, gleich zu stürmen, und nun drangen die Preußen mit gefälltem Bajonet, ohne einen Schuß zu thun, in die Verschanzungen, wo sie sich der hier zusammengehäuften ungeheuern Menge Wagen bemächtigten. Es waren deren 5000 an der Zahl. Platen ließ sie verbrennen, schlug die 4000 Mann starke Bedeckung, machte 1900 Gefangene, und zerstörte drei ihrer größten Magazine. Nun schien es den Russen die höchste Zeit, abzuziehen. Nachdem man also zwanzig Tage lang immer Entwürfe gemacht, und wieder verworfen hatte; nachdem die vereinigten Armeen zweimal zum Angriff früh Morgens ausgerückt, und sodann ohne Versuch wieder in

die Läger eingerückt waren, wurden alle Plane aufgegeben, und die bereits ausgetheilten Schlacht-Dispositionen wieder zurückgenommen.

Butturlin trennte sich nun von den Kaiserlichen, marschirte mit seiner Armee ab, ging den 13ten September über die Oder, und ließ Czernichef mit 20,000 Mann bei dem Oesterreichischen Heere zurück. Die Russen zogen sich nach Polen, das für die Preußischen Staaten die Büchse der Pandora war; denn, nicht genug, daß die verheerenden Russen alle Jahr hier herausströmten, kamen jetzt auch aus diesem Lande unermeßliche Schwärme von Heuschrecken, die die Sonne verdunkelten, und in der Nähe von Züllichau sechzig Quadratmeilen Feld überschwemmten.

Die Nachricht von dem Abzug der Russen erregte einen Jubel im Preußischen Lager. Man frohlockte, als ob man den herrlichsten Sieg erfochten hätte. Obgleich Laudons Heer in Verbindung mit dem Russischen Corps jetzt noch fast doppelt so stark als das Königliche war, so hörten dennoch alle Vertheidigungs-Maaßregeln der Preußen auf. Kein Lager wurde des Abends mehr abgebrochen; keine Bagage mehr weggesandt; es geschah kein nächtliches Ausrücken mehr; die Schweidnitzer Kanonen wurden zurück in die Festung gebracht; die Flatterminen ausgeleert; die Wolfsgruben zugeworfen; die Spanischen Reiter verbrannt, und ein großer Theil der Verschanzungen eingerissen; dabei war die Verbindung mit dem platten Lande wieder offen, und das Preußische Lager wurde jetzt mit allen Nothwendigkeiten reichlich versehen.

Friedrich blieb nicht länger in dieser Stellung, als vierzehn Tage nach dem Abmarsch der Russen; er sah den Feldzug noch nicht als geendigt an, und wünschte, ihn noch durch Thaten auszuzeichnen. Laudon stand in einem festen Lager, und bezeigte keine Lust zum Schlagen. Der König glaubte, ihn durch drohende Märsche daraus zu entfernen, und nach Böhmen zu treiben, oder auch eine vortheilhafte Gelegenheit zur Schlacht zu finden. Ueberdies war das Magazin in Schweidnitz durch die großen Lieferungen beinahe erschöpft; in Neisse hingegen befanden sich die Hauptbedürfnisse in Ueberfluß. Diesem Entwurf zu Folge brach

Friedrich aus seinem Lager auf, und zog sich nach Münsterberg, zwei Tagemärsche von Schweidnitz.

Diese Festung war, so wie alle Preußische Festungen, nicht stark besetzt, und überdies bestand ein großer Theil der Besatzung aus Ueberläufern und andern sehr unzuverlässigen Leuten. Der Ort selbst, obgleich so oft belagert, und durch mancherlei Kriegsscenen berühmt, war nichts weniger als eine Hauptfestung. Der Commandant aber, General Zastrow, schien durch seine Erfahrung, Klugheit und Kriegswissenschaft diese Mängel zu ersetzen. Zudem war jetzt, da sich der König in der Nähe befand, keine Belagerung denkbar; auch schien Laudon weit von diesem Gedanken entfernt; allein zu einer Ueberrumpelung machte er die zweckmäßigsten Anstalten. Czernichef bot dazu sein ganzes Corps an, davon aber nur 800 Russische Grenadiere angenommen wurden. Diese vereinigten sich mit 20 Bataillonen Oesterreicher, die der General Amade commandirte. Das Geheimnißvolle der Vorbereitungen, die Kenntniß der Lebensweise des Commandanten, der ein großer Freund der Tafelfreuden war, und die sehr schwache Besatzung, alles dieses sicherte den Anschlag. Die Vertheidigung der festen Plätze hängt in unsern Tagen vorzüglich von der Artillerie und der Art ihrer Bedienung ab. Es waren zwar 240 Stück Geschütz in der Festung, allein nur 191 Artilleristen. Ein gefangener Oesterreichischer Officier, Namens Roca, der des Commandanten Gunst und alle Freiheit genoß, gab von jedem Umstand die genauste Nachricht. Zastrow ahnete nichts, und war so über alle Vorstellung unbesorgt, daß er weder Reiter ausschickte, die Bewegungen des Feindes auszuspähen, noch Leuchtkugeln werfen ließ, um zur Nachtzeit die Felder zu erleuchten; ja er ertheilte seinen Officieren nicht einmal Verhaltungsbefehle für den Nothfall. Laudon hatte daher die beste Gelegenheit, alles ungestört und unbeobachtet anzuordnen, und in der Stille unter die Pallisaden zu bringen. Er hatte in einer förmlichen Anrede seinen Truppen die Plünderung der Stadt untersagt, und ihnen dafür eine Belohnung von 100,000 Gulden versprochen. Die Wallonischen Grenadiere erwiederten durch einmüthigen Zuruf: „Führen Sie uns nur an, „Ruhm zu erwerben. Wir wollen kein Geld!“ Laudon ließ

erst die Festung durch leichte Truppen umringen, und durch Kroaten einen falschen Angriff machen, während dessen die 20 Bataillone, in vier Colonnen vertheilt, mit Sturmleitern und Faschinen anrückten, und, ohne bemerkt zu werden, an vier verschiedenen Orten der Außenwerke um drei Uhr nach Mitternacht anlangten. Hier verweilten sie nicht lange; ohne einen Schuß zu thun, stürzten sie in den bedeckten Weg, drangen mit gefälltem Bajonet in die Außenwerke, vertrieben die Besatzung, oder hieben sie nieder, richteten die eroberten Preußischen Kanonen auf die Festung, und nun stürmten sie den Hauptwall.

Man hatte rathsam gefunden, vielleicht ohne Wissen der Befehlshaber, durch Branntwein den Muth der Stürmenden zu beleben; daher achteten sie keine Gefahr. Die Russen besonders drangen in unordentlichen Haufen wie unsinnig vor. Sie kamen in der Finsterniß an eine ausgehöhlte Tiefe in den Werken. Die Zugbrücke war abgebrochen. Man hatte an diesem Ort keine Hindernisse erwartet. Die Vordersten machten Halt, und riefen nach Leitern und Faschinen; einigen Russischen Officieren aber schien dies zu weitläuftig; sie glaubten diese Tiefe eben sowohl mit Menschen anfüllen zu können, und trieben die Hintersten an, vorwärts zu drücken. Die Unglücklichen, die sich an der Spitze befanden, wurden nun durch die große andringende Gewalt in den Abgrund gestürzt, und so marschirten die Folgenden über die Leiber ihrer Kriegsgefährten weg. Die Russen hieben alles nieder, was ihnen vorkam. Preußen riefen: „Pardon!“ der Gegenruf der wüthenden Russen war: „Nichts Pardon!“ Ein Preußischer Artillerist wollte in dieser Lage nicht ungerächt sterben; er zündete ein Pulvermagazin an, wodurch er sich mit einer Anzahl Preußen und 300 Feinden in die Luft sprengte. Man hatte nun drei Sternschanzen erobert. Den letzten Angriff that der Commandeur des Laudonschen Regiments, Graf Wallis, auf ein Haupt-Fort, das Galgen-Fort genannt, das von den Preußen auf das tapferste vertheidigt wurde. Zweimal wurden die Oesterreicher zurückgetrieben. Wallis aber rief ihnen zu: „Wir müssen die Festung ersteigen, „oder ich will hier umkommen! Ich habe dies unserm Chef „versprochen. Unser Regiment führt seinen Namen! Laßt „uns

„uns also siegen, oder sterben!“ Diese Anrede that Wunder. Die Officiere trugen selbst die Leitern herbei, und nun wurde das Fort mit Kriegswuth erstiegen. Die Oesterreichischen Gefangenen in der Festung, die sich, 250 an der Zahl, im Wasser-Fort befanden, benutzten diesen Augenblick; sie sprengten die Thüren der Kasematten, wo sie eingesperrt waren, erstiegen die Mauern, und eröffneten ihren Landsleuten ein inneres Stadtthor. Bei der ganzen Unternehmung gebrauchten die Oesterreicher keine Kanonen, bis sie die Preußischen in der Festung erobert hatten. Bis dahin waren ihre Waffen das Bajonet und der Säbel. Ihr Verlust an Todten und Verwundeten war 1600 Mann.

Nach einem dreistündigen Sturm, mit Anbruch des Tages, war die Festung Schweidnitz erobert, und befand sich nebst der 3700 Mann starken Besatzung, mit Arsenälen und Magazinen, ohne eine vorhergegangene Belagerung, und ohne alle Capitulation, in den Händen von Preußens Feinden. Dieses große Ereigniß geschah den 1sten October. Die versprochenen 100,000 Gulden statt der Beute waren Ursache, daß der großen Unordnung zum Theil gesteuert wurde. Die Plünderung aber, die dennoch geschah, dauerte vier Stunden. Auch hier, so wie in Cüstrin und Dresden, hatten viele Bewohner der umliegenden Gegenden ihre besten Effecten in Sicherheit gebracht, um sie vor den Räubereien der Kosaken zu sichern. Diese wurden jetzt eine Beute der Plünderer, deren Zügellosigkeit immer zunahm, bis die menschenfreundlichen Bemühungen des Fürsten von Lichtenstein und des Grafen Kinsky, die endlich mit der Cavallerie in die Stadt drangen, dem Unwesen mit Nachdruck ein Ende machten. An diesen Ausschweifungen nahmen jedoch die Russischen Grenadiere keinen Antheil. Diese Krieger gaben hier ein eben so ruhmwürdiges als unerwartetes Beispiel; sie setzten sich auf den erstiegenen Wällen ruhig nieder, und ein jeder blieb bei seinem Gewehr.

Der Commandant Zastrow, der, obgleich von thätigen Feinden umringt, in eben dieser schreckensvollen Nacht einen Ball gegeben hatte, war sinnreich genug, sich gegen seinen Monarchen zu rechtfertigen, und sich auf eine gute Vertheidigung zu berufen. Friedrich antwortete, daß ihm der Vor-

gang ein Räthsel wäre, und daß er sein Urtheil verschieben wolle. Er hatte wahrscheinlich seine Ursachen, nach geendigtem Kriege diesen General nicht vor ein Kriegsgericht zu ziehen, und begnügte sich, ihn seines Dienstes zu entlassen.

Laudon hatte jetzt den Oesterreichischen Waffen wieder einen höchst wichtigen Vortheil errungen. Durch die Eroberung von Schweidnitz waren die Oesterreicher nach sechs blutigen Feldzügen zum erstenmal in Stand gesetzt, Winterquartiere in Schlesien zu machen. Aber Laudon hatte diese Stadt ohne Erlaubniß des Hof-Kriegsraths in Wien, folglich auch ohne Wissen der Kaiserin, eingenommen. Dies konnten ihm seine Feinde, die dieses glücklich vollzogene Unternehmen einen Kroatenstreich nannten, nicht verzeihen. Daher war die Belohnung des Feldhern keineswegs der Größe des Dienstes angemessen. Undank war sein Lohn; und es wäre eine förmliche Bestrafung erfolgt, wenn der Kaiser Franz und der alte Fürst Wenzel von Lichtenstein, mit denen auch der Graf Kaunitz einstimmte, ihn nicht mit ihrem ganzen Einfluß geschützt hätten.

Diese mächtigen Gönner, für die Ehre ihres Hofes besorgt, bewirkten sogar, um durch solche nichtswürdige Hof-Cabalen nicht dem ganzen Europa Stoff zum Gespötte zu geben, daß Laudon von der Kaiserin nicht allein einen gnädigen Brief, sondern auch Geschenke erhielt. Doch wurde ihm das Vorgefallene nicht verziehen, wovon sein eingeschränktes Commando im nächsten Feldzuge bis zum Frieden, und seine geringe Achtung bei Hofe, so lange Theresia lebte, auch seine erst siebzehn Jahre nachher erfolgte Beförderung zur Feldmarschallswürde, überzeugende Beweise waren.

Um dies ganz begreifen zu können, muß man aus der Lebensgeschichte dieses Feldherrn folgendes wissen: Laudon war ein Ausländer, ohne Ahnen, ohne Vermögen, ohne Empfehlung, und hatte sich zu den höchsten Kriegswürden, ohne alle Ränke und Hofgunst, bloß durch persönliche Verdienste empor geschwungen. In Liefland geboren, hatte er seine ersten Kriegsdienste bei den Russen gemacht, dann seine Dienste dem Könige von Preußen angeboten, der solche ablehnte, und war darauf nach Wien gegangen, wo er eine Anstellung unter dem Panduren-Corps fand. Hier, wo er

noch im Jahr 1756 um die Ausfertigung der Kaiserlichen Befehle bei den Schreibern der Oesterreichischen Dicasterien demüthig sollicitiren, und ihre Bequemlichkeit abwarten mußte, hatte er durch seine Thatkraft sich so ausgezeichnet, daß er im Jahr 1761 von ganz Europa als die größte Stütze von Theresiens Thron betrachtet werden mußte. Er war es, der den Plan des Ueberfalls bei Hochkirch entwarf; der durch die Wegnahme des großen Preußischen Transports in Mähren Olmütz gerettet, das Fouquetsche Corps besiegt, und diesen großen General gefangen genommen, Glatz erobert, den König bei Kunersdorf geschlagen, viele andere große Vortheile errungen, und nun auch Schweidnitz erobert hatte. War Laudon nicht bei Theresiens Heeren, so hätte man nicht sieben Feldzüge durch gekämpft, und alle Kriegsoperationen Friedrichs nebst ihren Folgen wären ganz anders gewesen.

Die so überraschende Nachricht von dem Verlust der Festung Schweidnitz setzte die Armee des Königs in die äußerste Bestürzung. Kein Vorfall, kein Unglück in dem ganzen Kriege war von so starker Wirkung auf die muthvollen Preußen gewesen. Man hatte jetzt alle Früchte eines ehrenvollen, höchst mühseligen Feldzuges auf einmal eingebüßt, und befürchtete nicht ohne Grund die Gräuel einer neuen Winter-Campagne. In jedem Fall war eine langwierige Belagerung gewiß zu erwarten. Hiezu kamen schreckliche Nachrichten aus Pommern. Die Aussichten in die Zukunft wurden immer trüber. Doch dauerte dieser muthlose Zustand nicht lange. Die Standhaftigkeit Friedrichs belebte sein ganzes Heer. Er versammelte die vornehmsten Officiere, meldete ihnen selbst seine Unfälle und seine Hoffnungen, und stellte es jedem frei, ob er hoffnungslos seinen Dienst verlassen wolle. Keiner nutzte dieses Anerbieten, und alle fühlten neue Kräfte. Nie wünschte der König und seine Armee so sehnlich eine Schlacht. Laudon aber, mit seinem Glück zufrieden, obgleich sonst gern zum Kampf bereit, gab jetzt keine Gelegenheit dazu; er fürchtete von Friedrich einen verzweifelten Angriff, den gewisse Befehle wahrscheinlich machten, daher er auch mit seiner so sehr überlegenen Armee von Oesterreichern und Russen acht Nächte hinter einander unter freiem Himmel zubrachte. Seine Truppen waren voll Muth, da Theresie

allen beim Sturm von Schweidnitz gewesenen Soldaten, anstatt der von Laudon versprochenen 100,000 Gulden, Mann für Mann dreizehn Gulden hatte auszahlen lassen. Nichts hinderte jetzt den Marsch der Oesterreicher nach Breslau, den Czernichef vorschlug, und den Friedrich befürchtete, Laudon aber nicht wagen wollte. Vielmehr blieb dieser Feldherr unbeweglich in seinem Lager bei Freyburg, wobei er mit Sachsen, Böhmen und Mähren Gemeinschaft behielt. Der König hingegen verlegte seine Truppen in die Cantonnirungs-Quartiere, und nahm in Strehlen an der Ohlau sein Hauptquartier.

Hier war es, wo ihm durch Verrätherei ein außerordentliches, ja das größte Unglück im ganzen Kriege bevorstand. Der Baron Warkotsch, ein Schlesischer Edelmann, ein Ungeheuer, von der Hölle ausgebrütet, um zu einer Zeit, wo so viel menschliche Größe und Würde sich entwickelte, durch den Contrast auch die Größe menschlicher Verworfenheit zu zeigen; dieser Böswicht, dessen Name, so wie der des Herostrat, bei der späten Nachwelt Abscheu erwecken wird, besaß in der Nähe von Strehlen Güter. Er war in seiner Jugend beim Oesterreichischen Militair gewesen, hatte aber diesen Dienst verlassen, und lebte seit vielen Jahren als Preußischer Vasall bei seinem großen Vermögen unabhängig. Der König hatte ihn durch mannigfaltige Gnadenbezeigungen ausgezeichnet; ja diese Gnade ging aus unbekannten Ursachen so weit, daß er den ganzen Krieg durch von seinen großen Gütern in Nieder-Schlesien, 300,000 Reichsthaler an Werth, nichts liefern durfte. Diese Verschonung eines Einzelnen von der allgemeinen Last veranlaßte öftere, aber immer fruchtlose, Vorstellungen der Landstände beim Könige, der seine Gnade gegen den Unwürdigen fortsetzte, ihn in seinem Hauptquartier beständig liebreich aufnahm, und an seine Tafel zog. In diesen Stunden des Genusses Königlicher Huld entwarf Warkotsch den Plan, den König seinen Feinden zu überliefern, oder durch Mord aus der Welt zu schaffen. Die schwarze That sollte schon einige Monate zuvor ausgeführt werden, als Friedrich am 15ten August in Schönbrunn, einem dem Verräther gehörigen Dorfe, übernachtete. Er schlief hier in einem, mit einer verborgenen Thür und Treppe versehenen, Zimmer, aus welchem die Oesterreicher ihn in der

Nacht abholen sollten. Schon war sein Untergang gewiß; denn das Motto des Warkotsch war: Lebendig oder todt; allein ein Zufall rettete auch hier den nichts arges ahnenden Helden. Das Ziethensche Corps, das der Bösewicht nicht erwartet hatte, veränderte seine Stellung, traf Abends zuvor bei Schrönbrunn ein, und umgab das Dorf. Nun wollte man die schwarze That nicht versuchen, da die Ausführung, wenn gleich nicht in Rücksicht auf das geweihte Opfer, doch auf das glückliche Entkommen der Unternehmer mißlich war. Der Plan wurde daher bis zu einer bequemern Zeit verschoben.

Warkotsch, der immerfort mit den Oesterreichern Briefe wechselte, und beständig diese That im Sinne führte, erneuerte jetzt in Strehlen seinen bösen Anschlag, den die Sorglosigkeit Friedrichs in Rücksicht auf seine persönliche Sicherheit abermals erzeugte. Nichts war leichter, als ihn hier in der Nacht aufzuheben. Sein Quartier war in dem Dorfe Woiselwitz, ganz nahe bei der Stadt Strehlen gelegen, und sein Haus nur vierhundert Schritt von den Stadtmauern; seine ganze Bedeckung daselbst war eine Compagnie Grenadiere, von denen nur 30 Mann die Wache hatten. In der Stadt selbst lagen 6000 Mann von seinen besten Truppen, allein auf ihren Beistand war bei einer raschen Ausführung, zumal in der Dunkelheit der Nacht, gar nicht zu rechnen. Ein nahe gelegener Wald begünstigte die Unternehmung außerordentlich. Es war dazu nur ein Trupp wohlberittener Husaren und ein entschlossener Anführer erforderlich. Noch ehe man in der Stadt zu den Waffen hätte greifen können, wäre der König gefangen und entfernt gewesen. Der Wald, der zu Laudons Heer führte, hätte allen Versuchen der Preußen, ihren Monarchen zu befreien, ein Ziel gesetzt. Warkotsch sah dieses vollkommen ein, er schmiedete daher einen Entwurf, und theilte ihn dem bei Münsterberg stehenden Obersten, Grafen Wallis, mit. Dieser Officier war Befehlshaber des Laudonschen Regiments, und genehmigte Alles. Unter andern war der Rath des Warkotsch, zehn um Strehlen gelegene Dörfer in Brand zu stecken, um die Aufmerksamkeit der Preußen vom Hauptquartier abzuleiten. Man versprach dem Verräther eine Belohnung von 100,000 Gulden, eine Summe, die bei einem so reichen Mann nicht in

Anschlag gekommen wäre, wenn er nicht den Krieg durch seine That als beendigt, und die Kaiserin Theresia schon jetzt, bei Friedrichs so gehäuftem Unglück, so gut als Beherrscherin von Schlesien betrachtet hätte. Ein Priester in Siebenhuben, Namens Schmidt, war die Mittelsperson, und auch an ihn wurden die Briefe bestellt. Der Fanatismus hatte jedoch keinen Antheil an diesem Verbrecher; denn Warkotsch war Lutherischer Religion. Ein Jäger, Namens Cappel, in seinem Dienst stehend, und sein Vertrauter, war hiebei immer der Bote. Dieser Mensch wußte um alles; denn er versiegelte die Briefe, nachdem sein Herr ihm solche zuvor, um sein Gutachten zu hören, vorgelesen hatte. Aber als Besitzer eines Geheimnisses von so großer Wichtigkeit pflegte er seinem Herrn zu trotzen, und that nicht mehr Dienste, als er selbst wollte. Dieser Umstand rettet die Preußische Monarchie.

Die Nacht vom 30sten November war zur Ausführung des Plans bestimmt, und noch am 29sten November beritt Warkotsch die Gegend als Begleiter des Markgrafen Carl und des Königlichen General-Adjutanten Kruſemark. Erst spät kam er nach Hause. Das Wetter war rauh. Der mit herum getrabte Cappel war müde, und bei sehr übler Laune; er hatte den ganzen Tag nichts gegessen, und nun ging er murrend zu Bette. Der an dies Betragen schon gewöhnte Warkotsch achtete nicht darauf, sondern schrieb noch in der Nacht einen Brief an Wallis, weckte den Jäger auf, und befahl ihm, ohne auf sein Fluchen zu hören, sich sogleich damit auf den Weg zu machen. Der aufgebrachte Cappel schien zu gehorchen, nahm den Brief, den er diesmal nicht gelesen hatte, und brachte ihn, nicht nach Siebenhuben zu Schmidt, sondern zum Lutherischen Pfarrer des von Warkotsch bewohnten Dorfes Schönbrunn. Dieser Mann, Namens Gerlach, hatte durch die Vortrefflichkeit seines Characters sich die Liebe und Hochachtung nicht allein seiner Gemeine, sondern auch der dort herum wohnenden Katholiken erworben. Auch Cappel hatte Hochachtung für ihn, daher er in dieser Stunde des Unwillens, und auch vielleicht des Nachdenkens, zu diesem Pfarrer ging. Er schreckte ihn aus dem Schlaf, sagte ihm was er wußte, und gab ihm den Brief, den Ger-

lach öffnete. Der erschrockene Pfarrer zeigte ihm die dringende Nothwendigkeit, sogleich ins Hauptquartier zum König zu reiten, ließ dazu sein bestes Pferd satteln, und band ihm die schleunigste Ueberlieferung des Briefes in Friedrichs eigene Hände auf seine Seele. Und so geschah die Entdeckung.

Auf diese Weise entging der König der größten Gefahr, die noch je über seinem Haupt geschwebt hatte. Warkotsch fand Mittel zu entkommen, da ein abgeschickter Officier eben in Begriff war, ihn gefangen wegzuführen; er rettete sich durch die verborgene Treppe; auch der Priester Schmidt, sein Spießgesell, entkam glücklich. Die Güter des Verräthers wurden eingezogen, er selbst aber nebst dem Priester im Bildniß geviertheilt. Als dem König das Urtheil zur Vollziehung vorgelegt wurde, sagte er scherzend: „Das mag „immer geschehen; denn die Portraits werden vermuthlich „eben so wenig taugen, als die Originale selbst.“ Der Pfarrer Gerlach blieb unbelohnt, und starb in Armuth. Der Jäger Cappel aber erhielt eine Forstbedienung bei Oranienburg.

Kaum hatten die Preußen die Gegend bei Strehlen verlassen, so besuchte Warkotsch, von einem Trupp Oesterreichischer Husaren begleitet, sein vormaliges Schloß, in dessen verborgenen Gemächern und Kellern sich noch viel Geld, Silberzeug und Kostbarkeiten befanden, deren Wiedererlangung er schon sehr bezweifelt hatte. Er fand zu seiner Freude alles unberührt, und packte daher ein. Die Kaiserlichen Husaren wollten bei diesem Ausräumungsgeschäft nicht müßige Zuschauer bleiben; sie halfen ihm, gewohnt, Alles in einem feindlichen Lande als Beute zu betrachten, für eigene Rechnung. Warkotsch rief den befehlhabenden Officier um Hülfe, allein die Antwort war: „Nur fort gemacht! „Wir haben nicht lange Zeit. Dankt Gott, daß die Husaren „Euch noch helfen.“

Der Wiener Hof verneinte alle Theilnahme an dem vorgehabten Entwurf, und die sehr angesehene Familie der Grafen von Wallis erklärte: daß der Oberst dieses Namens, der Bundesgenosse des Verräthers, nicht mit ihrem Hause verwandt sey. Warkotsch selbst irrte in Oesterreich umher, und wußte nicht, in welchem Erdwinkel er seine Schande ver-

bergen sollte. Endlich schlug dieser Elende seinen Wohnsitz in Ungarn auf, und erhielt von der mitleidigen Theresia ein jährliches Almosen von 300 Gulden. So endigte sich dieser verrätherische Anschlag. Der König bezog bald nach diesem Vorfall die Winterquartiere längs der Oder von Brieg bis Glogau, und nahm das seinige in Breslau.

Während der Zeit, daß diese Auftritte in Schlesien geschahen, hatten die Russen ihre große Uebermacht in Pommern benutzt. Der General Tottleben, dessen Treue wegen der gelinden Behandlung Berlins verdächtig geworden war, wurde in Verhaft genommen, und nach Petersburg geschickt. Dieser Feldherr zeichnete sich unter den Russen durch Kriegstalente, und, was noch seltner war, durch Edelmuth aus; großmüthig gegen Gefangene, nachsichtsvoll gegen die Einwohner der unglücklichen Preußischen Provinzen, war er auch von seinen Truppen als Vater geliebt. Romanzow erhielt nun den Auftrag, Colberg abermals zu belagern. Er näherte sich der Festung im August mit einem Corps von 27,000 Mann. Eine Russische Kriegsflotte von vierzig Segeln, unter Anführung des Admirals Mitschakow, kam aus Cronstadt, mit welcher sich eine Schwedische Escadre von vierzehn Segeln, bestehend in Linienschiffen, Fregatten und kleinen Kriegsfahrzeugen, vereinigte, um diese dritte Belagerung eines nicht sehr beträchtlichen Orts mit aller Macht zu unterstützen. Der Besitz desselben war jedoch für die Russen äußerst wichtig, weil sie dadurch festen Fuß in Pommern zu erhalten hofften. Der Preußische General, Prinz von Würtemberg, der dies aus allen Kräften zu verhindern suchte, verschanzte sich mit 6000 Mann unter den Kanonen von Colberg. Das Lager wurde durch eine Kette von Schanzen vortrefflich befestigt; hiezu kam die überaus vortheilhafte Lage desselben; auf dem rechten Flügel der Fluß Persante, auf dem linken ein tiefer Morast, und im Rücken die Festung. Romanzow schritt daher zu dem außerordentlichen Mittel, förmlich die Laufgräben gegen dies verschanzte Lager zu eröffnen, und Batterien aufzuführen. Man beschoß dieses sowohl als die Festung mit der größten Lebhaftigkeit. Die Gegenwehr war eben so nachdrücklich. Der Prinz von Würtemberg im Lager, und der tapfere Commandant Heyden-

innerhalb der Festung, machten durch ihre vortrefflichen Anstalten den Feinden jeden Fuß breit Erde streitig. Das Bombardement ging von der Land- und Seeseite ununterbrochen fort; nur wenige Stunden des Tages wurde damit inne gehalten. Am 5ten September wurden allein Vormittags 236 Bomben gegen die Stadt geworfen, wovon 62 hinein kamen, und vielen Schaden anrichteten. Ein Sturm wüthete unter den vereinigten Flotten im Anfang des Octobers. Ein Russisches Linienschiff scheiterte, und sank mit der ganzen Besatzung in den Abgrund des Meeres; ein Hospitalschiff gerieth in Brand, und wurde von den Flammen verzehrt. Nun eilten die Flotten von den Pommerschen Küsten weg, und die Belagerten konnten nun zu Wasser aus Stettin Lebensmittel erhalten, woran es in der Festung schon anfing zu fehlen, da die Anführer der Preußischen Corps die dahin abzweckenden Befehle des Königs vernachlässigt hatten.

Die Russen hatten eine Hauptschanze erobert, die den Preußen von der äußersten Wichtigkeit war, aber nach einem sehr lebhaften Gefecht dem Feinde wieder genommen wurde. Romanzow wollte den Besitz abermals erkämpfen. Hieraus entstand ein mörderisches Treffen, das viertehalb Stunden zum größten Nachtheil der Russen dauerte, die über 3000 Mann dabei verloren, und abziehen mußten.

Der Winter näherte sich, und mit ihm häuften sich die Schwierigkeiten bei den Russen. Romanzow setzte jedoch die Belagerung muthig fort. Er erhielt eine große Verstärkung von Butturlin, der nach dem Abzuge aus Schlesien sich auch nach Pommern gewandt hatte. Der König sandte nun den General Platen, der von seiner glänzenden Expedition aus Polen zurückkam, dem Prinzen von Würtemberg zu Hülfe. Die Truppen des erstern waren voll Muth; es fehlte ihnen auch nicht an Proviant, wohl aber an Kleidungsstücken, vorzüglich an Schuhen. Beide Feldherren nahmen ihre Maaßregeln so wohl, daß, ungeachtet aller Gegenanstalten der Russen, am 4ten October die Vereinigung beider Corps glücklich geschah. Man hatte den Preußischen General Knobloch mit 2000 Mann nach Treptow geschickt, um die Proviant-Transporte nach Colberg zu decken. Auch der General Schenkendorf, der mit 3800 Mann bei Glogau stand, erhielt

Befehl, nach Pommern zu marschiren, um das Platensche Corps zu verstärken. Diese Verfügungen, klein in Verhältniß gegen die Operationen so zahlreicher Feinde, waren alles, was Friedrich in seiner jetzigen Lage zur Rettung des Orts veranstalten konnte. Nie verfuhren die Russen in diesem Kriege mit größerem Eifer als jetzt. Knobloch wurde von 8000 Mann in Treptow angegriffen; er vertheidigte sich in diesem offenen Ort, der kaum Mauern hatte, und ohne Lebensmittel war, fünf Tage lang; endlich aber mußte er sich bloß aus Mangel an Proviant und Munition mit seinen muthvollen Soldaten zu Kriegsgefangenen ergeben.

Der Mangel in und bei der Festung wurde desto fühlbarer, da jetzt einige zurückgekehrte Russische Fregatten die Zufuhr zur See abermals verhinderten. Die Pferde litten außerordentlich, und erhielten täglich als Ration nur ein halbes Bund Stroh. Es war im November und sehr kalt, daher war unter allen fehlenden Bedürfnissen der Holzmangel das schrecklichste. In dieser Noth wurden einige Häuser abgebrochen. Platen rieth, die Russen, ungeachtet ihrer sehr vortheilhaften Position und großen Ueberlegenheit, anzugreifen; der Prinz von Würtemberg aber fand Bedenken dies zu wagen, in der Meinung, daß die feindliche Haupt-Armee weit entfernt wäre, und die Belagerung doch bald aufgehoben werden müßte, da die rauhe Jahreszeit und die üble Witterung täglich die Hindernisse der Belagerer häuften. Romanzow, dessen Armee nach und nach auf 40,000 Mann angewachsen war, hielt jedoch aus, und ließ die Preußischen Feldherren wiederholt wie vor einer Festung auffordern. Er führte an, daß, da sie in ihrem elenden Zustande keine Hülfe weder zu Wasser noch zu Lande zu erwarten hätten, und ohne alle Hoffnung wären, es in dieser Lage rühmlicher sey, eine gute Capitulation einzugehen, als die Truppen aufzuopfern; hiezu fügte er die Versicherung, daß er sich nicht eher von der Festung entfernen würde, als bis er seinen Zweck erreicht hätte. Dieser Antrag aber wurde standhaft ausgeschlagen.

Das Bedeckungs-Corps unter den Kanonen von Colberg erschwerte indessen bei allem Selbstmangel den geschmälerten Unterhalt der Besatzung, und war überdies bei der täglich wachsenden Macht der Feinde ein schwacher Schutz für die

Festung. Man hatte größere Wahrscheinlichkeit, ihr durch Operationen im Felde nützlich zu seyn. Der Prinz von Würtemberg sowohl als Platen sannen daher auf Mittel, das verschanzte Lager zu verlassen, da dasselbe immer mehr, und endlich von allen Seiten so sehr eingeschlossen wurde, daß nicht das geringste von Lebensmitteln hereingebracht werden konnte. Der Abzug aber zeigte unübersteigliche Hindernisse wegen der zahlreichen Schanzen und Batterien, womit das Preußische Lager umringt war. Wollte man auch den Kugeln trotzen, und durch einen stürmenden Angriff das Durchschlagen versuchen, so war nichts gewisser, als daß die zahlreichen Russen die Preußen von allen Seiten, von vorn und im Rücken anfalen würden. Um auch den Uebergang der letztern über die Rega zu verhindern, hatten die Russen alle Fahrzeuge und Kähne zertrümmert; nur zehn unter den Kanonen der Festung liegende Fischerböte waren vorhanden; hiezu kamen noch sieben schmale Kähne, in deren jedem nur 6 Mann Raum hatten. Mit diesen so geringen Hülfsmitteln, und geleitet von einem Bauer, der einen wadbaren Weg über den mit Wasser überschwemmten Rober-Damm kannte, wurde in der Nacht vom 14ten November mit aller nur ersinnlichen Vorsicht der Versuch gemacht. Diesmal krönte das Glück die mit Klugheit verbundene Kühnheit der Preußischen Feldherrn. Es wurde beim Ausfluß des Camperſees eine Bockbrücke für die Infanterie gemacht, die Cavallerie hingegen schwamm durch den Fluß, wobei die Husaren die Grenadiere hinter sich auf die Pferde nehmen mußten. So geschah der für unmöglich gehaltene Rückzug in der Stille, und ganz ohne Verlust, zum Erstaunen der Russen, und selbst wider alle Erwartung Friedrichs; ein Rückzug, der zu den merkwürdigsten gehört, die man in der Geschichte findet.

Es war erst nach drei und zwanzig Wochen, daß der Prinz von Würtemberg sein Liger verließ. Durch die so außerordentlich lange Vertheidigung hatte man den wichtigen Vortheil erhalten, daß für die Feinde alle Zeit, im Felde etwas zu unternehmen, verstrichen war, und selbst die Festung Colberg, die man Preis gab, für die Russen jetzt nicht von großem Nutzen seyn konnte. Bei einer frühern Erobe-

rung hingegen hätten sie durch Hülfe der Schiffahrt Magazine angelegt, und den Ort zu ihrem Waffenplatz gemacht.

Alles wurde nun versucht, Colberg mit Proviant zu versehen. Heyden mit seiner schwachen Besatzung achtete wenig auf das zahlreiche Belagerungs-Heer; seine Wünsche waren nur auf Brod gerichtet. Der Mangel daran wurde immer größer, und die Soldaten sowohl als die bewaffneten Bürger erhielten nun, anstatt der gewöhnlichen zwei Pfund, nur täglich ein Pfund Brod. Dennoch wollten sie von keiner Uebergabe hören. Heyden, der bei Romanzows erneuerter Aufforderung sie um ihre Meinung befragte, erhielt zur Antwort: „Wir wollen uns wehren, so lange Pulver und Brod „da ist." Platen setzte sich in Bewegung, diese so nöthigen Bedürfnisse der Festung zuzuführen; allein er wurde angegriffen, verlor den größten Theil des Transports, und wurde nach Stettin zurückgetrieben. Was das Unglück erhöhte, war, daß auch alle Pferde, die nur das Land hatte aufbringen können, dabei verloren gegangen waren. Obgleich der Mangel bei den Preußischen Truppen seit ihrer Entfernung von Colberg vermindert war, so hatte er doch wegen des elenden Zustandes der Provinz bei ihnen nicht ganz aufgehört. Es war nicht möglich, auf einmal einen sechstägigen Brodvorrath, auch nicht hinlängliches Futter für die Pferde herbei zu schaffen; selbst an Holz und Salz fehlte es. Der Schnee lag Ellen tief, und die durch alle diese Uebel mißmuthig gewordenen Soldaten liefen haufenweise weg.

An große Unternehmungen, den Entsatz der Festung zu bewirken, war nun nicht mehr zu denken. Dennoch machte der Prinz von Würtemberg einen Versuch, sich dem belagerten Orte zu nähern, und nöthigen Falls ein Treffen zu wagen; allein dies vermieden die Russen. Es war ihm wegen der feindlichen Uebermacht unmöglich durchzukommen, obgleich er eine große mit 500 Mann besetzte Redoute bestürmte, und eroberte. Die Kälte war dabei so heftig, daß man auf diesem Marsch 102 todtgefrorne Soldaten zählte. Ueberhaupt war der Abgang bei den Preußischen Truppen in Monatsfrist 1100 Mann gewesen, so daß die ganze aus 30 Bataillonen bestehende Infanterie dieses Corps jetzt nicht völlig 5000 streitbare Soldaten betrug.

Auch kleine Transports waren nicht in die Festung zu bringen, da der Russische General Berg mit einem starken Corps die Gemeinschaft zwischen Stettin und Colberg gänzlich gesperrt hatte; desgleichen war ein Fort in den Händen der Russen, das den Hafen von Colberg bestreichen konnte, wodurch auch alle Hülfe von der Seeseite abgeschnitten wurde. In dieser Noth führte das Schicksal den Belagerten eine kleine Hülfe zu. Ein Kauffahrteischiff segelte den Hafen vorbei. Ohne Rücksicht, welcher Nation es auch angehören möchte, bemannte man einige Schaluppen, die das Schiff zwangen, unter den Kanonenschüssen der Russen im Hafen einzulaufen. Es war ein Preußisches, von Königsberg nach Amsterdam bestimmt, und mit Roggen beladen, den die Colberger wie ein Geschenk des Himmels empfingen, da die Ladung ihre Subsistenz auf vierzehn Tage verlängerte.

Werner, der diese Festung im vorigen Jahr so muthig entsetzt, und in dieser Gegend gewohnt war, den Meister zu spielen, hatte das Unglück gehabt, in einem großen Scharmützel von den Russen gefangen zu werden. Er war von dem Prinzen von Würtemberg mit einem Corps abgeschickt, diesen Feinden in den Rücken zu kommen, ihre Magazine zu verheeren, und die Zufuhr abzuschneiden. Werner, der keine Furcht kannte, unterließ die nöthige Behutsamkeit; er befolgte die erhaltenen Instructionen nicht genau, zerstreute seine Truppen, und fiel nach einer verzweifelten Gegenwehr, da sein verwundetes Pferd unter ihm stürzte, als Gefangener in die Hände des sehr überlegenen Feindes. Es blieb den Belagerten nun gar keine Hülfe und keine Hoffnung mehr übrig; doch setzte Heyden, da er noch etwas Brod hatte, seine Vertheidigung fort. Den Russen fehlte es an nichts, weil man sie zu Wasser mit allem versorgte. Immer fror es noch hart. Der Commandant ließ die Mauern mit Wasser begießen, die durch den Frost spiegelglatt wurden. Die Russen stürmten, allein es war ihnen unmöglich, die Wälle zu ersteigen. Jeder Sturm wurde mit großem Verlust abgeschlagen. Endlich war der übrige Vorrath von Brod völlig aufgezehrt, als am 13ten December die Festung zum zehntenmal aufgefordert wurde, und der durch Feuer und Kugeln unüberwindliche Heyden wurde nun durch Hunger ge-

zwungen, sich den 16ten December nach einer viermonatlichen, höchst merkwürdigen Belagerung auf Capitulation zu ergeben.

Nach der Eroberung von Colberg war dieser thatenvolle Pommersche Feldzug geendigt, in welchem die Preußischen Generale, trotz des widrigen Glücks, den größten Ruhm einernteten. Der Prinz von Würtemberg ging nun nach Mecklenburg in die Winterquartiere, und Platen marschirte mit seinem Corps nach Sachsen, wohin sich auch Belling begab, der in diesem Feldzuge nicht mindern Ruhm erworben hatte. Dieser General griff mit einem kleinen Corps die Schweden unaufhörlich an, und war fast immer glücklich. Sie wurden dadurch gehindert, den Russen beizustehen, beständig eingeschränkt auf die Sorge für die Erhaltung ihrer Armee gegen einen rastlosen Feind, der sich alle Tage schlagen wollte, und jeden Tag durch neu gemachte Gefangene bezeichnete. So dauerte dieser kleine Krieg fort, bis der Winter alle fernere Operationen hemmte.

Der Prinz Heinrich hatte sich den ganzen Feldzug hindurch gegen die große Oesterreichische Armee unter Daun, und gegen die Reichs-Armee in Sachsen behauptet, und ansehnliche Vortheile errungen. Besonders hatten die Generale Seydlitz und Kleist feindliche Corps zu wiederholten Malen geschlagen, und alle Entwürfe der Haupt-Armee dadurch vereitelt. Indessen konnte dennoch nur ein Theil des Landes von den Preußen besetzt werden, und selbst diese Besatzungen, die in den Städten großentheils aus Ueberläufern und der schlechtesten Art leichter Truppen bestanden, waren höchst unzuverlässig.

Die Kaiserlichen unter Daun zogen sich endlich nach Dresden und Böhmen, die Reichs-Truppen aber nach Franken zurück; doch ließen sie die vornehmsten Posten hinter sich besetzt. Dennoch blieben die Preußen in Sachsen, wo sie, wie gewöhnlich, ihre Winterquartiere nahmen, jedoch ohne Hoffnung eines künftigen Feldzuges.

Die Russen machten nun zum erstenmal Winterquartiere in Pommern und in der Neumark, so wie die Oesterreicher in Schlesien. Der Verlust von Colberg und von Schweidnitz in einem so kurzen Zeitraum war daher für den König ein unabsehbar großes Unglück. Alle Kriegsbedürfnisse und Le-

bensmittel für die Russischen Heere in Pommern konnten jetzt leicht zur See herbei geführt werden, und die Oesterreicher hatten nun in Schlesien festen Fuß. Die Feinde aus diesen Provinzen zu vertreiben, erforderte viel Blut, viel Zeit, viel Geld, und noch mehr Glück. Es waren hiezu mehr Kräfte als jemals nöthig. Wo aber sollten diese gefunden werden? Die erfahrensten Feldherren waren mit dem Kern des Adels gefallen; die alten Soldaten lagen auf den Schlachtfeldern eingescharrt; die Einkünfte aus dem größten Theil der Preußischen Staaten blieben entweder ganz aus, oder waren doch sehr geschwächt; die noch übrigen Sächsischen Quellen fingen auch an zu versiegen; die Englischen Hülfsgelder wurden nicht mehr bezahlt; Dresden und ein Theil von Sachsen war in Oesterreichischen Händen, und alle feindliche Heere in der besten Verfassung, um weiter um sich greifen zu können. Der König befand sich also in einer üblern Lage als je am Schluß eines Feldzuges, ohne einmal eine Schlacht verloren zu haben. Dennoch machten der fortdauernde Muth seiner Truppen, der ungeschwächte Eifer, und die rastlose Thätigkeit so mancher seiner Generale, so wie eine noch nicht erschöpfte Schatzkammer, und ein Geist voll Hülfsquellen diese Unfälle erträglich. Man hatte viel gewonnen, da man die Hoffnung noch nicht verloren hatte. War aber diese gleich bei Friedrich und seinem Heere nicht aufgegeben, so dachten doch seine Bundesgenossen und seine Anhänger in und außerhalb Deutschland ganz anders. Man zitterte vor dem Fall des Mächtigsten unter den Deutschen protestantischen Fürsten, des bisher so furchtbar gewesenen Rivals der Oesterreichischen Monarchie; so entschlossen als fähig, die Rechte minder mächtiger Reichsstände gegen die unbefugte Ausdehnung der Kaiserlichen Gewalt zu behaupten, die protestantische Religion im Reiche gegen den Fanatismus zu beschützen, und die Staatsverfassung Germaniens aufrecht zu erhalten.

In dieser für den König von Preußen so schrecklichen Lage schwebte ihm noch ein anderes Unglück über dem Haupte, größer wie alle, und das er nicht einmal ahnete. In Magdeburg befand sich damals eine ungeheure Menge Gefangener von so vielen Nationen: Oesterreicher, Russen, Franzosen,

Sachsen, Schweden und Reichs-Truppen. Es war die Hauptfestung der Preußischen Staaten. Hier wurde der Königliche Schatz und das Archiv der Preußischen Monarchie aufbewahrt; hier hatte die Königliche Familie nebst vielen Vornehmen des Landes ihren jetzigen Aufenthalt; hier war das große Kriegsmagazin Friedrichs, und der Mittelpunkt seiner Macht; und eine Menge Kostbarkeiten waren hier von den reichsten Privatpersonen aus allen Preußischen Provinzen in Sicherheit gebracht. Die neuere Geschichte liefert kein Beispiel, daß mit der Behauptung oder dem Verlust einer einzigen Stadt das Schicksal einer ganzen Monarchie verknüpft gewesen wäre. Magdeburg aber mit seinen Schätzen verloren, und alle Triumphe im Felde waren vergebens erfochten, der Krieg hatte ein Ende. Diese Festung war jedoch nicht nach dem Verhältniß ihrer großen Wichtigkeit besetzt. Die Besatzung bestand aus einigen tausend Mann, und diese waren theils Landeskinder, theils Ausländer, theils Ueberläufer. Indessen war eine Belagerung wegen der dazu nöthigen großen Anstalten, wegen der wahrscheinlichen Dauer, und wegen der Preußischen Heere im Felde, nicht wohl ausführbar. Friedrich hätte Sachsen, Schlesien, ja alles Preis gegeben, um Magdeburg zu retten, und die zahlreichsten Belagerungs-Armeen wären, verschanzt oder unverschanzt, unter den Mauern dieser Festung mit Wuth angegriffen worden. Die Gewißheit einer solchen nachdrucksvollen Operation wendete jeden Belagerungsversuch ab, und der König blieb wegen Magdeburg ganz unbesorgt.

Was aber durch äußere Gewalt nicht thunlich war, konnte durch Verrätherei ausgeführt werden, und zu dieser wurde mehr als ein Entwurf gemacht. Friedrich hatte keinen Gedanken von einer hier möglichen Gefahr, als der von ihm hier gefangen gehaltene und grausam behandelte Kaiserliche Rittmeister Trenk *), im scheußlichsten Kerker, unter der

*) Friedrich, Freiherr v. d. Trenk, 1726 zu Königsberg in Preußen geboren, war beim Ausbruch des zweiten Schlesischen Krieges Adjutant bei Friedrich dem Großen. Verdachtsgründe gegen ihn, daß er in einem heimlichen Einverständnisse mit seinem Verwandten, dem Kaiserlichen Panduren-Oberst Franz v. d. Trenk, stehe, brach-

der Last seiner Ketten auf Mittel sann, Magdeburg zu überrumpeln; und es fehlte wenig, so wäre das Schicksal eines Monarchen, den die größten Mächte Europens mit Anstrengung aller ihrer Kräfte nicht bezwingen konnten, von einem der nahen Verwesung geweihten, in Eisen geschmiedeten Manns bestimmt worden, der auf seinem Leichensteine ruhend sein verschimmeltes Kommißbrod aß, aber dennoch die Rechte der durch die Macht des Stärkern gekränkten Menschheit tief fühlte, und nichts als Freiheit und Rache athmete. Glücklicher Weise für den König unterblieb der kühne Versuch. Aber gewiß ist, daß Trenk, immer sinnreich in seinen Planen zur Erlangung seiner Freiheit, auch damals sehr nahe am Ziele dieses Wunsches war, daß eine große Menge Kriegsgefangener sich zu der Zeit in Magdeburg befand, daß die Besatzung, so wie in allen Preußischen Festungen, größtentheils aus Ueberläufern und gezwungenen Soldaten bestand, und nur schwach war.

Das in Wien angenommene System, dem König von Preußen die Auslieferung seiner Gefangenen zu verweigern, dauerte noch immer fort. Der Reichs-Hofrath hatte sogar die Capitulation von Pirna für nichtig erklärt, unter dem Vorwand, weil Friedrich ein Reichsfeind sey, und da die

---

ten ihn nach Glatz auf die Citadelle. Nach mehreren vergeblichen Versuchen, sich zu befreien, gelang es ihm, ungeachtet seines engen Verwahrsams, zu entkommen, und er irrte nun durch Mähren, Polen und Rußland umher, wurde aber in Danzig, wo er mit seinen Geschwistern die Erbschaft seiner Mutter theilen wollte, auf Friedrichs Ansuchen verhaftet, und so nach Magdeburg in ein schweres Gefängniß gebracht. Da auch hier seine Gewandtheit in klug angelegten Planen zu seiner Befreiung Gefahr drohte, so wurde sein Verhaft immer härter, besonders beim Ausbruch des siebenjährigen Krieges. Erst im Jahre 1763 erhielt er seine Freiheit, und Friedrich Wilhelm der zweite gab ihm auch seine in Preußen confiscirten Güter wieder zurück. Nach dem Ausbruch der Französischen Revolution aber ging er nach Paris, wo er unter Robespierre 1794 guillotinirt wurde. Dies war das Ende eines Mannes, der, mit Klugheit, Muth und Standhaftigkeit ausgerüstet, sich in der Geschichte des Preußischen Kriegswesens einen großen Ruhm hätte erwerben können, nun aber durch die Geschichte seiner unglücklichen Gefangenschaft nur ein bemitleidenswerther Gegenstand menschlicher Theilnahme geworden ist. Th. H.

Preußen in Leipzig eine Anzahl Officiere vom Nassau-Weilburgischen Regiment, zu den Reichs-Truppen gehörig, gefangen genommen, aber gegen ihren Revers, bis zu erfolgter Ranzion nicht zu dienen, frei gelassen hatten: so erklärte der Oesterreichische Minister in Frankfurt, Graf Bergen, auf Kaiserlichen Befehl, alle diese Officiere wegen des schriftlich gegebenen Ehrenworts für cassirt. Der König ließ nun sowohl diese, als die Oesterreichischen Officiere citiren, sich in Magdeburg als Kriegsgefangene zu stellen. Einige erschienen, und unterwarfen sich ihrem Kriegsschicksal; die meisten aber verletzten ihre Ehre, und blieben aus. In Oesterreich wurden die gefangenen Preußischen Officiere von ihren Soldaten getrennt; man wies den erstern ihren Aufenthalt in Tyrol und Steiermark an, die Gemeinen aber wurden in kleine Oesterreichische Städte zu 600, 800, 1000, auch 1200 Mann verlegt. Ihre Anzahl betrug im Januar 1760, in achtzehn Städte vertheilt, 19,400 Mann.

In allen Kriegen der neuern Deutschen hatte man sich begnügt, ausgezeichnete Tapferkeit, große edle Thaten, und den Tod fürs Vaterland, mit kaltem Lobe zu belohnen. Von einem Nationaleifer wußte man nichts, obgleich man gewöhnlich durch abgedrungene Handlungen Theilnahme an dem Waffenruhm der Nation oder des Fürsten affectirte, im Grunde aber bei den Kriegsschicksalen nur die Anhäufung oder Entfernung neuer Lasten vor Augen hatte. Die Cultur des Zeitalters aber, und die daraus entstandene Art von Freiheit, hatte in diesem Kriege, durch die Bewunderung von Europa aufgeweckt, bei den Einwohnern von Nord-Deutschland, vorzüglich aber bei denen in den Preußischen Staaten einen Patriotismus erzeugt, der in Deutschland bisher fremd gewesen war. Die Preußischen Unterthanen aller Provinzen machten Aufopferungen jeder Art. Bald errichteten sie mitten unter den Verheerungen der Feinde auf eigene Kosten eine Land-Miliz; bald rüsteten sie Schiffe aus, die Küsten zu decken; bald gaben sie freiwillig ihre theuer erkauften Pferde zum Dienst der Cavallerie her. Die Landleute, die ihr Alles im Kriege verloren, und nur ihre Kinder noch übrig hatten, wetteiferten, die Söhne geschwind als Soldaten bei der Armee zu haben. Sie ließen sie mit Freuden fortwandern, und

nur zu oft sahen sie solche nicht wieder. Große Thaten und Begebenheiten wurden jetzt von Dichtern besungen, und durch Denkmünzen verewigt. Es wurden den im Kriege gefallenen Helden feierliche Lobreden gehalten, und sinnreiche Inschriften auf ihre Grabmäler gesetzt. Die besten Mahler in Berlin boten ihre Kunst auf, um Ehrenbilder für die großen Männer, Schwerin, Winterfeld, Keith und Kleist zu verfertigen, die man in der Garnisonkirche der Residenz als Denkmäler aufstellte. Eben so sehr waren auch die Kupferstecher beschäftigt, die Bildnisse dieser bewunderten Krieger ihren Zeitgenossen und der Nachwelt zu überliefern. Auch die Bildhauer blieben nicht zurück; denn Friedrich ließ, um das Andenken seiner Kriegsfreunde zu ehren, und Nacheiferung zu erwecken, die marmornen Bildsäulen der vier Feldherren, Schwerin, Winterfeld, Keith und Seydlitz, nicht wie gewöhnlich in Höfen und Sälen oder Arsenälen, sondern in Berlin auf dem freien Wilhelms-Platz aufstellen, wodurch dieser zur ersten und einzigen Helden-Gallerie dieser Art in Europa wurde.

Da alle große Mächte in Europa den Untergang Friedrichs beschlossen hatten, der immer noch mit höchst ungleichen Kräften gegen die Uebermacht seiner Feinde rang, und der König von England, Georg der dritte, der einzige mächtige Bundesgenosse, seinen Zustand mit Gleichgültigkeit betrachtete, so wandte er seine Augen auf Asien, und versuchte durch Unterhändler sowohl den Groß-Sultan, als den Tatar-Chan zu Einfällen in Ungarn zu bewegen. Der Ruf von Friedrichs Thaten war bis in jenen Welttheil gedrungen, und sein Name wurde am schwarzen Meer, und an der Chinesischen Mauer, am Caucasus und am Ganges, mit Ehrfurcht genannt. Die morgenländischen Völker, mit der Geographie unbekannt, waren in Erstaunen verloren, daß ein Fürst, dessen Existenz nie zu ihren Ohren gekommen war, den mächtigsten Nationen der westlichen Welt eine Reihe von Jahren hindurch Widerstand gethan, und nicht überwältigt werden konnte. Die Türken schüttelten am meisten die Köpfe. Sie kannten die furchtbare Macht der Deutschen Sultanin, die gewaltigen Kräfte des Russischen Reichs, und von den Kriegstalenten der Schweden hatten sie die

höchsten Begriffe *). Wie alle diese, vereinigt mit dem mächtigen Frankreich, nicht fähig wären, einen kleinen König zu unterjochen, dies war ihnen ein unerklärbares Räthsel. Die Gesandten der kriegführenden Höfe, die in Constantinopel von den Türken darum befragt wurden, schoben die Schuld aufs Glück. Die Muselmänner aber waren dadurch nicht befriedigt; ihre Hochachtung für den König von Preußen wuchs, und die Ottomanische Pforte würde, durch eigene Staatsvortheile angefeuert, da der Waffenstillstand mit Oesterreich zu Ende ging, im Jahr 1761 wahrscheinlich mit Preußen ein Bündniß gemacht haben, wenn der Französische Hof, der so großen Einfluß auf die Rathschläge des Divans hatte, die Ausführung nicht verhindert hätte. Hiezu kam, daß der Groß-Vezier, ein des Krieges unkundiger Greis, sich fürchtete, der Anführer eines Heeres zu seyn. Die Pforte begnügte sich, 110,000 Mann bei Belgrad zu versammeln, die einen Cordon längs der Ungarischen Grenze zogen, wodurch aber der von den Rathschlüssen des Divans unterrichtete Wiener Hof gar nicht beunruhigt wurde.

Der König erhielt jedoch eine Gesandtschaft vom Tatar-Chan, die wenig Tage nach dem Verlust von Schweidnitz im Preußischen Hauptquartier eintraf. Der Gesandte hatte den in der Crimm angesehenen Posten eines Barbiers des Tatarischen Fürsten, und war sein Vertrauter. Der Chan erbot sich, gegen ansehnliche Subsidien 16,000 Mann Hülfstruppen zu liefern. Friedrich gab diesem Antrag Gehör, überhäufte den Gesandten mit Geschenken, sowohl für sich als für seinen Fürsten, und schickte ihn mit dem Entwurf eines Tractats zurück. Goltz, ein junger Officier vom Gefolge des Königs, mußte ihn begleiten, um die Vollziehung dieses Vertrages zu beschleunigen, und der Wegweiser der Tataren zu seyn, die in Ungarn einfallen sollten. Diese Preußische Gesandtschaft wurde nun durch einen Deutschen Arzt, Namens Frese, verstärkt, der vermöge seiner Kunst sehr fähig war, sich unter jenem rohen Volk Freunde und

*) Diese Vorstellung erklärt sich aus dem lange Zeit hindurch fortlebenden Thatenruhm der Schwedischen Heere im dreißigjährigen Kriege. Th. H.

Achtung zu erwerben. Der König hatte an einem andern Plan schon seit einiger Zeit gearbeitet, der aber mehr Schwierigkeiten zeigte. Sein bisheriger Agent in der Tatarei, Boscamp, nämlich bemühte sich aus allen Kräften, den Chan zu einem Einfall in Rußland zu vermögen, den die Ottomanische Pforte sodann selbst wider Willen hätte unterstützen müssen. Auf diese unsicheren Pfeiler gründeten sich jetzt Friedrichs Hoffnungen.

(1762.)

Die Oesterreicher und Russen arbeiteten indessen, sich in den eroberten Preußischen Ländern immer mehr festzusetzen. Noch nie hatten sie es dahin bringen können, hier zu überwintern. Jetzt betrachteten die Kaiserlichen Schlesien als ihr unbezweifeltes Eigenthum. Den Unterthanen in den eroberten Bezirken wurde auf Befehl des Hofes Getreide zur Bestellung ihrer Felder angeboten, und in Schmiedeberg ein öffentlicher Getreidemarkt angelegt; auch mußten verschiedene ansehnliche Kaufleute aus den Gebirgsstädten nach Prag kommen, weil man wegen des Handels neue Einrichtungen treffen wollte. Man hatte im Anfang dieses Jahres Miene gemacht, in Augsburg einen Friedens-Congreß zu halten; die Gesandten der Kaiserhöfe waren bereits dazu ernannt, ihre Tafelgelder genau bestimmt, und ihr glänzendes Gefolge ausgerüstet; auch hatte man in dieser Reichsstadt Hotels für 150,000 Gulden gemiethet. Alle diese Zubereitungen aber hatten keinen Erfolg, und jetzt vollends wurde an keinen Frieden mehr gedacht. Man war jetzt in Wien so sehr überzeugt, ihn leicht und vortheilhaft auch ohne alle Congresse zu erhalten, daß sogar im December 1761 mit der Kaiserlichen Armee eine große Reduction (Verminderung) vorgenommen wurde. Bei jedem Regiment wurden drei Compagnien eingezogen, und beim ganzen Heer 1500 Officiere verabschiedet. Selbst die so nöthige leichte Cavallerie wurde vermindert. Alle Oesterreichische Patrioten schrieen über diese so schädliche Reduction, wodurch das Heer um 20,000 Mann geschwächt

wurde; eine Maaßregel, die der von Theresia als ihr Kriegs-Orakel verehrte Daun, wo nicht angerathen, doch gebilligt hatte. Die meisten Feldherren äußerten laut ihren Unwillen darüber, ja der Fürst von Löwenstein rief bei öffentlicher Parole aus: „Große bedauernswürdige Monarchin! wie „schlecht wird dir gerathen!“ Einige hundert Officiere traten in Spanische Dienste, da eben damals der Krieg zwischen England und Spanien ausbrach.

Pitt hatte diesen Krieg vorher gesagt, ja selbst die Zeit der Spanischen Erklärung voraus bestimmt, und die nöthigen Maaßregeln vorgeschlagen; allein das verblendete Brittische Ministerium wollte ihn nicht hören, weshalb denn dieser große Mann unter Wehklagen des ganzen Reichs das Staatsruder verließ. Seine unwürdigen Nachfolger ernteten jedoch die Früchte seiner vortrefflichen Anstalten. Die siegreichen Flotten der Britten flogen bald nach America, und dort lehrten sie in dem kurzen Zeitraum von wenig Monaten den stolzen Spaniern die Kenntniß ihrer Schwäche. Nur ein Mittel war zur Rettung ihrer reichen Inseln übrig. Portugal, diese Goldquelle der Engländer, ergiebiger wie die Diamantgruben in Indien, mußte angegriffen werden. Es geschah. Die Britten waren nun gezwungen, dies Königreich durch Truppen zu beschützen, da die Portugiesen wegen ihrer höchst elenden Militair-Verfassung es nicht selbst vermochten. Es wurde jedoch an einem Versuch gearbeitet, die tief gesunkene, und von allen Begriffen von Ehre entfernte Armee dieser ehemals so tapfern Nation, streitbar zu machen. Hiezu war ein mit seltenen Talenten begabter Feldherr nöthig, und wo war dieser damals wohl besser zu finden als in Deutschland, diesem Vaterlande großer Heerführer?

Der regierende Graf von der Lippe-Bückeburg, der die Artillerie bei der allirten Armee commandirte, wurde dazu erwählt; ein Mann zum Feldherrn geboren, von einem sehr originellen Character, durch Kenntnisse jeder Art ausgebildet, und anerkannt als einer der größten Ingenieure in Europa. Er hatte in seinem Gebiet nach seinem eigenen Plan eine sonderbare Festung angelegt, die er Wilhelmsstein nannte, gelegen mitten im Steinhuder See, wo er keinen Fuß breit Erde fand. Die Natur hatte ihn, so wie den Marschall von

Sachsen, mit einer außerordentlichen Stärke begabt; auch hatte er seinen Körper von Jugend auf zu allen Strapazen abgehärtet; er sprang über die breitesten Gräben, und machte in seinen jüngern Jahren große Reisen zu Fuß. Selbst wenn er als General commandirte, lebte er wie ein gemeiner Soldat; bei Belagerungen legte er nie seine Kleidung ab, ließ seinen Bart wachsen, brachte jede Nacht in den Laufgräben zu, und lag hier auf bloßer Erde. Zu Pferde setzte er durch jeden Fluß und über jede Hecke. So groß war seine Gleichgültigkeit gegen Gefahren, und so außerordentlich sein Vertrauen auf seine von ihm geübten Artilleristen, daß er im Jahr 1759 zur Feier des Geburtstages Friedrichs seinen Officieren ein großes Gastmahl in einem Zelte gab, worauf eine Flagge wehete, die den Kanonenkugeln der Artilleristen während der Mahlzeit zum Ziele diente. Dieser General wurde nun Portugals Feldherr, der die Armee dieser Nation ganz umgestaltete, eine bei derselben noch nie gekannte Ordnung einführte, und der Schöpfer einer Art Disciplin wurde, die, obwohl unvergleichbar mit der in den Deutschen Heeren, doch für ein wenig cultivirtes Volk von großer Wichtigkeit war; einer Disciplin, die, obgleich damals noch in der Kindheit, dennoch die mitwirkende Ursache war, die Fortschritte der Spanier zu hemmen. Der König von Portugal belohnte auch das große Verdienst dieses Feldherrn auf eine ausgezeichnete Art. Er gab ihm den Titel Altezza, mehrere Ordensbänder, 100,000 Cruſaden *), und acht goldne, zwei und dreißig Pfund schwere, Kanonen mit silbernen Lavetten.

Die großen Talente dieses Feldherrn an der Spitze einer noch ganz rohen Armee hätten jedoch allein die Spanier nicht an der Eroberung des Königreichs Portugal hindern können, wenn nicht die Britten ein ansehnliches Hülfs-Corps den so sehr bedrohten Portugiesen zugesandt hätten.

Nun also brannte das Kriegsfeuer in Europa von einem Ende bis zum andern; denn alle Völker vom Carpathischen Gebirge bis zum Atlantischen Meer waren in Waffen. Dennoch schien dieser ungeheure Erdraum für die Kriegswuth so

*) Eine Cruſade ist etwa 18 bis 19 Groschen nach unserm Gelde. Th. H.

vieler mächtigen Nationen zu klein; die fernsten Länder und Meere wurden Zeugen derselben. Man kämpfte in Canada, in den Westindischen Inseln, auf den Küsten von Africa, in Indien, ja bis zu den so entlegenen Philippinischen Inseln wurde die Kriegsfackel getragen, Länder zu verwüsten, und Menschen zu morden.

Zwölftes Buch.

Friedrich, ohne Beistand und fast ohne Hoffnung, sah jetzt standhaft seinem Untergang entgegen, der ganz unvermeidlich zu seyn schien. Siege konnten die Fortschritte seiner Feinde zwar hemmen, allein ihnen die eroberten Festungen wieder zu entreißen, dazu gehörten langwierige, ungestörte Belagerungen, und eine Reihe glücklicher Schlachten. Was halfen aber seine Anstrengungen! Es war das durchlöcherte Faß der Danaiden. Nichts schien ihm gewisser, als eine baldige Belagerung und wahrscheinliche Eroberung von Stettin. Seine Verbindung mit Berlin, ja selbst die Besitznehmung dieser Residenz, so wie des ganzen Kurfürstenthums, hing jetzt allein von der Thätigkeit seiner Feinde ab, die ihn ohnehin, durch ein wohl postirtes Corps von 15,000 Mann Russen, von Polen, diesem unerschöpflichen Getreidereiche, abgeschnitten hatten. Es fehlte überall in den verheerten Preußischen Provinzen an Lebensmitteln, und der noch übrige Vorrath in den Magazinen war nicht zu den Bedürfnissen eines einzigen Feldzuges zureichend. Ueberdies mangelte es jetzt an Rekruten, an Pferden, und an vielen andern Kriegsnothwendigkeiten. An Munition fehlte es zwar nicht, so wenig als an Geld, allein die Schwierigkeiten, Pulver und Kugeln in der erforderlichen Menge zu transportiren, wurden immer größer, und das Gold schien, selbst in den Händen eines alle Welthändel tief durchdringenden Geistes, seine Allmacht zu verlieren. Bei aller Standhaftigkeit des Monarchen bemächtigte sich doch seiner Seele ein gewisser Tiefsinn. Er sprach jetzt wenig, selbst nicht mit seinen Vertrauten, speiste gewöhnlich allein, kam auf keine Parade mehr, machte keinen Spazierritt, und legte seine Flöte weg.

Der Operationsplan des Königs in dieser Lage zum bevorstehenden Feldzuge ist ein Geheimniß. Er wurde verworfen, oder doch ganz abgeändert, da ihm eine neue Sonne aufging. Das Glück hatte diesen großen Regenten bei so vielen Gelegenheiten begünstigt, seinen erhabenen Geist unterstützt, und die Erwartungen aller seiner Feinde getäuscht; allein die größte Wohlthat des Schicksals war bis zu dem kritischen Zeitpunkt aufbehalten, wo der gekrönte Weise, durch die gewaltige Uebermacht der feindlichen Heere vom allen Seiten gedrängt, seinem harten Schicksal entgegen sah. Keine Großmuth war von Feinden zu hoffen, die, uneingedenk des Nationalruhms und der Nachwelt, alle Kräfte mächtiger Reiche anstrengten, um durch ihre colossale Verbindung einen einzigen zu unterdrücken. Nichts Geringeres, als das Ende der Preußischen Monarchie, war zu erwarten. Indessen war er auf Alles vorbereitet. Er hatte nicht allein Maaßregeln für den Fall genommen, wenn er das Unglück haben sollte gefangen zu werden, sondern er trug auch seit einiger Zeit Gift bei sich, um, so wie Hannibal, der große, von seinen Bundesgenossen verlassene und zum Römischen Triumph bestimmte Carthaginenser, den letzten Schlägen des widrigen Schicksals durch einen selbst gewählten Tod zuvor zu kommen.

In diesen hoffnungslosen Augenblicken kam dem dahin sinkenden Helden der Tod der Kaiserin Elisabeth von Rußland zu Hülfe. Ein Courier brachte dem König diese Nachricht, glücklicher wie keine im ganzen Laufe des Krieges. Elisabeth starb den 25sten December 1761. Dieser Umstand veränderte den ganzen Horizont des politischen Himmels. Alle Entwürfe der Bundesgenossen, alle Operationsplane, alle Hoffnungen von Preußens Feinden, alle neue Staatssysteme, wurden nun auf einmal, wo nicht vernichtet, doch ganz verändert, und die Russen, die fürchterlichsten Feinde der Preußen wegen ihrer Verheerungen, jetzt durch das bloße Wort ihres neuen Beherrschers, zu Friedrichs Freunden umgeschaffen. Der Thronfolger nämlich, Peter der dritte, hatte in eben dem Grade eine Zuneigung zu dem König von Preußen, als die Kaiserin Elisabeth ihn haßte. Eine der ersten Handlungen des neuen Regenten war daher, Friedrich

seine Freundschaft zu versichern. Dieser traulichen Versicherung, die Peters Günstling, der Oberst Gudowitz, ins Hauptquartier nach Breslau überbrachte, folgte, trotz allen Vorstellungen der Höfe von Wien und Versailles, ein Waffenstillstand, und dann bald der Friede, unter den großmüthigsten Bedingungen; dem Frieden ein Bündniß; dem Bündniß ein vertrauter Briefwechsel, und die letzte Stufe Peters war ein Enthusiasmus für den König, der keine Grenzen kannte, und sich auf mannigfaltige Art aussprach.

Elisabeth hatte dieses gefürchtet, und war daher mit ernstlichen Verfügungen zur Fortsetzung des Krieges in die andere Welt gegangen. Noch auf ihrem Todbette hatte sie von dem Russischen Senat das Versprechen gefordert, nicht ohne den Beitritt der Bundesgenossen mit Preußen Friede zu machen. Es geschah dennoch, da sie kaum die Augen geschlossen hatte. Die Russischen Truppen machten Anstalt, das Königreich Preußen, Pommern, und die Neumark zu räumen. Das eroberte Colberg wurde wieder zurück gegeben, die Kriegsgefangenen befreit, und das Russische Corps unter Czernichef von der Oesterreichischen Armee abgerufen. Ja die Russische Großmuth ging jetzt so weit, daß ganze Districte in Pommern das benöthigte Saatkorn aus den Russischen Magazinen als ein Geschenk erhielten. Peter rieth nun seinen alten Bundesgenossen ernstlich den Frieden an; er stellte sein Beispiel bei der Zurückgabe aller Russischen Eroberungen zur Nachahmung auf, und bezog sich dabei auf seine Pflichten als Monarch, der des Bluts der ihm anvertrauten Unterthanen zu schonen, und seinem Reiche Ruhe zu verschaffen verbunden wäre. Er nannte dies das erste Gesetz, das Gott den Regenten vorgeschrieben hätte. Der Franzöſische Hof erwiederte darauf, daß weder die zärtlichen Gesinnungen des Monarchen gegen seine Unterthanen, noch der Gedanke an ihre Glückseligkeit, seinen Entschluß wankend machen könnten, die mit seinen Bundesgenossen geschlossenen Tractaten pünktlich zu erfüllen, und daß nach des Allerchristlichsten Königs Meinung dies das erste Gesetz der Regenten sey. Da man nun auch in Wien vom Frieden nicht anders als unter unannehmbaren Bedingungen hören wollte, so erhielt Czernichef Befehl, mit seinen 20,000 Mann Russen

zum König zu stoßen, und ihm unbedingt zu gehorchen; ein Befehl, der ein Donnerschlag für die Kaiserin Theresia war, die, auf die letztern Eroberungen gestützt, den Krieg so gut als geendigt betrachtet, und deshalb sogar ihre Truppen um 20,000 Mann vermindert hatte.

Der neue Brittische Minister, Lord Bute, war so unbegreiflich unwissend, daß er von der großen allgemein bekannten Achtung nichts wußte, die Peter seit so vielen Jahren gegen Friedrich hegte, und die sich jetzt so thätig offenbart hatte. Er wähnte, der neue Kaiser wünsche die von Preußen eroberten Länder zu behalten, und erbot sich daher gegen den Russischen Gesandten in London, Fürsten Gallitzin, den König von Preußen zur Abtretung aller Provinzen zu vermögen, die Rußland nur verlangen würde, wenn der Kaiser seine Truppen noch ferner bei der Oesterreichischen Armee lassen wollte. Diese schändliche Treulosigkeit von Seiten eines Bundesgenossen fand ihren Lohn. Peter gab eine verächtliche Antwort, und schickte die Originalschrift dieses Antrages an Friedrich. Bute, bestimmt, den Glanz des Brittischen Ruhms durch seine unbesonnenen Handlungen herab zu würdigen, wandte sich jetzt an den Wiener Hof, um zwischen der Kaiserin und dem König von Preußen, ganz ohne des letztern Wissen, Friede zu machen, wobei er mit Friedrichs Provinzen sehr freigebig war. Der staatskluge und mit Friedrichs Character wohl bekannte Kaunitz aber hielt diesen Antrag, den sich nur ein Schüler in der Politik erlauben konnte, für eine Intrigue, um die Höfe von Wien und Versailles zu entzweien, und gab daher dem Englischen Geschäftsträger eine demüthigende Antwort. Er sagte: seine Kaiserin sey mächtig genug, um allein ihre Ansprüche geltend zu machen, und überdies wäre es wider ihre Würde, einen Frieden unter Englands Vermittelung zu schließen.

Der sonderbare Vorfall, eben die Truppen bei den Preußischen Heeren zu sehen, die man seit sechs Jahren mit Erbitterung bekämpft hatte, schien sowohl den Preußen als Oesterreichern ein Traum zu seyn. Die letztern glaubten es anfangs gar nicht; selbst die Kaiserlichen Officiere, die in Breslau gefangen waren, die folglich alles mit eigenen Augen sahen, und mit eigenen Ohren hörten, hielten das Ganze

für ein erſonnenes Gerücht, den Muth der Truppen zu beleben; und da Czernichef nebſt andern Ruſſiſchen Generalen ſich von ihren Truppen entfernten, und nach Breslau in einem großen Aufzuge zum König kamen, ſo behaupteten ſogar gefangene Kaiſerliche Generale, daß alles nur Blendwerk, und die mit Ruſſiſchen Ordensbändern gezierten Ruſſiſchen Befehlshaber verkleidete Preußiſche Officiere wären. Alle Zweifel aber hatten ein Ende, da ſich das Ruſſiſche Corps im Junius mit der Armee des Königs wirklich vereinigte; denn Thereſia verwarf den Plan Laudons, dieſe ihr gefährliche Vereinigung mit Gewalt zu hindern. Auch die Schweden, des Krieges müde und aus Furcht vor den Ruſſen, machten im Mai ebenfalls mit Preußen Friede. Er wurde am 22ſten dieſes Monats unterzeichnet. Die Königin von Schweden, Friedrichs ſehr geliebte Schweſter, war dabei Vermittlerin; auch erklärte ihr Bruder dem Senat in Stockholm ausdrücklich, daß er bloß um ihretwillen die Sache auf dem alten Fuß ließe. In der That bedurfte es jetzt nur ſeines bloßen Willens, um in der Geſchwindigkeit die Schwediſche Armee zu vernichten, und Schwediſch-Pommern zu erobern, das ihm nicht leicht wieder entriſſen werden konnte. Friedrich pflegte oft über dieſen Krieg zu ſcherzen, und da der Friedensantrag aufs Tapet kam, ſagte er lächelnd: „er wüßte „von keinem Krieg mit den Schweden; zwar hätte er von „Händeln gehört, die Belling mit ihnen habe, dieſer General „aber würde ſich wohl wieder vergleichen.“

Der Krieg bekam nun eine andere Geſtalt. Alle Staaten Friedrichs, von Breslau bis an die äußerſten Preußiſchen Grenzen, waren jetzt von den Feinden befreit, und man hatte keine verheerende Einfälle mehr zu beſorgen. Nun ſah man wieder die Heiterkeit im Geſicht des Monarchen. Er ſcherzte wie gewöhnlich, ließ ſeine Franzöſiſchen Köche wieder kommen, und ſuchte ſeine Flöte wieder hervor.

Peter hatte auf ſein Verlangen von Friedrich das Sybburgiſche Infanterie-Regiment erhalten, und ihm dafür das Schuwalowſche Dragoner-Regiment gegeben, das ſich der König dagegen ausgebeten hatte; auch verlangte der Kaiſer den ſchwarzen Adler-Orden, den er faſt täglich anlegte. Dieſer mächtige Monarch, der nun Preußiſche Uniform trug

des Königs Bildniß vor den Augen der Russen küßte, und ihn gleichsam als seinen Oberherrn betrachtete, wollte in Person mit einem großen Heere zu ihm stoßen, und man war berechtigt, außerordentliche Dinge zu erwarten.

Mit diesen glänzenden Hoffnungen eröffnete Friedrich den Feldzug vom Jahr 1762, dem auch der Kronprinz Friedrich Wilhelm beiwohnte. Er betrat jetzt in seinem ersten Jünglingsalter die kriegerische Laufbahn, die alle Prinzen seines Hauses ohne Ausnahme betreten hatten. Alle opferten dem Kriegsgott, und stellten dadurch ein von Seiten einer ganzen Königlichen Familie, in allen ihren Zweigen, noch nie in der Geschichte aufgezeichnetes Beispiel dar. Der Kronprinz war immer an der Seite des Königs, und mußte mit ihm alle Gefahren bestehen.

Friedrich, durch so viele außerordentliche Eigenschaften über andere Sterbliche erhaben, rächte hier gleichsam die wegen seiner Geistesgröße gedemüthigte Menschheit. Das Vertrauen auf seinen neuen Bundesgenossen schwächte nun bei ihm die Sorgfalt für seine braven Truppen, denen er jetzt zum erstenmal die sogenannten Winter-Douceurs entzog; Gelder, die für die große Menge armer Officiere, die bloß von ihrem so geringen Solde lebten, zu ihrer Ausrüstung für den neuen Feldzug unentbehrlich waren, und jetzt ganz ohne Noth, im Zeitpunkt des Glücks, zurück gehalten wurden. Nicht einmal eine Scheinursache ward angegeben, warum man dieses so nöthige, so gerechte, so pflichtmäßige Geschenk, das jeden Winter als Bedürfniß ausgetheilt worden war, jetzt patriotischen, ihren König anbetenden Kriegern versagte. Ein jeder Subaltern-Officier erhielt 50, ein Capitain 500 Reichsthaler, und so stiegen die Summen mit dem Range. Mit diesem Gelde wurde der Abgang der Pferde und der im verflossenen Feldzuge beschädigten Feld-Equipage ersetzt. Die Compagnie-Chefs mußten dafür die zahlreichen Feldbedürfnisse ihrer Soldaten anschaffen, so daß dies Geld nicht sowohl eine sehr gerechte Wohlthat, als vielmehr eine Ehrenschuld der ersten Größe war. An die Stelle dieses Geschenks traten scharfe Verordnungen, die unbedeutende Formalitäten zum Gegenstande hatten. In dem ganzen Laufe des Krieges hatten sich die Officiere auf Märschen gewöhnlich

des Degens anstatt des Spontons bedient, das im Felde ganz entbehrlich, ja hinderlich ist, und zur Vertheidigung nichts taugt. Nun aber mußte dies Paradezeichen bei allen Gelegenheiten gebraucht werden, und so ging es mit vielen andern Kleinigkeiten, die, jetzt erst hervorgesucht, den ruhigen, unbesorgten, und auf sein Glück stolzen Feldherrn verriethen.

Friedrich erhielt diesen Winter auch einen neuen Gesandten vom Tatar-Chan, der im Frühling 40,000 Mann zu Friedrichs Bestimmung bereit zu halten versprach. Der Gesandte wurde wieder mit vielen Geschenken entlassen; auch hielt der Chan anfangs Wort. Die Tataren rückten ins Feld; jetzt aber war nicht mehr die Rede Rußland anzugreifen, sondern einen Einfall in Ungarn zu thun. Der General Werner, ein Eingeborner dieses Landes, sollte sodann bei Ofen mit einem kleinen Preußischen Corps zu ihnen stoßen. Von dieser Operation war viel zu erwarten, da die damals äußerst bedrückten Protestanten in Ungarn sich wahrscheinlich sogleich empört haben würden. Allein die Tataren kamen nicht; sie zogen eine Zeitlang an den Polnischen Grenzen umher, und hernach kehrten sie wieder in ihr Land zurück.

Der König verstärkte nun alle Theile seiner Armee, besonders aber seine leichten Truppen; so daß er jetzt hierin den Kaiserlichen überlegen wurde. Es wurden neue Frei-Bataillone errichtet, desgleichen Frei-Husaren und Frei-Dragoner. Die Bosniaken, eine Art Reiter, Türkisch gekleidet, und so wie die Uhlanen mit Lanzen bewaffnet, waren nur eine Schaar von 100 Mann gewesen; jetzt wurden sie bis auf 1000 vermehrt, und der Anführung eines verdienstvollen Kaiserlichen Officiers, des Majors Lange, übergeben, der, wegen seiner protestantischen Religion gekränkt, jetzt den Oesterreichischen Dienst verließ, und ihn mit dem Preußischen verwechselte. Diese große Truppenvermehrung geschah mit unglaublicher Geschwindigkeit, so daß, gleich der Drachensaat des Cadmus, auch hier die Soldaten auf den Machtwink Friedrichs, gleichsam aus der Erde hervorgingen. Auch die Artillerie wurde sehr ansehnlich verstärkt, deren große Wirkung bei einem zweckmäßigen Gebrauch Friedrich erst in diesem Kriege erfahren hatte, daher er sie jetzt mit 3500 Mann vermehrte. Um der Artillerie leichtere Bewegungen zu ver-

schaffen, und von ihrem furchtbaren Dienst den bestmöglichsten Nutzen zu ziehen, so machte er einige hundert Artilleristen beritten, die unter dem Namen der reitenden Artillerie neben dem leichten Geschütz hertrabten, und, wenn sich Gelegenheit zeigte, von ihren Pferden sprangen, um ihre Kanonen zu bedienen. Nun konnten diese Eisenschleuderer, anstatt zurück zu bleiben, selbst der Infanterie zuvorkommen, ja nöthigen Falls mit den Husaren marschiren, und ihr schwerer Dienst in den Stunden eines Treffens, der in Herbeischaffung und Handhabung großer Lasten besteht, konnte desto rascher geschehen, da diese Soldaten nicht vorher durch den Marsch abgemattet waren.

Viele fremde Officiere, selbst von den feindlichen Armeen, traten jetzt in Preußische Dienste. Unter diesen war auch der Franzöſische Oberste Geschray, ein geborner Baier. Da er sich als Parteigänger, zwar nicht in diesen Feldzügen, aber im Oesterreichischen Successions-Kriege, ausgezeichnet hatte, so verstattete ihm der König, ein 2400 Mann starkes Freicorps zu errichten. Ein anderer Franzöſischer Officier, der Oberst-Lieutenant Thürriegel, ebenfalls ein Baier und vertrauter Freund des Geschray, auch mißvergnügt wie er mit dem Hofe, ging ebenfalls in die Dienste Friedrichs, und wurde Commandeur dieses Corps, das er durch seine große Thätigkeit allein errichtete, und bald vollzählig machte. Dieser sonderbare Mann, den die Natur mit einem sehr unternehmenden Geist, und mit einer seltenen Verschlagenheit begabt hatte, wurde bei der Franzöſischen Armee gebraucht, die Schaar der Kundschafter zu leiten. Er warb sie an, vertheilte und besoldete sie, gab ihnen die nöthigen Instructionen, wechselte mit ihnen beständig Briefe, und zog aus ihren verschiedenen Berichten die Resultate, die er sodann sowohl den Befehlshabern der Armeen, als dem Cabinet in Versailles vorlegte. Er machte selbst kleine Reisen in die vom Feinde besetzten Provinzen unter allerlei Gestalten, Namen und Kleidung, versehen mit ehrenvollen Päſſen, Documenten, und nachdrücklichen Empfehlungsschreiben von Ministern und Gesandten neutraler Höfe. So durchstrich er alle Nord-Deutsche Länder, schlich sich in Läger und Festungen, und so gut war seine Maske, daß er in Magdeburg unentdeckt

an der Tafel des Commandanten speis'te, während daß dieser einen Brief vom König erhielt, mit der Warnung, gegen einen Französischen Hauptspion auf seiner Hut zu seyn, der abgeschickt wäre, die Preußischen Festungen zu untersuchen. Allenthalben entkam er glücklich durch seinen Muth und durch seine außerordentliche Verschlagenheit.

Thürriegel hatte zu dem Kundschaftswesen immer einen Mittelpunkt bestimmt, von welchem Ort er alle seine Befehle sandte, und wohin alle Briefe der Unterspione gerichtet werden mußten, die er dann scharfsinnig verglich, und das Resultat den Franzosischen Kriegs-Befehlshabern meldete. Bereis'te er seinen Ausspäher-Cordon, so hinterließ er, um diesen edeln Briefwechsel zu ordnen, einen Interims-Verweser. Seine Hauptquartiere waren mehrentheils die Städte Gotha und Erfurt. Die rastlosen Bemühungen dieses Officiers ersetzten den Franzosen zum Theil ihren Mangel an leichten Truppen. Manche Unfälle, womit ihre Magazine, Festungen und Armeen bedroht waren, wurden durch seine zeitige Entdeckung abgewandt, und dadurch manche von ihm entworfene Plane glücklich ausgeführt; und alles dies in einem Lande, wo man die Franzosen nicht liebte, und wo Thürriegel nur durch Gold und List seinen Zweck erreichen konnte. Der Marschall von Sachsen hatte zuerst seine Fähigkeiten bemerkt, und ihm dies Geschäft angewiesen; auch hatte ihn der Hof vor dem Kriege nach Minorca geschickt, und sein umständlicher Bericht von dem Beobachteten trug nicht wenig zur Eroberung dieser Insel bei. Der Abgang dieses mißvergnügt gemachten Officiers von der Französischen Armee war für sie ein wahrer Verlust, und sein Dienstwechsel versprach daher den Preußen doppelte Vortheile.

Allein die Ruhmsucht und Bosheit des Geschray vereitelte diese Erwartung. Er war eifersüchtig auf die seinem Freund bezeugte Achtung, und um ihn zu entfernen, erregte er beim König den Verdacht, daß der mit dem Kundschaftswesen so vertraute Thürriegel vielleicht aus verrätherischen Absichten in seinen Dienst getreten sey. Dies geäußerte Mißtrauen, obgleich von allen Beweisen entblößt, war hinreichend zu dem Königlichen Befehl, als Vorsichtsmaaßregel, diesen Commandeur des Freicorps nach Magdeburg zu bringen,

wo

wo ihm mit Beibehaltung seines Gehalts nicht die Citadelle, sondern die Stadt zum Aufenthalt angewiesen wurde, und wo er auch bis zu Ende des Krieges blieb. Das Schicksal rächte seine Entfernung; denn bald darauf wurde durch die Nachlässigkeit des Generals Geschray ein Theil seines Corps, und er selbst, bei einem Ueberfall in Nordhausen gefangen genommen. Thürriegel wurde nachher der Bevölkerer der unter dem Namen Sierra Morena bekannten Spanischen Wüsteneien, wohin er einige tausend Deutsche führte, die in wenig Jahren diese Einöde zu blühenden Feldern umschufen.

In Leipzig war die Contributionssache des vorigen Jahres durch die Hülfe des Berliner Kaufmanns Gotzkowsky in Ordnung gebracht worden, und die Stadt genoß etwas Ruhe; aber nur auf ein Jahr. Der fortdauernde Krieg veranlaßte neue Forderungen. Jetzt wurde eine von drei Millionen Reichsthaler gemacht. Diese Contribution, die, ungeachtet des so sehr verminderten Handels, des gesunkenen Credits, und der überhandnehmenden Armuth, größer wie alle vorige war, sollte durch gewaltsame Mittel herbeigeschaft werden. Den Auftrag erhielten hartherzige Männer, und der König war entfernt. In dieser dringenden Noth nahm die Stadt abermals ihre Zuflucht zu Gotzkowsky, der sich auch sofort zu Friedrich nach Breslau begab, und ihm die nachdrücklichsten Vorstellungen machte. Die Antwort des Monarchen war: „Es sind so viele von meinen Ländern in den „Händen der Feinde, wo soll ich Geld zur Fortsetzung des „Krieges hernehmen?" Er verringerte jedoch die Summe bis auf 1,100,000 Reichsthaler, wofür Gotzkowsky ihm seine eigenen Wechsel geben, und allein dafür haften mußte. Friedrich erinnerte ihn abermals, sich nicht dabei zu vergessen. Gotzkowsky widersprach nicht, verfuhr aber nach seinen gewohnten Grundsätzen, ohne alles Interesse, mit der größten Bereitwilligkeit, obgleich ihm die Stadt von der vorigen Contribution noch 200,000 Reichsthaler schuldig war. Ein neues Raths-Decret vom 20sten Januar 1762 enthielt die neuen Beweise dieser Großmuth, und erneuerte Empfindungen des Danks. Die schrecklichen Mißhandlungen der vorigen Jahre wurden nun durch diese Bürgschaft abgewändt.

Das fortdauernde System des Wiener Hofes in Betreff der Nichtauswechselung der Gefangenen veranlaßte in Cüstrin eine schreckliche Scene. Ein Theil der Vorstädte war bei dem Abbrennen der Russen stehen geblieben. Hier wohnten die noch übrigen Bürger, und hier waren auch die Quartiere der Besatzung; in den andern Vorstädten fing man an, die Häuser wieder aufzubauen, oder deren Trümmer in Erwartung des Friedens wohnbar zu machen. Die alten Bewohner der Stadt fanden sich nach und nach ein, und trieben ihr Gewerbe, so gut sie konnten. Die Preußische Besatzung war hier nur 550 Mann stark, und bestand aus Garnison-Soldaten und Land-Miliz, unter denen sich nicht wenig Invaliden befanden. Diese geringe Anzahl war bestimmt, nicht allein die Wälle der Festung zu besetzen, sondern auch 4900 Oesterreichische Kriegsgefangene zu bewachen. Von diesen gehörten 4100 zu den regulären Truppen, die man seit einiger Zeit hieher gebracht hatte, 800 Mann aber waren Kroaten *), die man in der Schlacht bei Prag gefangen genommen, und die nun schon fünf Jahr, obwohl vergeblich, auf ihre Erlösung gehofft hatten. Ihr Zustand war erbärmlich. In ganz zerrissenen Kleidungsstücken lagen sie in den Casematten auf einander gedrängt, wo es ihnen sogar an Stroh fehlte. Da sie von ihrem Sold nicht leben konnten, so dienten sie den Bürgern für ein geringes Geld bei den Bauarbeiten; endlich aber, da sie unter diesem Schutt-

*) Diese Nation gibt die besten leichten Truppen in Europa. Ein sandiger, nicht sehr fruchtbarer Boden, viel Waldungen von wilden Thieren bewohnt, eine Kette von Gebirgen und ein rauhes Clima sind die Characteristik ihres Landes, aber auch zugleich die Mittel, die ohnehin großen starken Körper der Kroaten abzuhärten, sie zu allen Beschwerlichkeiten des Lebens zu gewöhnen, und zu Soldaten zu schaffen. Die in einem wenig civilisirten Lande zu ihrer Subsistenz nöthige Jagd zwingt sie, allen Gefahren zu trotzen; daher ihr großer Muth. Sie ertragen Hunger und Durst, Frost und Hitze, so wie die größten körperlichen Schmerzen, selbst unter den Händen der Wundärzte, mit einer erstaunenswürdigen Gleichmüthigkeit; auch hat der Tod nichts Schreckliches für sie. In der Liebe zu ihrem Vaterlande und zu ihrem Fürsten werden sie von keinem Volk übertroffen; auch ist die Desertion unter ihnen unerhört. Ihre Waffen, die sie überdies sehr gut zu gebrauchen wissen, sind eine Flinte mit dem Bajonet, und ein Säbel.

haufen kein Ende ihrer Leiden sahen, wurden sie zur Verzweiflung gebracht, und beschlossen, alles zu wagen, ihre Freiheit zu erlangen. Sie machten daher den kühnen Anschlag, die Wachen zu überrumpeln, sich in Besitz der Festung zu setzen, die Bürger auszuplündern, und sodann, mit Munition und Kanonen versehen, nach Kottbus zu marschiren, wo ein Detaschement Oesterreichischer Truppen bestimmt war, ihnen entgegen zu kommen. Die andern Gefangenen weigerten sich, mit den Kroaten gemeinschaftliche Sache zu machen, und überließen ihnen allein die Ausführung des Plans, den sie jedoch bei einem glücklichen Erfolg benutzen wollten. Der Anschlag, obwohl ihn einige tausend Menschen wußten, blieb ein Geheimniß.

Es war im Junius Morgens um fünf Uhr, als diese Kroaten, sobald man die Thore der Casematten aufgeschlossen hatte, die Scene mit Bestürmung der Hauptwache eröffneten; sie bemächtigten sich der hier befindlichen Gewehre, nachdem sie die Wacht-Soldaten verjagt hatten, und nun war es ihnen leicht, auch die andern Wachen zu überwältigen. In einer Viertelstunde Zeit sahen sie sich im Besitz der Festung. Sie theilten sich nun in drei Haufen. Der eine hielt die Thore besetzt, der zweite begab sich nach einem Pulverthurm, um Munition zu holen, und der dritte beschäftigte sich mit den Kanonen, die sie aus Besorgniß übler Vorfälle erst rund um die Wälle abfeuerten, und sodann sowohl durch Anfüllung mit Steinen als auf andere Art zu einem geschwinden Gebrauch untauglich machten. Der Pulverthurm zeigte jedoch den Kroaten ein großes Hinderniß. Er war verschlossen; die Schlüssel waren nicht zu finden; und das Gebäude zu massiv, um ohne Werkzeuge in der Geschwindigkeit zerstört zu werden. So ging eine für die Empörer kostbare Zeit verloren.

Indessen trommelte man die schwache Besatzung zusammen, die in den Vorstädten zerstreut lag. Alle Thore waren von den Kroaten besetzt; allein eine Ausfallthüre unter den Wällen war ihnen nicht bekannt gewesen. Sie befand sich offen. Diesen glücklichen Umstand benutzte der Lieutenant Tscharnitzky, der eine Wache von 30 Mann commandirte; er nahm diese Soldaten, zog noch andere zwanzig von kleinen

Wachen an sich, und so verstärkt eilte er, ohne erst Befehle zu erwarten, mit seinen 50 Preußen auf den Wall, und postirte sich bei einem andern Pulverthurm; einem Posten, von dessen Behauptung das Schicksal der Festung abhing. Hier kam es zu einem blutigen Gefecht. War der Angriff heftig und unablässig, so war die Vertheidigung nicht minder standhaft. Was den Kampf zwischen so zahlreichen Kriegern und einem so kleinen Haufen weniger ungleich machte, war die geringe Anzahl von Gewehren und Patronen der Kroaten; denn sie besaßen hievon nicht mehr, als was sie von den Wacht-Soldaten erbeutet hatten. Auch mußten sie ihre Hoffnung verschieben, diese so nöthigen Bedürfnisse zu erhalten, da das Zeughaus außerhalb der Festung lag. Der Commandant war gleich im Anfang des Tumults schwer verwundet worden. Wegen mannigfaltiger Hindernisse konnte Tscharnitzky jedoch nur geringe Verstärkung erhalten; die Hälfte seiner Soldaten war theils todt, theils verwundet, die Kräfte der übrigen waren erschöpft, und die Kroaten, von denen schon 50 todt zur Erde gestreckt lagen, zeigten sich entschlossen, zu siegen oder zu sterben.

In dieser Lage war die Festung, als sie durch den Muth und die Klugheit des Garnison-Predigers, Namens Benecke, gerettet wurde. Es befanden sich bei den gefangenen Kroaten zwei Priester ihrer Nation, die in der Entfernung den Ausgang der Sache abwarteten, und sie bloß mit ihrem Gebet unterstützten. Diese Priester suchte der Garnison-Prediger auf, donnerte ihnen ins Gewissen, und nöthigte sie, so sehr sie sich auch sträubten, mit ihm sich den Fechtenden zu nähern. Er stellte sich in die Mitte, und seine Arme um die ihrigen geschlungen eilte er dem Kampfplatz zu. Beim Anblick dieser Priester hielt man mit dem Feuern inne, und nun geschahen die nachdrücklichsten Vorstellungen. Man zeigte den Aufrührern die geringe Wahrscheinlichkeit, glücklich zu den ihrigen zu kommen, da das ganze Land schon durch Boten allarmirt wäre, und Truppen von allen Seiten anrücken würden; ja selbst ein in der Nähe befindliches Corps der jetzt mit Preußen in Freundschaft lebenden Russen würde sofort aufbrechen, und wenn sie auch glücklich, die Festung verließen, doch ihrem weitern Entkommen unübersteigliche

Hindernisse in den Weg setzen. Mit diesen zum Theil grundlosen Vorstellungen war das Versprechen der Begnadigung verbunden, wenn sie sich ohne Verzug zur Ruhe begeben würden. Die durch den langen Widerstand schon ohnehin beunruhigten Kroaten ließen sich betäuben, streckten die Waffen, und gingen wieder friedlich in ihre Kerker. Sie gestanden beim Verhör den ganzen Plan und alle genommene Maaßregeln. Auf Friedrichs Befehl wurden die fünf Anführer hingerichtet, von allen andern Kroaten aber wurde der zehnte Mann nach dem Looſe genommen, und mit hundert Prügeln bestraft, bei welcher Execution die 4100 Gefangenen der regulären Truppen als Zuschauer gegenwärtig seyn mußten.

Die Oesterreicher zogen nun zur Eröffnung des Feldzuges ihre ganze Macht nach Schlesien, nachdem sie ein ansehnliches Corps zu der Reichs-Armee geschickt hatten. Sie waren Meister von Glatz, von Schweidnitz, und vom Gebirge. Dennoch war ihre Bestürzung über die Russischen Vorfälle groß. Die Officiere sowohl als die gemeinen Soldaten betrachteten die Sache [illegible]lerin als verzweifelt. Hiezu kam, daß der von [illegible]etete Laudon das Commando der Armee dem Feldmarschall Daun übergeben mußte, und daher nicht geneigt war, seinem persönlichen Feinde vorzuarbeiten; selbst ein Aussatz, der die Oesterreichischen Feld-Hospitäler mit vielen tausend Soldaten anfüllte, kam dem König zu Hülfe, der jetzt ganz ungestört seine Truppen zusammenzog. Er bedrohte Mähren, und hielt ein Corps bereit, in Ungarn einzufallen, wenn die Tataren dort wirklich ankommen sollten.

Da die Belagerung von Schweidnitz gewiß erwartet wurde, so machte man außerordentliche Anstalten, sie zu sichern. 8000 Bauern und Soldaten mußten den ganzen Winter durch arbeiten, um jede bei dieser Festung liegende Anhöhe zu einem Fort umzuschaffen. Die Gebirge selbst stellten eine Kette befestigter Terrassen dar. Diese Sicherheitsmaaßregeln waren eben so sorgfältig in Ansehung der Festung Schweidnitz selbst beobachtet worden. Man hatte 12,000 Mann auserlesener Truppen hier in Besatzung gelegt, reichlich versehen mit Proviant, Munition und allen andern

Bedürfnissen. Der General Guasco, ein durch Muth und Kriegserfahrung ausgezeichneter Befehlshaber, wurde zum Commandanten ernannt, und ihm der General Gribauval, einer der größten Ingenieure in Europa, zur Unterstützung zugegeben.

In diesem Zustande war Schweidnitz, als der König, mit dem Russischen Corps vereinigt, in die umliegenden Gegenden rückte. Diese Vereinigung konnte erst am Ende des Junius geschehen, wodurch die Operationen aufgehalten wurden. Nun aber schickte der König den General Neuwied mit einem Corps nach Böhmen, um die Oesterreicher zu zwingen, ihre hinter sich liegenden Magazine zu decken, und dadurch sie von der Verbindung mit Schweidnitz zu entfernen. Bei diesem Corps befanden sich auch 2000 Kosaken. Diese schwärmten ihrer Gewohnheit gemäß herum, und streiften bis an die Thore von Prag. Sie plünderten und verheerten alle Flecken und Dörfer, wo sie nur hinkamen. Die Kaiserlichen geriethen darüber in solches Schrecken, daß der in Sachsen commandirende General Serbelloni auf dem Punkt stand, Alles zu verlassen, um [redacted] zu Hülfe zu kommen. Die Kosaken überhoben ihn [redacted] Mühe; sie eilten, ihre Beute in Sicherheit zu bringen, und so kamen sie truppweise bei der Armee an; viele trafen erst spät ein, da sie das geraubte Vieh nach Polen getrieben hatten, um es dort zu verkaufen.

So groß auch der Unterschied zwischen der Oesterreichischen und Preußischen Cavallerie im Aeußerlichen war, so konnten ihn diese wilden Krieger doch nicht bemerken. Dies veranlaßte, daß die ganze Reiterei der Preußen, als Abzeichen von der feindlichen, Federbüsche auf ihren Hüten und Mützen bekam; ein zufälliges Kleidungsstück, das indessen der Armee als Putzwerk beständig eigen blieb, und bald bei allen Heeren in Europa nachgeahmt wurde.

Friedrichs Absicht war, durch diese Bewegung, im Rükken der feindlichen Armee, Daun von seinen Anhöhen bei Burkersdorf und Leutmannsdorf herunter zu bringen. Dieser Feldherr aber blieb unbeweglich stehen, so sehr auch der Preußische Einfall die Oesterreicher in Verwirrung setzte. Der General Haddik zog sich eiligst nach Braunau. Auch

geschahen von den Preußen Einfälle in Mähren, und im Oesterreichischen Schlesien, wo sie Brandschatzungen eintrieben. Die Preußen kamen mit Beute beladen aus Böhmen zurück, und nun wurden alle Anstalten zur Belagerung von Schweidnitz gemacht. Diese konnte jedoch nicht unternommen werden, so lange die Oesterreicher noch die stark befestigten Berge inne hatten; sie mit Gewalt von dort zu vertreiben, erforderte einen sehr gefährlichen Versuch, wobei der Erfolg ungewiß war.

In dieser Lage war man, als sich in Rußland eine Revolution ereignete, die den Kaiser Peter des Throns, den er erst bestiegen hatte, wieder beraubte. In der kurzen Zeit seiner Regierung hatte er durch übereilte Maaßregeln, unüberdachte Gesetze, und Mangel an nöthiger Vorsicht alle Volksklassen wider sich empört. Soldaten und Priester waren hier einstimmig. Man haßte den Monarchen, der dem einen Stand seine Vorrechte, und dem andern seine Bärte nehmen wollte. Der Senat wurde von ihm gänzlich vernachlässigt, und der Russische Adel sowohl wie die ganze Nation mit außerordentlicher Verachtung behandelt. Die Deutschen erhielten einen entschiedenen Vorzug; auch formirten Deutsche Truppen seine Leibwache; dabei wurden die Fundamental-Gesetze des Reichs von ihm wenig geachtet, und ganz seinem Willen untergeordnet. So gut dieser auch war, so zweckwidrig war die Verfahrungsart. Das Volk wünschte, ohne zu wissen warum, die Fortsetzung eines Krieges, der Rußland Geld und Menschen kostete, und dessen glücklichster Erfolg in Rücksicht auf Eroberungen, der Größe des ohnehin ungeheuern Staats nur einen geringen Zusatz geben konnte. Der Kaiser stemmte sich gegen diese Volksmeinung; auch er wollte zwar Krieg, aber nicht wider, sondern mit Preußen, wider alle Feinde Friedrichs, und wider Dänemark. Zu allen diesen den Russen mißfälligen Entwürfen, Gesinnungen und Verordnungen, kam noch die üble Behandlung seiner Gemahlin, die in der Schule häuslicher Widerwärtigkeit gebildet, dort ihren großen Geist genährt, ihre erhabnen Talente entwickelt, und die Liebe der Nation in einem hohen Grade erworben hatte. Peter erklärte laut seinen Vorsatz, sie zu verstoßen, und ein Kloster war

schon zu ihrer Wohnung ausersehen, wo sie den Rest ihrer Tage traurig verleben sollte; denn selbst ihren Sohn wollte er von der Thronfolge ausschließen. So sinnreich arbeitete dieser Monarch, seinen Fall unaufhaltbar zu beschleunigen. Es bedurfte in dieser Lage nur eines Winks von Catharina, und ihr Tyrann war ohne Krone. Die Selbsterhaltung zwang sie endlich, diesen großen Schritt zu thun, und in wenig Stunden war der mächtige Kaiser, dessen Befehle von den Ufern des Baltischen Meeres bis zum südlichen Ocean als Göttersprüche befolgt werden mußten, von allen Menschen verlassen, ohne Blutvergießen entthront, und ein armseliger hoffnungsloser Gefangener. Catharina wurde nun von allen Zungen in ihrem unermeßlichen Reich als Selbstherrscherin aller Reußen ausgerufen. Peter entsagte der Krone förmlich, und sechs Tage nachher gab er seinen Geist auf.

Diese große Begebenheit der Entthronung, die wegen der darauf erfolgten glorreichen Regierung in den Russischen Jahrbüchern die glänzendste Epoche macht, geschah den 9ten Julius, und da der Senat und das Volk durchaus den Krieg wider Preußen erneuert haben wollten, so wurden auch wirklich die nöthigen Befehle schon dazu ausgefertigt. Diesen Befehlen folgte den 16ten Julius ein Manifest, worin die Huldigung der neuen Kaiserin von allen Unterthanen in den eroberten Preußischen Provinzen verlangt wurde. Das Vorurtheil der Russischen Nation, als ob Friedrich ihrem entthronten Kaiser die so allgemein mißfälligen Neuerungen angerathen, und seine Entwürfe bestimmt hätte, trug zu diesem Kriegsgeschrei das meiste bei. Selbst Catharina hielt ihn nicht für ihren Freund. Obgleich in Pommern geboren, und nicht ohne Liebe für ihr schon so sehr verheertes Vaterland, gab sie doch dem Strome nach, um den ärgsten Feind Rußlands, wie er in ihrem ersten Manifest betitelt wurde, vollends zu Grunde zu richten.

In dieser Stimmung war der Krieg beschlossen, und das Huldigungs-Manifest eben abgeschickt worden, als man am nächstfolgenden Tage des erblaßten Peters Privatpapiere untersuchte. Die Briefe Friedrichs erregten allgemeines Erstaunen. Ihr Inhalt war ganz anders, als man es vermuthet hatte. Es waren weise Regierungs-Rathschläge, und die

ernstlichsten Ermahnungen an den neuen Kaiser, seine Leidenschaften zu mäßigen. Alle so empörende Neuerungen waren von diesem vermeinten Feinde Rußlands eifrig widerrathen worden; auch Catharina hatte nicht Ursache, mit seinen, sie persönlich betreffenden, Aeußerungen unzufrieden zu seyn. Friedrich hatte ihren Gemahl beschworen, sie, wenn gleich nicht mit Zärtlichkeit, doch wenigstens vor der Welt mit Hochachtung zu behandeln. Die Kaiserin wurde dadurch bis zu Thränen gerührt; die anwesenden Senatoren verstummten, und der Haß hörte sofort auf. Die Kriegsbefehle wurden widerrufen, und der Friede bestätigt.

Friedrich war eben in Begriff, die Oesterreicher auf ihren verschanzten Bergen anzugreifen, als er von Peters Fall die schreckliche Nachricht vernahm. Czernichef meldete sie ihm nebst dem vom Senat erhaltenen Befehl, mit seinem Corps sogleich die Preußische Armee zu verlassen. Dieser große Vorfall zerstörte den ganzen Plan des Feldzuges, da zugleich aus Preußen und Pommern Berichte einliefen, daß die Russen sich rüsteten, die Feindseligkeiten wieder anzufangen. Der König mußte bei den veränderten Gesinnungen des Russischen Hofes erwarten, daß eben dieses Corps in wenig Tagen abermals zu seinen Feinden stoßen, oder abgesondert gegen ihn agiren würde. Es hing von ihm ab, diese 20,000 Mann zu entwaffnen; allein er handelte auf eine ganz entgegengesetzte Art. Er entließ die Russen mit allen Beweisen freundschaftlicher Achtung. Sie wurden auf dem Rückmarsch eben so, als wenn es noch ein Preußisches Hülfs-Corps wäre, so lange sie sich in den Königlichen Ländern befanden, mit allem Nöthigen versehen. Das großmüthige Betragen des Königs verursachte, daß die Russischen Generale sich sehr ungern vom Preußischen Heer entfernten. Czernichef besonders trennte sich mit Leidwesen von Friedrich, der ihn wahrhaft Königlich beschenkte.

Der befohlne Abmarsch der Russen blieb einige Tage ein Geheimniß, sowohl für diese Truppen selbst, als für die Preußen; auch im Oesterreichischen Lager ahnete man nichts davon. Es waren Anstalten in Rücksicht auf die Verpflegung eines so großen marschirenden Corps erforderlich, die nicht in einem Tage gemacht werden konnten. Nach drei Tagen

sollte der Abmarsch geschehen. Diese kostbare Zeit benutzte Friedrich auf eine meisterhafte Art. Er beschloß, die Verschanzungen der Oesterreicher, auf den Anhöhen bei Burkersdorf, jetzt ohne Verzug anzugreifen, wobei er den Vortheil hatte, daß die Russen immer noch ihren Raum in der Schlachtordnung einnehmen, und sich bei einem Anfall vertheidigen würden; auch war er gewiß, daß Daun einen Theil seiner Truppen diesem Corps entgegen setzen, und sich dadurch schwächen müßte. Zugleich wünschte er auch, den Russen bei ihrem Abschiede einen in die Sinne fallenden Beweis von dem Muth und der Kriegsgeschicklichkeit der Preußen zu geben. Um Dauns Aufmerksamkeit zu zerstreuen, und den Gedanken einer feindlichen Position auf seiner rechten Flanke von ihm zu entfernen, mußten ihn mehrere kleine Corps unter den Befehlen des Prinzen von Würtemberg, der Generale Manteufel, Gablenz, und Ramin, mit Angriffen bedrohen. Nachdem alle diese Maaßregeln genommen waren, wurde den 20sten Julius, sobald es Nacht war, an einer großen Batterie in der Ebene gearbeitet, die vor den verschanzten Bergen lag.

Diese Berge waren hoch und steil, mit Palliſaden und Verhacken umgeben; auf den Gipfeln befanden sich gewölbte Redouten; einige Berge waren durch Hohlwege von einander getrennt, andere aber durch Verschanzungen verbunden. Alle diese Posten commandirte der General O'Kelly. Man hatte bei Tage auf der Ebene keine Spur eines Preußiſchen Lagers, ja nicht einmal ausgestellte Posten gesehen; jetzt aber in der Nacht formirte man eine Truppenlinie, die bei anbrechendem Tage in Schlachtordnung stand. Eine ungeheure Batterie mit 45 Haubitzen und 12 großen Kanonen besetzt, war fertig, und schien in wenig Stunden aus der Erde hervorgewachsen. Eine andere von 30 schweren Kanonen hatte man auf einer kleinen Anhöhe errichtet. Sobald man nur bei anbrechendem Tage um sich sehen konnte, fingen die Preußen ein entsetzliches Feuer an. Die Oesterreichiſche Cavallerie, die in den Thälern zwiſchen den Bergen postirt war, wurde, durch die Haubitz-Granaten begrüßt, in große Unordnung gebracht, und tief in die Schluchten der Berge getrieben, wobei sie die neben ihr zur Unterstützung der Bergbesatzungen postirte

Infanterie über den Haufen rannte, und mit sich in die Flucht riß. Nun griff man die Verschanzungen selbst mit einem heftigen Bombardement, und mit Stürmen in den Flanken und im Rücken an. Verschiedene der besten Preußischen Regimenter unter Anführung des Generals Möllendorf wurden zu diesem gefährlichen Dienst bestimmt. Weder die senkrechten Berge mit ihren aufgeworfenen Erdhaufen und Wolfsgruben, noch die Palliſaden und Kanonen, die aus jedem Berg ein Fort machten, konnten die Fortschritte der Preußen hemmen. Es wurde auf allen Seiten gestürmt, wo man nur festen Fuß hinsetzen konnte. Der General Möllendorf fand durch einen Busch einen minder beschwerlichen Zugang zu diesen Anhöhen. Er benutzte ihn sofort, und da wegen des steilen Abhangs keine Pferde heran kommen konnten, so griffen die Soldaten vom Regiment des Kronprinzen eine Kanone an, und trugen sie den Berg hinauf. Der Feind floh nun allenthalben, und in vier Stunden waren alle diese mit so großer Mühe verschanzten Berge erobert, 1400 Mann von den Feinden getödtet, und 2000 zu Gefangenen gemacht. Man erbeutete eine Anzahl Kanonen, und trieb die Oesterreicher ganz auf ihre Haupt-Armee zurück. Der für die Oesterreicher so wichtige Paß bei Leutmannsdorf war bei diesem Gefecht ebenfalls verloren gegangen. Daun hatte den General Brentano mit einem Corps den Angegriffenen zu Hülfe geschickt, allein er kam zu spät, und wurde jetzt zur Flucht mit fortgerissen. Auch aus Schweidnitz thaten die Oesterreicher einen Ausfall, allein sie wurden bald wieder zurückgejagt.

Während dieses Vorganges waren alle Truppen, sowohl Preußen als Russen, so entfernt sie auch vom Kampfplatz seyn mochten, unter den Waffen, um die große Oesterreichische Armee zu beobachten, die sich jedoch ruhig verhielt. Aber noch den nämlichen Abend verließ Daun seine Stellung, und zog sich weiter in die Gebirge zurück. Die vornehmsten Russischen Generale befanden sich als Zuschauer beim König in den Kampfthälern. Dies war ein außerordentliches Kriegs-Schauspiel, das Friedrich den abziehenden Russen zur Erinnerung auf den Weg gab. Er hatte die Zufriedenheit, diese seine Alliirten in den wenigen Wochen ihrer Anwesenheit nie

gebraucht zu haben. Die Kosaken ausgenommen, die mit dem General Neuwied nach Böhmen marschirten, stand das Russische Corps allemal ruhig in seinen Lägern. Kein Russe blutete für den König von Preußen, der nach wie vor ohne fremden Beistand mit seinen Feinden focht.

Den nächstfolgenden Tag nach diesem großen Gefecht bei Burkersdorf, am 22sten Julius, verließen die Russen die Preußische Armee. Die Befehlshaber sehr ungern, weil sie keine solche Kriegsschule mehr zu finden hofften; der gemeine Soldat aber gern, weil er außer seinem Brod, das ihm regelmäßig gereicht wurde, an andern Lebensmitteln Mangel litt, die er bei seinem sehr geringen Solde nicht vermögend war zu kaufen, und weil in Schlesien nicht geplündert werden konnte.

Der Wiener Hof war jetzt in großer Besorgniß wegen der Türken, da die Zeit des Waffenstillstands mit der Pforte zu Ende war. Es wurde daher der Baron Penkler, der schon ehedem einen langen Aufenthalt in Constantinopel gemacht hatte, und mit der Türkischen Sprache bekannt war, als Gesandter mit kostbaren Geschenken an den Sultan geschickt. Der König erwartete dennoch den Anmarsch der Türken im September. Diese Hoffnung, und seinen Plan im Fall eines Unglücks, äußerte er in seinem geheimen Briefwechsel mit dem Herzog von Bevern. Wäre ihm der Angriff der verschanzten Berge nicht gelungen, so war sein Entwurf, nach dem Abschied der Russen bloß Neisse und Cosel zu decken, bis die Türken sich zeigten. Der Herzog von Bevern mußte sich daher vor dem Gefecht bei Burkersdorf mit seinem Corps nach Cosel, und der General Werner mit einem andern Corps nach Neisse ziehen.

Daun hatte durch dies unglückliche Postengefecht bei Burkersdorf alle Verbindung mit Schweidnitz verloren, und der Weg dahin war jetzt von allen Seiten dem König offen, der nun die letzten Anstalten zur Belagerung dieser Festung machte. Nach beendeten Vorbereitungen nahm die Belagerung den 8ten August ihren Anfang. Der General Tauenzien wurde aus Breslau abgerufen, und erhielt das Commando des Belagerungs-Corps, das aus 24 Bataillonen Infanterie nebst einigen Regimentern Cavallerie bestand, und

mit einer sehr zahlreichen Artillerie versehen war. Eine Armee unter dem König, und ein Corps unter dem Herzog von Bevern, deckten diese Belagerung. Sie war, militairisch betrachtet, die merkwürdigste des ganzen Krieges, sowohl in Ansehung der Kunst des Angriffs und der Vertheidigung, als wegen der Dauer und mancherlei Nebenumstände. Auf die Preußische Aufforderung zur Uebergabe der Festung, gab der Commandant zur Antwort: er würde suchen, den Ruhm der Oesterreichischen Waffen zu behaupten, und sich die Achtung Sr. Preußischen Majestät zu erwerben. Das Bombardement nahm nun den Anfang; es war sehr lebhaft, und wurde Tag und Nacht ununterbrochen fortgesetzt. Eben so lebhaft war die Vertheidigung. Die Artillerie in der Festung wurde sehr wohl bedient, und fast alle Nächte geschahen Ausfälle, jedoch mit geringer Wirkung.

Daun ermannte sich jetzt auf seinen Gebirgen, entschlossen den Ort zu entsetzen. Zwischen dem Oesterreichischen Heere und Schweidnitz, bei Reichenbach, stand das große Preußische Corps unter dem Herzog von Bevern, von der Königlichen Armee abgesondert. Dieses sollte nach Dauns Plan von allen Seiten angegriffen, und vernichtet werden, noch ehe der entfernte König Hülfe senden könnte. Man rechnete auf die große Uebermacht, und hoffte in dieser nicht ganz ungleichen Lage der Dinge, die Scene von Maxen hier erneuert zu sehen. Vier Corps unter Lascy, O'Donel, Beeck und Brentano, griffen die Preußen zu gleicher Zeit von vorn, auf beiden Flügeln, und im Rücken an. Der Herzog verhielt sich dabei wie ein großer Feldherr. Die Feinde fielen in die Bagage der Preußen, die ganz verloren zu seyn schien. Einige Generale wollten sie mit ihren Brigaden vertheidigen, allein der Ober-Befehlshaber verbot es. „Wenn wir ge„schlagen werden," sagte er, „so dürfen wir in unsrer Lage „schwerlich etwas von der Bagage retten; siegen wir aber, „so soll sie bald wieder unser seyn." Diesem weisen Grundsatz zufolge, wodurch Friedrich auch im Jahr 1745 die Schlacht bei Sorr gewann, überließen die Preußen jetzt ihre Bagage der Plünderung der Feinde, und fochten, ohne sich zu trennen. Der General Beeck setzte seinen Angriff mit so viel Klugheit als Nachdruck fort, und erlangte einige Vor-

theile; allein er wurde von Lascy und Brentano schlecht unterstützt. Die Preußen machten indessen allenthalben Front, und bauten auf die Thätigkeit ihres Königs, der sie nicht verlassen würde.

Das Vertrauen der Truppen war auch nicht vergebens; denn gleich nach den ersten Kanonenschüssen hatte sich der Prinz von Würtemberg zu Pferde geworfen, eilte nun an der Spitze der Reiterei des Königs mit verhängtem Zügel herbei, und so stürzte er auf O'Donels Corps los, das gleich über den Haufen geworfen wurde. Dieser Cavallerie folgte in vollem Trabe die sogenannte reitende Artillerie von der Königlichen Armee, und hinter ihr Friedrich selbst an der Spitze eines Husaren-Regiments, dem einige Brigaden Infanterie nacheilen mußten. Noch vor der Ankunft dieser Brigaden aber waren die Feinde schon ganz aus dem Felde geschlagen. Ihr Verlust war 1200 Todte und Verwundete, und 1500 Gefangene. Die Preußen zählten 1000 Todte und Verwundete; auch sie hatten einige hundert Mann als Gefangene eingebüßt. Von ihrer geplünderten, jetzt aber von den Feinden wieder in Stich gelassenen Bagage, war nur sehr wenig verloren gegangen. Daun marschirte nun nach Glatz, und überließ Schweidnitz seinem Schicksal.

Die Belagerung wurde mittlerweile, ohne die Regiments-Artillerie zu rechnen, durch 68 Kanonen, und 32 Mörser und Haubitzen beständig fortgesetzt. Die Besatzung, obgleich ohne Hoffnung des Entsatzes, verlor dennoch den Muth nicht. Es fehlte in der Festung nicht an Lebensmitteln, die der Soldat wohlfeil kaufen konnte; überdies erhielt jeder des Morgens ein Glas Branntwein, und des Mittags einen Trunk Wein. Zufolge einer geheimen Instruction, die der Feldmarschall Daun gleich nach dem Treffen bei Reichenbach ertheilt hatte, verlangte der Commandant, General Guasco, zu capituliren. Er wollte einen freien Abzug haben, der aber rund abgeschlagen wurde. Sechs Tage nachher erneuerte der Commandant den Antrag, erbot sich, alles Geschütz, so wie sämmtliche Magazine und Kassen zu überliefern, und dabei mit seiner abgezogenen Besatzung in Jahresfrist nicht wider den König zu dienen. Auch dieser Antrag wurde kaum angehört. Doch es gelang bald nachher einem Kaiser-

lichen Officier durch die Preußischen Vorpösten zu kommen, der dem General Guasco den Befehl brachte, bis zur äußersten Noth auf den Punkt eines freien Abzuges zu dringen.

So wüthete denn das Feuer unaufhörlich unter beiden Theilen fort. Jede Stunde, bei Tage und bei Nacht, hatte ihre Todten. Die Kaiserlichen in Schweidnitz fühlten diese schreckliche Lage am meisten. Ihre Freiwilligen, die bisher die gefährlichsten Arbeiten unternommen, fingen nun an, es überdrüssig zu werden. Die Belohnungen, die sie erhielten, waren für sie sichere Unterpfänder des Todes. Man hob alle schwere Unternehmungen für sie auf, daher ihre Anzahl sich täglich, ja stündlich verringerte. Alle Oesterreichische Ingenieur-Officiere waren todt, oder verwundet. Die schweren Kanonen hatten keine Lavetten mehr, und bei den leichten Kanonen fingen auch die Kugeln an zu fehlen.

Es geschah indessen manche ausgezeichnete That. Der Kaiserliche Hauptmann Brady vertheidigte eine Schanze, aus welcher seine Soldaten geflohen waren, mit 15 Mann gegen viele hundert stürmende Preußen, die schon halb die Brustwehr erstiegen hatten, und jetzt von ihm und seinen wenigen tapfern Mitstreitern durch Sensen herunter gemäht wurden. In dem Augenblick, da alle seine Kräfte erschöpft waren, erhielt er Hülfe und behauptete seinen Posten. Eine andere Heldenthat verrichtete der Kaiserliche Lieutenant Waldhüter mit einer tapfern Schaar. Es war von einem sehr nöthigen, aber auch einem höchst gefährlichen Ausfall in einen Abgrund die Rede, um die drohende Wirkung von drei fast vollendeten Preußischen Minen zu hemmen. Waldhüter erbot sich zu dieser Unternehmung, wählte zu seinen Gehülfen 32 Ungarn, und mit diesen stürzte er sich in einen sogenannten Trichter, eine Tiefe von zwanzig Fuß, wo die sie erwartenden Preußen auf einem Knie ruhten, und die aufgepflanzten Bajonette in die Höhe hielten. Diejenigen, die sich hier nicht spießten, fielen mit dem Säbel in der Faust die Preußen so wüthend an, daß diese mit großem Verlust davon flohen.

Friedrich besuchte fleißig die Laufgräben, und war mit den unerwarteten Verzögerungen sehr unzufrieden. Er machte selbst zweckmäßige Anordnungen, die seine nicht geringe Einsicht in die Belagerungskunst bewiesen; aber die Eroberung

des Orts schien vielen sehr zweifelhaft, und es war nach einer zweimonatlichen Blutarbeit gewiß, daß, wenn Schweidnitz nicht in sehr kurzer Zeit eingenommen würde, die Belagerung aufgehoben werden müßte.

Ein eigener Ehrgeiz Friedrichs, jetzt keine Bedingungen von den belagerten Feinden anzuhören, hatte diese üble Lage erzeugt. Der Commandant, um sich außer Verantwortung zu setzen, bat um Erlaubniß, einen Officier an Daun zu schicken. Auch dieses wurde verweigert, und dadurch die Belagerung mit einem höchst unnützen Aufwand an Menschenblut, an Zeit und an Geld um drei Wochen verlängert. Endlich kam ein Zufall den Belagerern zu Hülfe. Eine Preußische Haubitz-Granate schlug in der Festung durch einen Balken in einen Gang, und von da in ein mit elf Centner Pulver gefülltes Magazin, dessen Thüre man offen gelassen hatte, und zündete es an. Eine ganze Bastion vom Fort Jauernick mit zwei Oesterreichischen Grenadier-Compagnien wurden dadurch in die Luft gesprengt; acht Officiere mit ihrem Befehlshaber, dem Major Berthold, einem sehr tapfern Mann, die an diesem Ort Tafel hielten, wurden, dabei nebst 200 Gemeinen in einem Augenblick Opfer des Todes.

Es war ein gewaltiger Riß in dem Festungsbau geschehen, und der Zugang zum Angriff war erleichtert. Alle Anstalten zu einem Sturm wurden getroffen. Guasco aber wartete diesen nicht ab. Er ergab sich am 9ten October, drei und sechszig Tage nach geöffneten Laufgräben. Die noch übrige Besatzung, 9000 Mann stark, wurde zu Kriegsgefangenen gemacht.

Der König ehrte des Commandanten bewiesene Tapferkeit, und zog ihn zur Tafel. Er vergaß großmüthig, daß dieser Italiäner bei der Eroberung von Dresden sich gegen die Preußische Besatzung sehr unanständig betragen, und die Capitulation des Generals Schmettau schändlich gebrochen hatte. Die seinige wurde pünktlich gehalten, so wie alle andere, wo die Preußen als Sieger die Artikel unterzeichneten. Sie fanden jetzt in der Festung 352 Stück Geschütz, 55,400 Kugeln, Bomben, Granaten, und noch über 1000 Centner Pulver; desgleichen an Proviant 2000 Centner Mehl, 740 Centner Zwieback, und 25,000 Brode. Diese Belagerung

kostete

kostete den Preußen 3636, und den Oesterreichern 8552 Todte und Verwundete. Die erstern hatten dabei 172,163, und die letztern 125,453 Bomben- und Kanonenschüsse gethan.

Die Gefangenen, sowohl Officiere als Gemeine, wurden nach Preußen geschickt. Denjenigen, die Geld hatten, verstattete man zu Lande dahin zu reisen, die andern aber wurden auf Königliche Kosten auf Schiffen von Stettin aus transportirt. Ein schrecklicher Sturm überfiel diese kleine Flotte. Die Menschen, die so lange in der Belagerung dem Tode getrotzt, mußten jetzt noch mit den Elementen kämpfen. Einige Schiffe sanken mit ihren ganzen Ladungen in den Abgrund des Meeres; andere aber wurden auf die Küsten von Polnisch-Preußen geworfen, bei welcher Gelegenheit sich einige hundert Gefangene in Freiheit setzten, und durch Polen ihren Weg nach Hause nahmen.

Der König machte nun Anstalten nach Sachsen zu marschiren. Da er jedoch, durch die unglückliche Erfahrung vorsichtig gemacht, wegen seiner Schlesischen Festungen nicht ohne Sorgen war, so traf er alle mögliche Verfügungen, sie in seiner Abwesenheit gegen Ueberrumpelung zu sichern; auch ließ er den Herzog von Bevern mit einem starken Corps in Schlesien zurück. Bevor er aber selbst aufbrach, schickte er den General Neuwied mit 20 Bataillonen und 45 Schwadronen voran nach Sachsen, um die Armee des Prinzen Heinrich zu verstärken. Dieser Feldherr war hier auch sehr thätig gewesen. Der General Belling, der bisher gegen die Schweden gestanden, hatte nach dem mit dieser Nation geschlossenen Frieden Mecklenburg verlassen, und Heinrichs Armee verstärkt. Nun fand sich dieser Prinz stark genug vorzurücken, und lange Zeit die Vereinigung der Oesterreicher mit den Reichs-Truppen zu verhindern. Er griff bei Döbeln den Oesterreichischen General Serbelloni an, und schlug ihn mit einem Verlust von 2000 Mann in die Flucht. Serbelloni fiel einige Wochen nachher nun seinerseits die Preußischen Vorposten an; allein er wurde zurück getrieben, und büßte abermals 1000 Mann ein. Es ist merkwürdig, daß, als dieser Feldherr zum erstenmal von Wien aus zur Armee reiste, die Kaiserin ihm die Regel ans Herz legte, sich vor der großen Thätigkeit des Königs von Preußen in Acht zu

nehmen. Noch andere große Gefechte fielen vor unter des rastlosen Seydlitz Anführung bei Auersbach und bei Thylitz, wobei dieser General die Feinde schlug, ihnen 600 Wagen abnahm, und eine Menge Gefangener machte. Auch der General Kleist zeigte seinen gewöhnlichen, vom Glück begünstigten Muth; er griff den Oesterreichischen General Zettwitz unweit Waldheim an, und nahm ihn mit 2000 Mann gefangen. Bald darauf machte er noch bei Oedern 500 Gefangene.

Indessen erlebten die Reichs-Truppen auch einen Triumph. Sie griffen mit ihrer ganzen Cavallerie ein Preußisches Detaschement an, das der vierfach stärkern Macht unterlag, und 500 Mann einbüßte. Belling that auch einen Einfall in Böhmen, und streifte brandschatzend bis Eger. Der Wiener Hof, aufgebracht über diese häufigen Unfälle, nahm Serbelloni das Commando, und ertheilte es Haddik, der auch mehr Thätigkeit zeigte, und den Prinzen Heinrich mehr als einmal nöthigte, seine Stellung zu ändern. Eine Schlacht war erforderlich, wenn die Subsistenz der Preußen nicht eingeschränkt werden sollte. Heinrich hatte sich bei Freiberg gelagert, und ein großes Corps der Oesterreicher unter dem General Campitelli hatte während der Zeit sich mit den Reichs-Truppen vereinigt, die der Prinz von Stolberg commandirte. Die vereinigten Feinde verließen sich jetzt auf ihre Uebermacht, und gaben den Preußen eine vortheilhafte Gelegenheit zu schlagen. Die Schlacht geschah bei Freiberg den 29sten October. Sie dauerte nur zwei Stunden, allein sie war blutig, und entscheidend. Die Oesterreichischen leichten Truppen wurden über den Haufen geworfen, die Reichs-Armee in ihren Verschanzungen angegriffen, und bis über die Mülde zurück geschlagen. Die regulären Regimenter der Oesterreicher, die auch ein Preußisches Corps vor sich sahen, hielten sich allein zu schwach, den Preußen den Sieg streitig zu machen; sie fochten nicht lange, und flohen, aus dem Felde geschlagen, und verfolgt von der Preußischen Cavallerie unter Anführung des Generals Seydlitz, dem man auch den glücklichen Ausgang der Schlacht größtentheils zuschrieb. Die Sieger zählten an diesem Tage 1400 Todte und Verwundete; die Feinde hatten deren über 3000; 4400 Mann von ihnen waren gefangen, und 28 Kanonen, 9 Fahnen, nebst

vieler Bagage und einer Menge Munitionswagen erbeutet worden.

Einige Tage nach der Schlacht langte der General Neuwied mit seinem Corps in dieser Gegend an. Er hatte den Auftrag, die Höhen bei Weißig unweit Dresden zu besetzen, und diese Residenz von der Seite der Neustadt abermals zu bombardiren. Er kam aber zu spät, denn Daun hatte auch ein Corps aus Schlesien abgeschickt, um die Uebermacht in Sachsen zu halten, und dies Corps unter dem Prinzen Albert hatte diese wichtigen Anhöhen früher in Besitz genommen.

Die geschlagenen Armeen marschirten nach Böhmen, wohin ihnen Kleist mit einem fliegenden Corps von 6000 Mann nachgeschickt wurde, der dort verschiedene Magazine zerstörte, und bis an die Thore von Prag brandschatzte. Dieser General hatte vom König den Befehl, eine Anzahl Dörfer zu verbrennen, um, wegen der im Kurfürstenthum Brandenburg von den Oesterreichern verübten Grausamkeiten, Repressalien zu gebrauchen. Der edeldenkende Kleist vollzog diesen Befehl auf eine musterhafte Weise. Er ließ eine Menge Stroh und Reiser auf einen hohen Berg zusammen tragen, und in Brand setzen; dabei wurden auch einige elende Hütten in der Nähe angezündet, nachdem man ihren Bewohnern Zeit genug gegeben hatte, alle ihre Habseligkeiten zu retten.

Der König erhielt die Nachricht von der bei Freiberg gewonnenen Schlacht auf seinem Marsch nach Sachsen. Die Winterquartiere seiner Truppen wurden dadurch beschleunigt. Er zog eine Kette von Thüringen durch Sachsen, durch die Lausitz, und durch Schlesien, und schloß mit den Oesterreichern einen Waffenstillstand. Diese hatten von allen ihren Eroberungen jetzt, am Ende des siebenten Feldzuges, nur noch einen kleinen Distrikt bei Dresden, und die Grafschaft Glatz inne. Sie fanden den von den Russen befreiten König von Preußen nun zu mächtig, wünschten sich Erholung, und waren daher mit dem Waffenstillstand sehr wohl zufrieden, der sich jedoch nur auf Sachsen und Schlesien erstreckte.

Die Alliirten hatten den Feldzug mit ungünstigen Aussichten eröffnet. Obgleich 20,000 Mann Russen zu ihnen stoßen sollten, deren Marsch bereits regulirt war, und für welche man auch schon Magazine anlegte, so kamen sie doch

nicht; dabei schien auch die Hauptstütze in England zu sinken. Das neue Brittische Ministerium war, wie oben gesagt, dem Kriege in Deutschland sehr abgeneigt, und zeigte daher nicht den geringsten Eifer, Ferdinands Operationen zu unterstützen. Da es jedoch dem herrschenden Minister, Lord Bute, noch nicht rathsam schien, dem Willen der ganzen Nation Hohn zu sprechen, so wurde im Frühling eine Anzahl Rekruten, wie auch ein neues Regiment Bergschotten nach Deutschland geschickt, wo der Eifer, den Krieg fortzusetzen, nirgends nachgelassen hatte. Es hatte sich auch indessen für das Waffenglück der Deutschen ein günstiger Umstand ereignet. Der Herzog von Broglio wurde ein Opfer seiner Feinde in Versailles; er verlor sein Gouvernement im Elsaß, wurde auf seine Güter verwiesen, und mußte das Commando der Armee niederlegen, das der Marschall Etrées wieder erhielt.

Die Truppen der Alliirten setzten sich indessen am Ende des Winters in Bewegung, um den Feldzug von 1762 zu eröffnen. Der Erbprinz griff das Schloß Arensberg an, das von den Franzosen besetzt, und zur Erhaltung ihrer Verbindung mit Cassel sehr nothwendig war. Der Commandant Muret verlangte einen freien Abzug. Dieser wurde nicht gestattet, sondern das Castell mit großer Lebhaftigkeit beschossen. Nach einer sechsstündigen Kanonade ergab sich Muret mit 240 Mann auf Gnade und Ungnade. Auf beiden Seiten wurde nicht ein einziger Mann getödtet, auch keiner verwundet, ein Englischer Officier ausgenommen. Der Erbprinz benutzte seine Vortheile, und näherte sich dem Rhein, hob allenthalben Rekruten aus, brandschatzte, und nahm Geißeln mit. Diese Fortschritte trieben die Französischen Marschälle ins Feld. Soubise und Etrées commandirten am Ober-Rhein, und der Prinz von Condé am Nieder-Rhein.

Man wurde bald gewahr, daß Broglio nicht mehr das Commando hatte. Eine Menge Unfälle, die in diesem Feldzuge die Franzosen trafen, rächten die Ungnade, worin dieser Feldherr unverdient bei seinem Hofe gefallen war. Ferdinand rückte nun vor, ging am 24sten Junius mit Tages Anbruch in sieben Colonnen über die Diemel, und überraschte die bei Wilhelmsthal gelagerten Franzosen; er griff sie an, und trieb sie nach einem sehr hitzigen Gefecht bis

unter die Kanonen von Cassel; andere eilten über die Fulde, und ließen 4000 Todte und Gefangene auf dem Wahlplatz zurück. Die Cavallerie der Alliirten konnte nicht zum Treffen kommen. Die gefangenen Französischen Officiere hatten ihre ganze Bagage eingebüßt. Ferdinand ersetzte diesen Verlust auf eine sehr großmüthige Art. Er gab ihnen den Tag nach dem Treffen ein prächtiges Gastmahl. Unter dem Desert befand sich ein großer verdeckter Aufsatz. Als man in Begriff war, von der Tafel aufzustehen, sagte der Herzog zu den Officieren, indem er auf das Verdeckte zeigte: „Hier, meine „Herren! wird noch etwas für Sie seyn.“ Da keiner von ihnen den Deckel wegnehmen wollte, that es Ferdinand selbst. Die Officiere erstaunten, da sie in diesem mysteriösen Gericht eine Menge goldener Uhren, Dosen, Ringe und andere Kostbarkeiten fanden, wovon jeder jetzt nach Belieben zulangte.

Um die Franzosen auch aus ihrem festen Lager bei Cassel zu vertreiben, schnitt ihnen Ferdinand die Verbindung mit Frankfurt ab. Der Französische General Rochambeau, der diese deckte, wurde angegriffen, und nach einer hartnäckigen Gegenwehr in die Flucht geschlagen. Die ansehnlichen Magazine bei Rothenburg fielen dadurch in die Hände der Alliirten. Ein anderer Sieg wurde den 23sten Julius bei Luternberg zwischen Münden und Cassel von ihnen erfochten, wo das Corps des Prinzen Xavier angegriffen und geschlagen wurde. Man nahm 2000 Sächsische Grenadiere nebst 500 Cavalleristen gefangen, und erbeutete 15 Kanonen. Der Prinz Friedrich von Braunschweig war auch so glücklich, die Feinde vom Kratzenberg zu vertreiben, und eine Menge Gefangener zu machen.

Die Franzosen wurden durch diese Unfälle so geschwächt, daß der Prinz Condé der großen Armee in Hessen eiligst zu Hülfe marschirte. Der Erbprinz setzte sich ihm entgegen, und griff ihn den 1sten September bei Johannisberg an. Das Glück erklärte sich anfangs für die Alliirten, allein die vortheilhafte Stellung der Franzosen, ihre Uebermacht, und eine gefährliche Wunde, die der Erbprinz im Unterleibe empfing, entschieden den Sieg. Ferdinand, der sich in der Nähe befand, kam noch zu rechter Zeit den zurück gebliebenen Trup-

pen zu Hülfe, um eine gänzliche Niederlage abzuwenden. Die Alliirten verloren an diesem Tage 2400 Mann.

Nun geschah die Vereinigung der Französischen Armeen, die jetzt wieder anfingen angreifend zu agiren. Sie belagerten das Schloß Ambneburg an der Ohm. Die Brücke über diesen Fluß, die als Hauptpassage durch eine Schanze gedeckt war, wurde von den Alliirten anfangs nur mit 200 Mann vertheidigt. Beide Heere aber schickten immer frische Truppen ab, um dies Gefecht zu unterstützen, das unter einem überaus heftigen Feuer vierzehn Stunden lang dauerte. Die Franzosen hatten hier 30 schwere Kanonen aufgepflanzt, und beinah eben so viel die Alliirten. Die ersten Vertheidiger der Schanze an diesem Tage waren die Hannoveraner; ihnen folgten die Engländer, sodann die Bergschotten; alle fochten mit ausnehmender Tapferkeit. Immer erschienen neue Regimenter, die Streitenden abzulösen, so daß die Hälfte der Infanterie beider Armeen nach und nach zu dieser Feuerrunde kamen, wo Kanonen und Musketen in ihren schrecklichen Wirkungen wetteiferten. Die Nacht machte dieser mörderischen Kanonade ein Ende, die jedem Theil beinah 1000 Todte und Verwundete gekostet hatte. Die Hannoveraner allein verloren dabei 321 Mann.

Dies große Gefecht geschah am 21sten September. Die Alliirten waren im Besitz der Brücke geblieben. Man grub von beiden Seiten die Artillerie in die Erde, um nöthigen Falls das Trauerspiel am folgenden Tage zu erneuern; allein es wurde nicht fortgesetzt. Da man jedoch mehr um Ehre, als um wesentliche Vortheile stritt, und die Franzosen es bei ihrer großen Macht länger aushalten konnten, so gab Ferdinand den streitigen Posten auf, und zog seine Truppen zurück. Den folgenden Tag ergab sich Ambneburg.

Der Winter war in der Nähe. Es wurde zwar an dem Frieden gearbeitet, allein er war doch nicht gewiß. Ferdinand wünschte daher den Feldzug durch eine auffallende Handlung zu beschließen, und richtete seine Augen auf Cassel. Die Eroberung dieser Stadt, womit die Befreiung des ganzen Landgrafenthums von den Feinden verbunden war, mußte ihm die größten Vortheile gewähren. Dem Prinzen Friedrich von Braunschweig, Bruder des Erbprinzen, der sich

schon in sehr jungen Jahren des seinem Hause eigenen Heldengeistes würdig gezeigt hatte, wurde diese Belagerung von Cassel aufgetragen. Hier war jetzt der General Diesbach, ein Deutscher, Commandant, an die Stelle des Grafen Broglio, der gleichfalls nach der Ungnade, worin sein Bruder bei Hofe gefallen war, den Dienst verlassen hatte. Schon seit zwei Monaten hatte man die Stadt berennt und beschossen, allein erst am 16ten October öffnete man förmlich die Laufgräben. Angriff und Vertheidigung waren lebhaft. Die 6700 Mann starke Besatzung that muthige, aber fruchtlose Ausfälle. Man war hier auf keine lange Belagerung vorbereitet. Alle Bedürfnisse fehlten. Keine Zufuhr war zu hoffen, da Ferdinand alle Wege besetzt und sich so vortheilhaft postirt hatte, daß es den Franzosen unmöglich war, den Belagerten Hülfe zu senden. Es fehlte ihnen in dieser rauhen Jahreszeit an Brennholz; auch wurde ihnen das Brunnenwasser abgeschnitten. Man theilte der Besatzung gleich anfangs Pferdefleisch aus, wovon man einen beträchtlichen Vorrath eingesalzen hatte; auch wurde von Hafer Brod gebacken, so wie von Stärke, von Reiß, und von Kürbissen.

Diese Hungersnoth fühlten die Einwohner am meisten; sie stieg bald zu der Höhe, daß man in der Stadt ein Pfund vom schlechtesten Kuhfleisch mit zwei Gulden bezahlte. Die Mehe Rüben galt einen Thaler, und das Maaß Milch einen Gulden. Der große Mangel an dem Nothwendigsten zwang die Besatzung, sich den 1sten November zu ergeben; sie erhielt einen ehrenvollen Abzug. Diese Belagerung, die von beiden Seiten viel Blut gekostet hatte, war das letzte Todtenopfer, das man hier dem Kriegsgotte brachte; denn zwei Tage nachher wurden die Präliminarien unterzeichnet, die dem Kriege zwischen Frankreich und England ein Ende machten.

Ferdinand entließ nun seine Truppen mit einer rührenden Rede, die allen Anwesenden Thränen auspreßte. Er dankte ihnen für ihr bezeugtes Zutrauen, und für ihren Gehorsam, und schloß mit der Versicherung, daß das Andenken, mit so braven Völkern für sein Vaterland gestritten zu haben, nicht eher als mit dem Ende seiner Tage erlöschen würde. Alles war in Groß-Britannien voll von dem Lobe dieses großen Heerführers. Der Brittische Senat schickte ihm

durch den Sprecher des Unterhauses, Mr. Cust, ein sehr ehrenvolles Danksagungs-Schreiben für die ausnehmenden Dienste, die er England geleistet, und setzte ihm dabei eine jährliche Pension von 3000 Pfund Sterling auf Lebenszeit aus. Die Englische Armee, die von 25,000 Mann bis auf 16,000 herunter gekommen war, trat nun ihren Rückmarsch an. Der Zug der Truppen ging nach Holland, wo Englische Transportschiffe auf sie warteten.

Das mächtige Frankreich war jetzt von allen kriegführenden Mächten diejenige, die den Frieden am sehnlichsten wünschte, da die Finanzen dieser Monarchie völlig erschöpft, der Handel außerordentlich geschwächt, die Seemacht vernichtet, und fast alle ihre entfernten Besitzungen in Asien und Amerika von den Britten erobert worden waren. Zu diesen mannigfaltigen Staatsübeln kam, daß das Königreich in allen seinen Provinzen überaus großen Mangel an baarem Gelde litt, welches in ungeheuern Summen nach Deutschland geschickt worden, oder durch die Caper nach England gekommen war. Ludwig der funfzehnte, die Prinzen von Geblüt, und der vornehmste Adel von Frankreich, schickten ihr Silbergeschirr nach der Münze; allein dies Hülfsmittel war der Größe des Uebels nicht angemessen; dabei war es ein auffallender Beweis von dem über allen Ausdruck herrschenden Mangel. Auch andere patriotische Handlungen schlugen fehl. Die Stände großer Provinzen und einige ansehnliche Städte rüsteten auf ihre Kosten Kriegsschiffe und Caper aus, allein ohne Erfolg; sobald sie in der See erschienen, wurden sie eine Beute der Engländer. Man wollte mit 6000 flachen Böten eine Landung in England vornehmen, und die Zeit der Ausführung war nahe, als das Geheimniß der Landungsplätze, worauf alles ankam, von einem Irländer, Namens Maccalester, dem Englischen Hofe verrathen wurde. Dieser Mensch, der den Franzosen als Spion diente, und in Frankreich wohnte, kam zufällig in Besitz sehr wichtiger Papiere, die er glücklich nach London brachte. Eine Menge dieser platten Fahrzeuge ging bald nachher an den Französischen Küsten zu Grunde. So verfolgte das Unglück die Franzosen zu Wasser und zu Lande. Voltaire sagt: „Frankreich war durch seine Verbindung mit Oesterreich in

„sechs Jahren mehr an Geld und Menschen erschöpft worden, „als durch alle Kriege gegen Oesterreich in einem Zeitraum „von zweihundert Jahren.“

In dieser schrecklichen Lage fing auch die letzte Hoffnung an zu fehlen, da Frankreichs neuer Bundesgenosse, der König von Spanien, in einem einzigen Jahr von den Engländern außer Stand gesetzt worden war, den Krieg länger fortzusetzen. Havanna, der Schlüssel zu den Amerikanischen Provinzen der Spanier, das Bollwerk ihrer Gold- und Silbermärkte, war nebst den großen dort angehäuften Schätzen verloren gegangen; das reiche Manilla war weggenommen; das von den Spaniern schon halb eroberte Portugal fast gänzlich befreit; die blühende Stadt Pondichery in Asien war von Grund aus zerstört, so wie die Handels-Etablissements der Franzosen auf den Afrikanischen Küsten erobert worden, und Canada nebst allen wichtigen Französischen Inseln in Amerika befanden sich in Brittischen Händen. Der Dreizack Neptuns schien nun auf Jahrhunderte den Engländern gesichert. Die Flotten aller Völker erschienen im Dunkeln vor ihrer colossalen Meeresmacht, die als ein auf dem Element des Wassers noch nie gesehenes Meteor glänzte, das in allen Welttheilen Brittische Trophäen beschien, und Strahlen bis zu beiden Polen warf. Alle diese Eroberungen, durch die seltenste Tapferkeit, durch Ströme von Blut, und durch eine, zahlreiche Generationen drückende, Nationalschuld erkauft, wurden, Canada ausgenommen, den Feinden in einem Frieden wieder zurückgegeben, der so sonderbar, so außerordentlich, als der Krieg selbst war.

Friedrich wurde durch diesen Frieden, dessen Urheber Lord Bute war, seinen Feinden überlassen; und als wenn man dem von ganz Europa bewunderten Helden geflissentlich Hindernisse in den Weg legen wollte, so wurde im Tractat ausdrücklich festgesetzt, daß Hannover, Hessen, Braunschweig, und andere Provinzen der Alliirten, von den Franzosen geräumt und zurück gegeben werden sollten; aber in Ansehung der Preußischen Provinzen, Cleve, Geldern, und anderer in Westphalen gelegenen, hieß es bloß, daß sie geräumt werden sollten. Der zwischen England und Preußen geschlossene Tractat, dessen vierter Artikel ausdrücklich besagte,

daß kein Theil weder einen Separatfrieden, noch einen Waffenstillstand ohne des andern Beistimmung machen solle, kam bei den neuen Brittischen Ministern in gar keine Betrachtung. Das Königliche und National-Interesse, die National-Ehre, und die Gesinnungen des Volks, wurden dabei gänzlich aus den Augen gesetzt, daher auch der Tag der Friedens-Proclamation in ganz Groß-Britannien ein Trauertag war.

Der Preußische Gesandte in London protestirte förmlich gegen diesen tractatwidrigen treulosen Frieden, in so weit er seinen Herrn betraf, allein vergebens. Er wurde den 10ten Februar 1763 ratificirt. Dies Verfahren machte auf Friedrich den tiefsten Eindruck, und erzeugte bei ihm eine Abneigung, nicht gegen den schuldigen Hof, sondern gegen die unschuldige ihn anbetende Englische Nation, die nie einstimmiger als zu seiner Rettung gewesen war, und alle seine Siege mit ausschweifenden Freudensbezeugungen gefeiert hatte. Nie wurde ein ausländischer Fürst von den Britten so vergöttert, als Friedrich. Die größten Redner des Parlaments von allen Parteien wurden nicht müde, ihn bis zum Himmel zu erheben; die Englischen Dichter besangen seine Triumphe, und der Pöbel verbrannte die Bildnisse seiner gekrönten Feinde auf den öffentlichen Plätzen. Diese National-Stimmung eines freien und sehr cultivirten Volks, die so viel auf der Wagschale des Ehrgeizes wiegen sollte, konnte jedoch die politischen Sünden des Cabinets zu St. James nicht in Friedrichs Gemüth aussöhnen. Die ganze Brittische Nation, die er nie recht kannte, mußte es entgelten. Ihr edler Enthusiasmus für ihn, und ihre so bereitwillig für eine fremde Sache gegebenen Subsidien wurden sehr geschwind vergessen. An die Stelle der Dankbarkeit trat eine Abneigung, die Friedrich auf mannigfaltige Art äußerte, und die auch nicht eher als mit seinem Leben erlosch.

Der König von Preußen benutzte mittlerweile den geschlossenen Waffenstillstand, der sich aber nur auf Sachsen und Schlesien, und überhaupt bloß auf die Preußischen und Oesterreichischen Provinzen erstreckte, um ein Corps von 10,000 Mann ins Reich (Oberdeutschland) zu schicken. Er wollte die feindlichen Reichsstände mit Gewalt zur Neutralität bringen. Der Husaren-General Kleist erhielt den Auftrag, den er auch

mit so viel Geschwindigkeit, als Klugheit ausführte. Er erschien in Franken, das fast ganz wider Friedrich verbündet war. Bamberg und andere wichtige Städte wurden eingenommen. In ersterer Stadt wurde die Contribution auf eine Million Thaler festgesetzt, und nun ging der Marsch auf Nürnberg, das Deutsche Venedig, zu. Diese damalige Reichsstadt stellte ein sonderbares Bild dar; der Sprache und den Sitten nach Deutsch, allein der Staatsverfassung, der Gesetzgebung, und dem politischen Eigendünkel nach, ganz Venetianisch; die Regierung von gewissen Familien ausschließungsweise verwaltet; geringe Freiheit des Bürgers; Seltenheit weiser Gesetze zur Beförderung der Industrie, und hohe Begriffe von ihrer Wichtigkeit.

Der Magistrat von Nürnberg ließ dem Preußischen General die Thore öffnen, nachdem er ihm eine Capitulation im barbarischen Reichsstyl herausgesandt, und die Abgeordneten ihre kirchliche, bürgerliche und militairische Freiheit umständlich erörtert hatten. Diese Sprache war für den Husaren-General neu; er versprach auf alles zu antworten, sobald er in der Stadt seyn würde. Die Antwort aber, die nicht lange ausblieb, war in einem andern Styl; eine starke Brandschatzung von 1,500,000 Reichsthaler, und die Ausräumung des Zeughauses. Kleist ließ seine Husaren während dieser Operation nicht unthätig; sie schwärmten allenthalben herum, erpreßten Contributionen, und verbreiteten Schrecken bis an die Ufer der Donau. Hier befreiten sie die sämmtlichen Geißeln, die von den Reichs-Truppen in dem Laufe des Krieges aus den Preußischen Ländern fortgeschleppt waren. Man kannte die Preußen in den südlichen Reichsländern bis jetzt nur durchs Gerücht. Hinter den Mauern der Städte verlachte man gewöhnlich kleine Trupps von leichter Reiterei. Jetzt aber kamen Husaren dieses Volks, stiegen von ihren Pferden, und bestürmten die Städte. So wurde die freie Reichsstadt Windsheim eingenommen, und die freie Reichsstadt Rotenburg an der Tauber öffnete ihre Thore 25 Preußischen Husaren, die auch mit einem Sturm gedroht hatten. Die bewaffneten Bürger kamen von den Wällen herunter, und bezahlten 100,000 Reichsthaler Brandschatzung. Alle Reichsfürsten in Süd-Deutschland geriethen in Schrecken,

und der Herzog von Würtemberg, der so viel zu verantworten hatte, war auf dem Punkt, in Elsaß seine Rettung zu suchen.

Die Husaren, die auf allen Seiten feindliche, sehr schlecht besetzte Provinzen vor sich sahen, streiften immer vorwärts, und kamen bis eine Meile von Regensburg. Die Amphictyonen des Deutschen Reichs *) geriethen in Bestürzung; diejenigen besonders, die den ganzen Krieg hindurch wider den König von Preußen auf dem Reichstag gestimmt hatten, befürchteten seine Rache. Viele machten Anstalten, sich zu retten; die Donauschiffe wurden mit Kostbarkeiten beladen, und der Reichstag schien zu Ende zu seyn. In dieser Verlegenheit, da Selbsterhaltung der einzige Denkspruch war, wurden alle politische Grundsätze und Entwürfe, kurz alle andere Betrachtungen aus den Augen gesetzt. Der von der Majorität so sehr angefeindete, und seit sieben Jahren mit der größten Erbitterung verfolgte Preußische Gesandte Plotho wurde nun förmlich um Schutz ersucht. Man bat bei ihm um Sicherheit für eine Reichs-Versammlung, die so unermüdet beschäftigt gewesen war, den Untergang seines Monarchen zu bewirken. Der Magistrat zu Regensburg schickte eine feierliche Deputation an ihn, und flehte um die Gnade des Königs. Plotho, mit großer Vollmacht versehen, ertheilte den erbetenen Schutz, und die Preußischen Husaren ließen sich nicht mehr in der Nähe von Regensburg blicken.

Die Oesterreichischen Truppen hatten dieser ganzen Expedition gelassen zugesehen, da sie sich durch den Waffenstillstand gebunden glaubten. Endlich aber langten Befehle aus Wien an. Ein starkes Corps Oesterreicher kam aus Böhmen in forcirten Märschen, und vereinigte sich mit den Reichs-Truppen unter dem Prinzen von Stollberg. Diese Armee rückte nun in Franken ein; auch der Prinz Xavier näherte sich mit einem ansehnlichen Corps Sachsen von der Seite von Würzburg. Kleist, zu schwach sich mit einem ganzen Heere in ein Treffen einzulassen, zog sich zurück, und kam mit vielen Geißeln, großen Geldsummen und 12 neu gegossenen Nürnberger Kanonen glücklich nach Sachsen zurück.

*) Regensburg war damals noch der Sitz des Deutschen Reichstages. Erst 1806 hörte dies auf. Th. H.

Die Reichsstände, die mit Erstaunen wahrgenommen, daß die Franzosen in Bereitschaft standen über den Rhein zurück zu gehen, und zugleich sahen, welch ein entscheidendes Uebergewicht Preußen jetzt über Oesterreich errungen hatte, zeigten nun thätig ihre Abneigung, den Krieg fortzusetzen. Baiern gäb von dieser Neutralitäts-Gesinnung den stärksten Beweis. Die Kurfürstlichen Truppen besetzten die Päße an der Donau, und verweigerten den Oesterreichern den Durchzug; auch waren die Baiern und Pfälzer die ersten, die sich von der Reichs-Armee absonderten, und, ohne auf den Widerspruch der Reichs-Generalität zu achten, in der Mitte des Januars ihren Rückmarsch nach Hause antraten. Der Kurfürst von Baiern bat nun förmlich um Frieden, ihm folgte der Kurfürst von Mainz; ein gleiches thaten die Bischöfe von Würzburg und Bamberg. Mecklenburg hatte schon im December einen Separatfrieden mit Preußen geschlossen, und 120,000 Reichsthaler Contributionsreste bezahlt, die der König von Dänemark vorschoß.

Friedrich dachte nun, mit freiern Händen den künftigen Feldzug entscheidend zu machen. Hiezu würden alle Maaßregeln genommen, und jede Hülfsquelle benutzt. Unter diesen wurde das bereits ganz entnervte Leipzig nicht vergessen. Der König forderte abermals von der Stadt 400,000 Ducaten. Man wandte sich wieder an den alten Vermittler Gotzkowsky, und bat dringend um seinen Beistand, den die Einwohner jedoch kaum mehr erwarten konnten; denn die Empfindungen des Danks erkalteten bei ihnen nach und nach, da die Gefahr vorüber war, und zur Zahlung der Schuld Anstalten gemacht werden mußten. Der edle Mann und seine Vermittelung wurden nun in Leipzig verwünscht. Es hieß: die Einkerkerungen und alle andere Greuel würden doch ein Ende genommen haben, wenn man ausgehalten hätte; nur der Vermittler habe das Unglück der Einwohner aufs höchste gebracht, und sie zu Bettlern gemacht. Diese Aeußerungen, verbunden mit unfreundlichen Handlungen, waren so allgemein, daß Gotzkowsky, der sich damals in Hamburg befand, es abschlug, sich von neuem einem so undankbaren Geschäft zu unterziehen; da man überdies die Zahlungen nicht zu rechter Zeit geleistet, er aber die seinigen an die Königlichen

Kassen hatte machen müssen. Der Leipziger Magistrat aber ließ nicht nach mit Bitten, bis Gotzkowsky das Vergangene großmüthig vergaß, und nach Leipzig eilte. Auf seine Vorstellungen verminderte der König die neue Forderung bis auf 100,000 Ducaten in Golde, und 700,000 Reichsthaler gangbarer Silbermünze, wofür Gotzkowsky wie gewöhnlich seine eigenen Wechsel gab.

Außer dieser Stadt-Contribution aber war der Leipziger Kreis noch über 3 ei Millionen Reichsthaler baar Geld, und einige tausend Wispel Getreide zu liefern schuldig. Beides überstieg die Kräfte des Kreises. Man drohte mit Plünderung, und fing auch in einigen Dörfern wirklich damit an. Es war an einem Sonntag, als der Lärm ausbrach. Alles Landvolk stürzte nach der Stadt. Das Wehklagen war erbärmlich, und ertönte in allen Häusern und Gassen. Gotzkowsky schlug sich auch hier ins Mittel, zog Erkundigung ein von dem Möglichen und Unmöglichen, und nun begab er sich zum König, der damals sein Winterquartier in Leipzig hatte. In wenig Stunden war die Sache berichtigt. Es wurden nur 400,000 Reichsthaler an Geld, und 1000 Wispel Getreide geliefert, wofür Gotzkowsky Bürge war. Die Sächsischen Bergstädte befanden sich in eben der Noth wegen großer Reste; auch diese flehten um den kräftigen Beistand des Berliner Kaufmanns, der sich auch gleich willig bezeigte, und ihre Schuldenlast auf sich nahm, und nun hatten alle militairische Executionen ein Ende *).

Mit der vorgedachten glänzenden Operation der Preußen im Reich wurde der Krieg beschlossen, dessen Ende Maria Theresia nun auch ernstlich wünschte. Die Hoffnung, Schlesien zu erobern, war schon nach dem Abgang von Rußland

*) Der in so vieler Rücksicht verehrungswürdige Kaufmann Gotzkowsky gehörte zu den wenigen Edlen, die, ohne Rücksicht auf Lohn, das Gute und Rechte um des Guten willen thun, und darüber oft selbst ein Opfer des Schicksals werden. Auch er wurde durch die großen, im Jahr 1764 in Holland ausgebrochenen Banquerotte zu Grunde gerichtet. Eine nicht geringe Anzahl Wittwen und anderer hülfsbedürftiger Personen, die bestimmte Jahrgelder von einem unbekannten Wohlthäter genossen hatten, erfuhren erst jetzt, da diese Hülfe aufhörte, den Namen des großmüthigen Mannes. Er starb in Berlin im Jahr 1775, zwar nicht dürftig, aber doch arm.

und Schweden gänzlich verschwunden, und der Krieg wurde seitdem nur Ehren halber fortgesetzt. Man machte jedoch Oesterreichischer Seits einen Entwurf, die Länder des Königs von Preußen, die die Franzosen bisher inne hatten, in Besitz zu nehmen; und die Franzosen, die durch die offenbare Treulosigkeit der Englischen Minister, laut der Friedensworte, zu keiner Rückgabe der Preußischen Provinzen, sondern zu einer bloßen Räumung verbunden waren, zeigten sich auch nicht abgeneigt, sie den Oesterreichern zu überliefern. Der Abzug wurde daher so lange verzögert, bis sich bei Rüremonde ein Corps von Theresiens Truppen versammelt hatte. Friedrich aber, dem es jetzt nicht an Soldaten fehlte, der die bei der alliirten Armee gestandenen leichten Truppen in Sold genommen hatte, und der überdies die nunmehr unbeschäftigten Hessen und Braunschweiger auch zu seinem Dienst bereit fand, machte wirksame Gegenanstalten, und schickte ein Corps Truppen nach Westphalen. Hiedurch wurde der Entwurf vereitelt, da die Franzosen denselben nicht durch ihre Waffen unterstützen wollten. Die Preußen nahmen daher schon im December 1762 von allen diesen Oertern Besitz.

(1763.)

Der König machte jetzt den Entwurf, den Feldzug mit 200,000 Mann zu eröffnen, die in Sachsen, in Schlesien, und am Rhein zugleich agiren sollten; 25,000 Mann aber waren bestimmt, bei den noch gegen ihn bewaffneten Reichsständen durch gewaltsame Mittel das Verlangen nach Frieden zu erwecken. Ein Feldzug im Reich hatte für die Preußen etwas sehr anziehendes, sowohl wegen der leichten Eroberungen, als des zu erwartenden Ueberflusses und der Beute. Die Rekruten strömten haufenweise herzu, und die Remontepferde wurden mit großer Geschwindigkeit aus Dänemark, Rußland und Polen herbeigeschafft.

Die Lust, den Kreig fortzusetzen, wurde nun aber in Wien immer schwächer. Friedrich, der jetzt alle seine Staaten, selbst seine so lange entbehrten Provinzen, das König-

reich Preußen und die Westphälischen Länder, wieder besaß, schien ohne Bundesgenossen und ohne Subsidien, nach sieben schrecklichen Feldzügen, so furchtbar und mächtig als jemals. Man erwartete, ihn mit seinen von allen Seiten zusammen gezogenen Heeren schon wieder in Böhmen zu sehen. Dagegen befand sich Theresia mit ihren Armeen nun ganz allein, ohne Alliirten, auf dem Kampfplatze. Sie konnte auf die Reichsstände gar nicht mehr rechnen; denn selbst ihre eifrigsten Anhänger, des Krieges herzlich müde, und durch die Preußische Reichs-Invasion geschreckt, riefen alle nach und nach ihre Truppen zurück. Der Geldmangel war zwar in Oesterreich nicht wie in Frankreich so allgemein; allein die Finanzen des Staats waren äußerst zerrüttet: die Schatzkammer, die selbst im Anfang des Krieges nicht gefüllt gewesen war, befand sich trotz allen Anleihen, Auflagen und politischen Hülfsquellen leer, und die Bedürfnisse wurden immer dringender. Bei Friedrich hingegen zeigte sich keine Spur des Mangels; an Anleihen ausländischer oder einheimischer Capitalien wurde bei ihm nie gedacht, und was wirklich erstaunenswürdig war, so wurden seine Unterthanen mit keiner Kriegssteuer, noch überhaupt mit einer neuen Auflage beschwert.

Deutschland hatte jedoch im Laufe dieses Krieges außerordentlich gelitten. Ganze Kreise waren verheert worden, und in allen übrigen war Handel und Gewerbe im Stocken, und dieses ungeachtet der Geldströme aus Frankreich, England, Rußland und Schweden, die theils von den Armeen selbst, theils durch die Subsidien, nach Deutschland gebracht wurden. Man hat diese Gelder auf mehr als 500 Millionen Reichsthaler berechnet, die nach und nach theils in die Schatzkammern der Fürsten flossen, und hier verschlossen wurden, theils auch durch den steigenden Luxus unvermerkt ihren Rückfluß zu den großen handeltreibenden Nationen nahmen, ohne die Deutschen zu bereichern.

Ganz Hinter-Pommern und ein Theil von Brandenburg waren Einöden. Andere Länder befanden sich in einem nicht viel bessern Zustande; es fehlte entweder gänzlich an Menschen, oder doch an Männern. In vielen Provinzen gingen die Weiber hinterm Pflug, und auch die übrigen

schweren

schweren Landarbeiten wurden von Mädchen verrichtet. In anderen Provinzen aber fehlten auch diese. Man sah große Strecken fruchtbares Land, wo die Spuren des vormaligen Ackerbaues nicht mehr merkbar waren. Die Amerikanischen Wüsteneien des Ohio und des Oronoko zeigten jetzt ihr schreckliches Bild in den sonst so cultivirten Feldern Deutschlands an der Oder und Weser. Ein Officier schrieb, daß er sieben Dörfer in Hessen durchritten, und darin nur einen einzigen Menschen gefunden habe. Dies war ein Prediger, der sich Bohnen kochte.

Diesem so ausgebreiteten Jammer machte der 15te Februar ein Ende. An diesem Tage wurde der Friede auf dem Schlosse Hubertsburg in Sachsen geschlossen, nachdem einige Tage zuvor der Reichstag in Regensburg sich förmlich neutral erklärt hatte. Nur ein Paar Wochen waren zu diesem so wichtigen Friedensgeschäft erforderlich, weil man es jetzt ernstlich meinte, und daher die zweckmäßigsten Maaßregeln ergriff, es abzukürzen. Die Friedensräthe waren keine Staatsminister und außerordentliche Botschafter, die sich gewöhnlich mehr durch Gepränge, Gastmähler und Ceremonien als durch Arbeit auszeichnen, sondern drei wegen ihrer Klugheit und Thätigkeit bekannte Männer, die mehr mit Verdiensten als mit Titeln prangten. Es war der Oesterreichische Hofrath Kollenbach, der Preußische Legationsrath Hertzberg, nachmaliger Staatsminister, und der Sächsische geheime Rath Fritsch. Diese, mit großer Vollmacht versehen, entwarfen die Friedensartikel, deren Inhalt vorzüglich die Räumung der im Kriege eroberten oder besetzten Länder und Oerter betraf, wobei von jeder Seite auf Entschädigung Verzicht gethan wurde. Dies war die von Friedrich vorgeschlagene Grundlage der Unterhandlung. Der Wiener Hof machte zwar Versuche, Glatz zu behalten, und erbot sich, dafür Ländereien und Geld zu geben; Friedrich aber wollte diesen wichtigen Ort um keinen Preis verlieren. Die Oesterreicher bequemten sich daher zur Zurückgabe desselben, wobei sie nichts von den neuen Festungswerken einrissen, sondern alles ließen, wie es war, und dies mit der großmüthigen Erklärung, die Kollenbach that, daß sein Hof sich kein Verdienst daraus zu machen gedächte. Der König befahl

dagegen, da die Räumung des Orts wegen mangelnder Pferde am bestimmten Tage nicht wohl geschehen konnte, die Oesterreicher nicht zu übereilen. Sie übergaben den Preußen alle zur Festung gehörige Kanonen und Mörser, nebst 2641 Centnern Pulver, dabei ließen sie von ihrer eigenen Munition 9219 Bomben und Granaten, wie auch 52,803 Kanonenkugeln zurück, um den kostbaren Transport zu ersparen; ein freiwilliges Geschenk von einer sehr sonderbaren Art, da die künftige Bestimmung dieser an den Grenzen von Böhmen aufbehaltenen Mordinstrumente wohl nicht zweifelhaft war.

Sachsen wurde nun von den Preußen geräumt, nachdem sie noch zuvor mehr als jemals beschäftigt gewesen waren, die rückständigen Contributionen einzutreiben. Noch nie hatte man deshalb so harte Maaßregeln ergriffen. Die Sächsischen Einwohner, in Rücksicht des nahen Friedens, wollten sich mit ferneren Lieferungen und Zahlungen nicht übereilen. Nun wurden reiche Leute in Verhaft genommen, Jünglinge aus wohlhabenden Familien mit dem Soldatenstande, und ganze Städte mit der Plünderung bedroht. Durch diese gewaltsamen Mittel, die selbst die gutmüthigsten Befehlshaber, durch Königliche Befehle gedrängt, befolgen mußten, wurde der Zweck zum Theil erreicht, und große Summen, die man nie zu zahlen gedachte, zusammen gebracht. Diese Preußischen Civilexecutionen in Sachsen wurden endlich noch mit einer sonderbaren Maaßregel beschlossen. Friedrich, um in seinen Staaten den großen Verlust an Menschen zu ersetzen, befahl, die Soldaten zum Heirathen zu nöthigen. Die gute Bildung des weiblichen Geschlechts in Sachsen lud ohnehin zum Ehestande ein. Die Befehlshaber aber, deren Interesse ein großer Troß Weiber zuwider war, und die überdies Unordnung befürchteten, waren mit ihrer Aufmunterung nur sehr sparsam, bis der König von den Regimentern die Listen der Neuverheiratheten verlangte. Nun gaben die Befehlshaber den Soldaten das Signal zum Ehestande, und schaarenweise eilten diese zum Altar. Eine große Menge Weiber zogen mit den Preußen aus dem Lande fort, und fast eben so viel Mädchen folgten ihnen nach. Sie trugen das ihrige bei, die verheerten Provinzen wieder zu bevölkern.

Die Preußen hatten in diesem Kriege, ohne die zahlreichen Treffen und großen Gefechte zu rechnen, in sechszehn Schlachten gefochten. Es wurden von ihnen und ihren Feinden zwanzig Belagerungen unternommen. Die Kriegskosten Friedrichs betrugen 125 Millionen Reichsthaler, die er aus den gewöhnlichen Einkünften seiner Staaten, aus Sachsen, aus Mecklenburg und andern feindlichen Ländern, und aus England zog. Theresiens Kriegskosten hingegen überstiegen alle Einkünfte ihrer großen Monarchie so sehr, daß der Staat mit hundert Millionen Reichsthaler neuer Schulden belastet wurde. Am meisten aber hatte Frankreich verloren. Dieser Krieg kostete der Nation 677 Millionen Livres, und dies zu einer Zeit, wo die jährlichen Staatseinkünfte nur 367 Millionen betrugen, so daß also der ganze Ertrag dieses großen Königreichs von mehr als zwei Jahren, einem für fremdes Interesse geführten Kriege aufgeopfert worden war.

Die Monarchen Europens befanden sich also nach sieben blutigen Jahren in Ansehung ihrer Eroberungsentwürfe auf eben dem Punkt, wo sie ausgegangen waren, nachdem man in allen Welttheilen gefochten, nachdem das Blut vieler hundert tausend Menschen geflossen, und Millionen Familien elend geworden waren; ein Zustand, der auf mannigfaltige Art auf die folgenden Generationen übertragen wurde. Dieser Krieg hatte Sachsen allein an Geld und Producten aller Art siebzig Millionen Reichsthaler gekostet, und Europa hatte dabei über eine Million Menschen verloren. Alle Staaten, die an dem Kriege Theil nahmen, der Preußische allein ausgenommen, hatten ihre durch Auflagen ohnehin hart gedrückten Länder mit ungeheuern Schulden belastet; das Ziel der Feinde Friedrichs war nicht verrückt, sondern gänzlich verfehlt. Aber der Held, dessen Untergang in den Augen aller Sterblichen unvermeidlich schien, der selbst mitten unter seinen Triumphen an seiner Rettung zweifelte, krönte jetzt seine Thatkraft mit einem glorreichen Frieden, ohne von allen seinen Staaten auch nur ein einziges Dorf einzubüßen.

Nun fing die große Culturepoche der Deutschen an; ein Nationalglück, das durch den Willen des Schicksals von jeher bei den berühmtesten Völkern unter den schrecklichsten Kriegen

erzeugt wurde. Die goldenen, der spätesten Nachwelt heiligen Zeitalter der Wissenschaften und Künste, unter Alexander, unter August, unter den Medici's und unter Ludwig dem vierzehnten waren es, wo auch der Ruhm der kriegerischen Thaten der Griechen, der Römer, der republikanischen Italiäner, und der Franzosen, den höchsten Gipfel erreichte. Bei allen diesen Völkern sangen die Musen, und forschten die Weisen unter dem fürchterlichsten Getöse der Waffen. Dies war auch in Friedrichs Zeitalter das erhabene Loos der mit ihrer schweren Sprache ringenden, und gegen zahllose Vorurtheile anderer Nationen kämpfenden Deutschen. Während daß Europa ihre Thaten auf den Schlachtfeldern anstaunte, pflanzten sie unvergängliche Trophäen im Reiche des Wissens, und nahmen als ein hoch ausgebildetes Volk in Minervens Tempel eine Ehrenstelle ein, wie sie seit Jahrtausenden nur sehr wenigen Nationen zu Theil wurde.

Der durch den beständigen Anblick außerordentlicher Kriegsscenen erhöhte Geist der Deutschen nahm jetzt eine andere Richtung, und umspannte das unermeßliche Feld der menschlichen Forschungen. Die Musen, gleich nach ihrer beglückenden Erscheinung auf Deutschlands Fluren durch das Kriegsgetümmel geschreckt, kehrten nun in ihre ruhigen Wohnsitze zurück, und bemühten sich, das bisher rauhe Leben der Krieger und der Kriegsgenossen durch ihre Töne sanfter zu stimmen. Alles dies geschah jetzt mit eben dem glücklichen Erfolg in Deutschland, wie einst in dem alten Rom, da Künste und Wissenschaften zugleich mit den Legionen triumphirten, und August den Janus-Tempel schloß.

So endigte sich der siebenjährige Krieg; eine der denkwürdigsten Welthegebenheiten, die in den Jahrbüchern irgend eines Reichs verewigt sind; den erstaunenswürdigsten der Vorwelt gleich; ein Krieg, der, reich an außerordentlichen, mannigfaltigen Scenen, die Erwartungen aller Menschen täuschte, und für die Feldherren, Staatsmänner, und Philosophen jedes Volks und jedes Zeitalters lehrreich, für alle Deutsche aber besonders merkwürdig bleiben, und für Preußen auf alle Folgezeiten als Denkmal außerordentlicher Thatkraft da stehen wird.

Zur Erläuterung der Kupfer.

1) Die Charte

bildet den Schauplatz des siebenjährigen Krieges ab. Sie gewährt eine vollständige Uebersicht von den Gegenden, die der eigentliche Tummelplatz der streitenden Heere waren, und zeigt in jedem Lande die Haupt- und Kreisstädte, die Festungen, so wie die durch feste Lager oder durch Magazine wichtig gewordenen Oerter und die Positionen der Armeen bei den gelieferten Schlachten. Die Preußen und ihre Bundesgenossen sind durch roth, die Oesterreicher durch gelb, die Russen durch grün, und die Franzosen durch braun angedeutet. Außerdem verschafft sie eine anschauende Kenntniß von der Lage und dem Verhältniß der Preußischen zu einem Theil der feindlichen Länder.

2) Schwerin.

Carl Christoph, Graf von Schwerin, Königl. Preuß. General-Feldmarschall, war 1684 in Schwedisch-Pommern geboren, trat 1700 in Holländische Kriegsdienste, focht unter den Augen Eugens und Marlboroughs, wohnte den Schlachten von Ramillies und Malplaquet bei, und wurde 1705 Hauptmann. Als solcher vertauschte er die Holländischen Dienste gegen die Herzoglich-Mecklenburgischen, wurde 1708 Oberst, und drei Jahr darauf vom Herzog mit geheimen Aufträgen an Carl XII. nach Bender geschickt, von wo er erst nach einem Jahr zurückkehrte, und dann von seinem Herzog zum Brigadier (Großoberst), 1718 aber zum Generalmajor ernannt wurde. Als solcher schlug er 1719 bei Walsmölen mit 12,000 Mann Mecklenburger und Russischer Hülfsvölker die Commissions-Armee von 13,000 Mann Hannöverscher Truppen, welche der Kaiser in das Mecklenburgische hatte

einrücken lassen, um die Zwistigkeiten des Herzogs mit seinen Landständen zu schlichten. Nachdem aber die herzogliche Armee vermindert, und Vorpommern, wo Schwerins Güter lagen, an Preußen gefallen war, so ging er in die Dienste des Königs Friedrich Wilhelm, dessen Gunst er sich durch Scharfblick und Feldherrntalent bei allen ihm übertragenen Unternehmungen in einem hohen Grade erwarb, so daß er 1739 zum General en Chef der Preußischen Infanterie ernannt wurde. Friedrich II., schätzend die Erfahrungen eines Feldherrn, die er damals selbst noch nicht haben konnte, erhob schon im Jahr seiner Thronbesteigung den General-Lieutenant Schwerin in den Grafenstand, und ernannte ihn zugleich zum Feldmarschall seiner Armeen. Was er seinem König und der Preußischen Armee durch seine Heldentugenden in den beiden Schlesischen Kriegen, und noch späterhin als Greis im siebenjährigen Kriege gewesen, davon zeugen in der Geschichte dieser Feldzüge besonders die Namen Molwitz und Prag. Mit seinem Blute ward der Prager Sieg erkauft. Er fiel mit der Fahne in der Hand, von vier Kartätschenkugeln niedergestreckt. Friedrichs Thränen flossen dem gefallenen Helden; späterhin 1771 errichtete der Königliche Freund seinem gefallenen Kameraden auf dem Wilhelmsplatz zu Berlin ein marmornes Standbild, welches unsern Helden in dem Augenblick darstellt, wo er mit der Fahne in der Linken gegen den Feind vorschreitet.

3) Seydlitz.

Friedrich Wilhelm, Freiherr von Seydlitz, Königl. Preuß. General der Cavallerie, wurde 1722 zu Cleve geboren, und trat 1738 bei dem Cürassier-Regiment des Markgrafen von Brandenburg-Schwedt, bei welchem sein Vater Rittmeister war, als Cornet in Preußische Kriegsdienste. Mit allen Talenten eines Generals geboren, zeichnete er sich fast in allen Schlachten der Schlesischen Kriege durch Klugheit und Muth vortheilhaft aus, besonders bei Sorr, Lowositz, Kollin, und vorzüglich in der Schlacht bei Roßbach, die, durch ihn gewonnen, die Folge hatte, daß Friedrich ihn, der erst 35 Jahr alt, und der jüngste General-Major bei der Armee war, zur Anerkennung seiner Verdienste, zum General-Lieutenant und Ritter des schwarzen Adlerordens erhob. In der Schlacht von Zorndorf eroberte er mit seinem Regiment eine schwere Russische Batterie, deckte nach dem Ueberfall bei Hochkirch den Rückzug, rechtfertigte gegen Friedrich seine bei Kunersdorf glücklich gewählte, aber durch dreimaligen Königlichen Befehl gezwungen aufgegebene, Stellung, worauf die Schlacht verloren ging, und beschloß seine Kriegsthaten mit dem Sieg bei Freiberg. Nach Beendigung des siebenjährigen Krieges ernannte ihn der König zum General von der Cavallerie, und

zum General-Inspector der sämmtlichen Cavallerie in Ober- und Niederschlesien. Er starb 1773. Auch sein Andenken ehrt auf dem Wilhelmsplatz ein Standbild von weißem carrarischen Marmor in dem Costüm damaliger Zeit.

4) Ziethen.

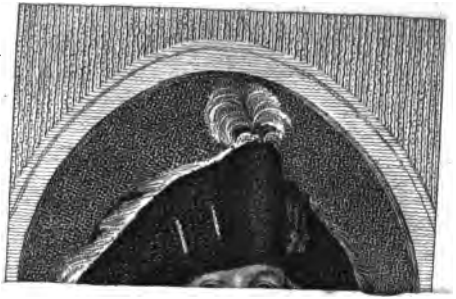
Hans Joachim von Ziethen, Königl. Preuß. General der Cavallerie, wurde 1699 auf seinem väterlichen Gute Wustrau im Ruppinschen geboren, und begann seine militairische Laufbahn im 15ten Jahre bei dem Infanterie-Regiment von Schwendy. Nach einigen Unterbrechungen des Kriegsdienstes ward er wieder 1730 bei der Leibhusaren-Compagnie angestellt, die der König in Berlin errichten ließ, und aus welcher das nachmals so berühmt gewordene Regiment hervorging, machte als Rittmeister 1735 den Feldzug gegen die Franzosen am Rhein mit, und kam 1736 von dort als Major wieder zurück. In den drei Schlesischen Kriegen war Ziethen fast beständig bei des Königs Armee, und hatte daher auch an allen Operationen derselben Antheil. Schon im ersten Schlesischen Feldzug erhob ihn Friedrich zum Oberst-Lieutenant, und wenige Tage nachher, da Ziethen bei Rothschloß ein ganzes Regiment Oesterreichischer Cavallerie gefangen nahm, zum Obersten, gleich darauf auch zum Chef des Husaren-Regiments. Im zweiten Schlesischen Kriege erhielt er das Patent eines General-Majors, und focht als solcher bei Neustadt in Oberschlesien, und in der Schlacht bei Hohenfriedberg, wo er die Reserve commandirte. Vor dem Ausmarsch zum siebenjährigen Kriege ward er General-Lieutenant, erhielt für seine ausgezeichnete kluge Führung der Vordertruppen vor der Schlacht bei Prag den schwarzen Adlerorden, jagte in dieser Schlacht die Oesterreichische Cavallerie in die Flucht, schlug unmittelbar nachher den General Nadasti, der die Oesterreichischen Magazine decken sollte, die nun den Preußen in die Hände fielen, trug bei Leuthen zur Vollständigkeit des Sieges das Meiste bei, worauf er dem von ihm verfolgten Feinde 3000 Wagen abnahm und 9000 Mann zu Gefangenen machte, deckte im Sommer 1758 einen wichtigen Transport von Troppau nach Olmütz, wovon er den vornehmsten Theil glücklich zum König brachte, und hielt auf dem Schlachtfelde von Liegnitz, während Friedrich den General Laudon schlug, die von dem Feldmarschall Daun befehligte große Oesterreichische Armee so zurück, daß sie an dem Treffen keinen Antheil nehmen konnte, wofür der König ihn auf der Stelle zum General der Cavallerie ernannte; endlich erfocht Ziethen in der Schlacht bei Torgau mit dem rechten Flügel der Armee den Sieg, der schon in Dauns Händen war. Nach dem Hubertsburger Frieden gab Friedrich seinem ergrauten Krieger ausgezeichnete Beweise seiner Huld.

Ziethen starb nach glücklich verlebtem Greisenalter im Jahr 1786. Eine von Schadow gearbeitete Bildsäule auf dem Wilhelmsplatz, auf Befehl Friedrich Wilhelms II. im Jahr 1794 errichtet, bewahrt unter dem Preußischen Volke das Andenken an diesen seinen Lieblingshelden.

5) Die illuminirten Figuren

stellen auf dem einen Bilde einen Kosaken und einen schwarzen Husaren, und auf dem andern einen Kroaten und Bergschotten dar. Diese Krieger gehören in mehrfacher Beziehung zu den merkwürdigsten Truppen-Gattungen des siebenjährigen Krieges, und sind hier wegen ihres ausgezeichneten Costüms nach dem Leben abgebildet worden.

Gedruckt bei J. G. F. Knieſtädt.



Memel
Gorzdy
Garden
Tilsit
Labiau
Königsberg
Tapiau
Wehlau
Pillau
Brandenburg
Friedland
Hela
Heiligenbeil
Braunsberg
Bartenstein
Rastenburg
Kl. Oliva
Dantzig
Mirachau
Dirschau
Bernt
Marienburg
Stargart
Saalfeld
Marienwerder
Allenstein
Hohenstein
Neuenburg
Graudentz
Willenberg
Baldenburg
Konitz
Tuchel
Schluchow
Schwetz
Culm
Lobau
Soldau
Korzellen
Strasburg
Gollup
Rypin
Prasznic
Bromberg
Nackel
Thorn
Pultusk
Zwin
Zakroczym
Obernitz
Weichsel Fl.
Bug Fl.
Curische Haff
Frische Haff
Canal
Russ Fl.
Tilsit
Pregel Fl.
Gr. Tägersdorf
Leba
Lebe
Rü
Rastenburg
Rössel
Heilsberg
Fl. Bing
Colbütow
Tiptow
Greiffenberg
Baldenburg
Wolden Fl.
Berlinchenmühl
Wriesen
Oberniz
E E
P R E U S S E N

MAY 9 1935